

Die Insel Felsenburg.

Zweites Bändchen.

Druck und Papier
von Fr. Vieweg und Sohn
in Braunschweig.

Die Insel Felsenburg

oder

wunderliche Fata einiger Seefahrer.

Eine Geschichte

aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts.

Eingeleitet

von

L u d w i g T i e c k .

Zweites Bändchen.

Breslau,

im Verlage von Josef May und Comp.

1 8 2 8 .

Inhalt des zweiten Bändchens.

!

Seite

Fortsetzung der Geschichte des Albert Julius.....	4
Geschichte der Judith von Manders.....	104
Geschichte des David Rawkin.....	134
Geschichte der Virgilia von Gattmers.....	170
Fortsetzung der Geschichte des Capitain Welfgang.....	199
Geschichte des Magister Schmelzer.....	228
Geschichte des Mathematicus Sigberg.....	291

Die Insel Felsenburg.

Zweites Bändchen.

Am folgenden Tage, es war Donnerstags am 22. November, machten wir uns mit dem Urtwater Albert Julius auf, und besuchten die Pflanzstadt Jakobstraum, die aus neun Wohnhäusern bestand, welche mit allem Zubehör wohl versehen waren. Wiewohl nun dies die kleinste Pflanzstadt und die schwächste Gemeine war, so fand sich doch bei ihnen alles in der besten häuslichen Ordnung, und wir hatten an ihrer Einrichtung und ihrem besondern Fleiße nicht das Geringste auszusagen. Sie waren beschäftigt, die Gärten, Saaten, Felder und besonders die trefflichen Weinstöcke, welche auf dem dasigen Gebirge in großer Menge angepflanzt waren, wohl zu warten, indem es zu selbiger Zeit etwa neun oder zehn Wochen vor der gewöhnlichen Weinernte, bei den Feldfrüchten aber fast Erntezeit war. Herr Sigberger und Plasser untersuchten das Eingeweide des dasigen Gebirges, und fanden verschiedene Arten Steine, welche sehr reichhaltig an Kupfer- und Silbererz zu sein schienen, wie es sich auch nachher bei der Probe bestätigte. Nachdem wir auf dem Rückwege von den Einwohnern mit dem herrlichsten Weine

und verschiedenen guten Speisen und Früchten aufs beste bewirthet worden, und ihnen so wie den vorigen Gemeinen mehrere Bibeln, Gesang- und Gebetbücher nebst andern feinen und nützlichen Sachen für Alt und Jung vercheht hatten, kamen wir bei guter Zeit wieder in der Albertsburg an, besuchten die Arbeiter am Kirchenbau auf eine Stunde, und nahmen die Abendmahlzeit ein, worauf unser Urtvater, nachdem er das Tischgebet gethan und unsere Neugier bemerkt hatte, sich lächelnd in seinen Stuhl setzte, und in der gestern abgebrochenen Erzählung folgendermaßen fortfuhr:

F o r t s e t z u n g

der Geschichte des Albert Julius.

„Ich bin, wosfern ich mich recht erinnere, gestern Abend dabei stehen geblieben, wo wir die zinnernen Tafeln an das Tageslicht trugen, und die eingegrabene Schrift ausstudirten. Herr von Leuwen und ich, konnten das Lateinische, Lemmelie aber, der sich von seinem gehabten Schrecken kaum in etwas wieder erholet, das Spanische ganz wohl verstehen. Ich aber

kann mit Wahrheit sagen, daß, sobald ich nur des letzten Willens des verstorbenen Don Cyrillo de Valaro hieraus völlig versichert war, bei mir augenblicklich alle noch übrige Furcht verschwand. „Meine Herren,“ sagte ich zu meinen Gefährten,“ wir sind schuldig, dasjenige zu erfüllen, was dieser gewiß selig verstorbene Christ so sehnlich begehrt hat, zumal da wir ohnehin uns eine stattliche Belohnung zu versprechen haben.“ Herr von Leuwen war sogleich bereit, Lemelie aber sagte: „Ich glaube nicht, daß die Belohnung so sonderlich sein wird; denn die Spanier sind gewohnt, wo es möglich ist, auch noch nach ihrem Tode Pralereien vorzumachen. Deshalb versichere ich, daß ich mich eher und lieber mit zwei Seeräubern herumschlagen, als mit dergleichen Leiche zu thun haben wollte; gleichwohl will ich Euch, meinen Gefährten, zu gefallen mich von dieser häßlichen Arbeit nicht ausschließen.“

Hierauf lief ich fort, langte ein großes Stück altes Segeltuch nebst einer Hacke und Schaufel hervor, welche beiden letzteren Stücke ich vor der Höhle liegen ließ, mit dem Tuche aber begaben wir uns abermals in die unterirdische Höhle. Herr von Leuwen wollte den Körper an den Schultern, ich aber an den Schenkeln anfassen; allein kaum hatten wir denselben etwas angeregt, als er auf einmal mit ziemlichem Geprassel in einen Klumpen zerfiel, worüber Le-

melie auß neue dermaßen erschrock, daß er seinen Kopf zwischen die Ohren nahm, und so weit davon lief, als er laufen konnte. Herr von Leuven und ich erschrocken zwar anfangs auch etwas; da wir aber überlegten, daß dies natürlicher Weise nicht anders zugehen, und weder von unserem Versehen, noch von anderen übernatürlichen Ursachen herrühren könnte, lasen und strichen wir die Gebeine und Asche des seligen Mitbruders zusammen auf das ausgebreitete Segeltuch, trugen dasselbe auf einen schönen grünen Plaz in die Ecke, wo sich der aus dem großen See entspringende Fluß in zwei Arme theilet, machten daselbst ein feines Grab, legten alles ordentlich zusammengebunden hinein, und beschloffen, ihm nach erlangter ferneren Kunde ehestens eine Gedächtnißsäule zu setzen. Obwohl nun der gute von Leuven durch seinen frühzeitigen und beklagenswerthen Tod dies Vorhaben mit auszuführen verhindert wurde, so ist es doch nachher von mir ins Werk gesetzt worden, indem ich nicht allein dem Don Cyrillo de Balazo, sondern auch dem redlichen von Leuven, und meiner seligen Ehefrau Concordia, jedem eine besondere Ehrensäule, dem gottlosen Pemelle aber eine Schandsäule, zum Gedächtniß über ihren Gräbern errichtet habe.

Diese Säulen nebst den Grabschriften — fügte Albert hinzu — sollen Euch ehestes Tage zu Gesicht kommen, sobald

wir auf dem Wege nach Christophsraum begriffen sein werden. Jedoch ich wende mich wieder zur damaligen Geschichte.

Nachdem wir, wie bereits erzählt, dem Don Cyrillo nach seinem Begehren den letzten Liebesdienst erwiesen, seine Gebeine wohl verscharrt, und einen kleinen Hügel darüber errichtet hatten, kehrten wir ganz ermüdet zu Concordien zurück, die uns unterdeß eine gute Mittagsmahlzeit bereitet hatte. Lemelie fand sich ebenfalls wieder ein, und entschuldigte seine Flucht damit, daß er unmöglich sich mit verwesenen Körpern befassen könne. Wir lächelten hierüber; da indeß Concordia ebenfalls alles wissen wollte, was wir heute für eine besondere Arbeit verrichtet hätten, so erzählten wir derselben alles umständlich. Sie bezeigte gleich nach der Mahlzeit besondere Lust, mit in die Höhle zu gehen; da indeß Herr von Leuven wegen des noch darin befindlichen übeln Geruchs ihr davon abrieth, und die Befriedigung ihrer Neugier noch einige Tage aufzuschieben hat, so gab sie sich sehr bald zufrieden, gieng wieder aufs Jagen und Fischen, wir drei Mannspersonen aber begaben uns wieder in die Höhle, weil unsere große Lampe noch darin brannte.

Nachdem wir hier, um den Mobergeruch zu vertreiben, etlichemal ein wenig Pulver angezündet hatten, war unsere erste Bemühung, die alten Urkunden zu suchen, die in dem steinernen Sessel verwahrt liegen sollten. Demnach entdeck-

ten wir im Sitze ein viereckiges Loch, in welches ein wohlgearbeiteter Deckel eingepaßt war. Sobald derselbe aufgehoben worden war, fanden sich oben darauf die in Wachs eingefütterten Schriften, die ich Euch, mein Better und Sohn, gestern Abend eingehändigt habe; unter denselben ein goldener Becher, mit unschätzbaren Kleinodien angefüllt, welcher in den schönsten goldenen Münzen von vielerlei Form und Gepräge vergraben stand. Wir gaben uns die Mühe, dieses geräumige Loch oder den verborgenen Schatzkasten ganz auszuräumen; da wir indeß weiter weder Brieffschaften noch etwas anderes fanden, so schütteten wir achtzehn Hüte voll Goldmünzen wieder hinein, nahmen den Goldbecher nebst den Brieffschaften wieder zu uns, und giengen, um die letzteren recht zu studiren, hinauf in Herrn von Leuven's grüne Hütte, wo wir den übrigen Theil des Tages bis in die späte Nacht mit Lesen und Verteutschen zubrachten, und allerlei sehr angenehme Nachrichten entdeckten, die uns und den künftigen Bewohnern der Insel treffliche Vortheile verhießen.

Es war bereits nahe an Tages Anbruch, als von Leuven und ich, nicht sowohl vom Lesen ermüdet, als um der Arbeit des morgenden Tages willen, die Ruhe zu suchen für dienlich hielten; indem Concordia schon schlief, der faule Lemmelie aber seit etlichen Stunden bereits von uns zu seiner

Schlafstätte gegangen war. Ich nahm deshalb meinen Weg ebenfalls dahin, fand aber den Lemelie unter Wegeß wohl zehn Schritte vor unserer Hütte krumm zusammengezogen liegen und wie einen Wurm winseln. Auf mein Befragen: was er da mache? sieng er entseztlich an zu fluchen, und sagte endlich: „Vermaledeiet ist der verdammte Körper, den Ihr diesen Tag begraben habt; denn das verruchte Scheusal, über welches man unfehlbar keine Seelmessen gehalten hat, ist mir vor etlichen Stunden erschienen, und hat meinen Leib jämmerlich zugerichtet.“ Ich dachte sogleich in meinem Herzen, daß dies seiner Sünden Schuld sei, da ich von Jugend auf gehöret, daß man mit verstorbenen Leuten kein Gespött treiben soll. Ich wollte ihn aufrichten und in unsere Hütte führen, doch weil er dahin durchaus nicht wollte, brachyte ich den elenden Menschen endlich mit großer Mühe in des Herrn von Leuwen Hütte, nachdem ich ihn zuvor gebeten hatte, um Concordiens willen nichts von dem, was ihm begegnet sei, zu sagen, sondern eine andere Unpäßlichkeit vorzuwenden. Er gehorchte mir auch hierin, und so schiefen wir denn, ohne Concordien zu wecken, diese Nacht in ihrer Hütte.

Am folgenden Tage befand sich Lemelie todtkrank, und ich selber habe denselben Tag seinen Leib, der fast überall braun und mit Blute unterlaufen war, gesehen. Da es ihm leid zu sein schien, daß er mir seine ausgestandene

Noth entdeckt, so versicherte ich ihn, daß ich es sowohl vor Herrn von Leuven als auch vor dessen Gemahlin geheim halten würde; gleichwohl aber sagte ich es bei der ersten Gelegenheit meinem besten Freunde.

Wir mußten ihn nun sowohl diesen als auch vier folgende Tage unter Concordiens Pflege zurücklassen, giengen aber unterdeß zusammen wieder in die unterirdische Höhle, und fanden, der gegebenen Anweisung zufolge, in einem verborgenen Gewölbe über drei Scheffel der ausserlesensten und kostbarsten Perlen, nächstbem einen solchen Schatz an gediegenen Gold- und Silberklumpen, edlen Steinen und andern Kostbarkeiten, worüber wir ganz erstaunt, ja fast versteinert stehen blieben: überdies eine große Menge anderer, für unsere Person höchst nöthiger Sachen, im Fall wir durch Zufall hier auf der Insel verbleiben, und nicht wieder zu anderer menschlicher Gesellschaft gelangen sollten.

Indeß, was soll ich hiervon viel reden; — die Kostbarkeiten kann ich Euch, meine Freunde, ja noch alle unverletzt zeigen; wozu aber die übrigen nützlichen Sachen angewendet worden, davon kann meine und meiner Kinder Haushaltung und nicht vergeblich gethane Arbeit hinlänglich Zeugniß geben. Ich muß demnach nur eilen, Euch, meine Lieben, den ferneren Verlauf der damaligen Zeit noch kürzlich zu erzäh-

ten, ehe ich auf meine eigene Geschichte und Haushaltung komme.

Mittlerweile, da Lemelie krank lag, räumte Herr von Leuwen und ich alle Sachen aus dem unterirdischen Gewölbe herauf an's Tageslicht und an die Luft, damit wir sehen möchten, was etwa noch zu gebrauchen sei oder nicht; sodann reinigten wir die unterirdische Höhle, die, außer der kleinen Schatzkammer, aus drei geräumigen Kammern bestand, von aller Unsauberkeit. Die erwähnte Schatzkammer aber, wovon wir den Lemelie nichts wollten wissen lassen, wurde von unseren Händen wohl vermauert, auswendig mit Lehm bestrichen und so zugerichtet, daß Niemand vermuthen konnte, es stecke etwas Verborgenes dahinter. Herr von Leuwen wählte das Vorgemach derselben, worin auch der verstorbene Don Cyrillo sein Lebensziel erwartet, zu seinem Schlafgemach, ich nahm die Kammer daneben für mich, und die dritte ward für Lemelie zugerichtet, alle aber wurden mit Pulver und Schiffspech etliche Tage nach einander wohl ausgeräuchert, ja, so zu sagen, gar ausgebrannt; denn dieser ganze Hügel besteht aus einem vortrefflichen Sandsteine.

Sobald wir nun Alles in gute Ordnung gebracht hatten, wurde Concordia von uns hinein geführt, die sich un-
gemein darüber freute, und sogleich ohne die geringste Furcht

darin hauszuhalten versprach. Wollte also der wunderliche Lemelie nicht oben allein schlafen, so mußte er sich gezwungener Weise nach uns richten.

Indeß, da er noch immer krank war, schaffte Herr von Leuven und ich alltäglich noch sehr viele auf der Sandbank liegende nützliche Sachen auf die Insel, und wir kamen oft nicht eher als bei sinkendem Tage nach Hause. Unterdeß stellte sich Lemelie kränker, als er wirklich war, hatte doch aber noch so viel Kräfte, um Concordien einmal über das andere viel vorzureden, um sie zu bewegen, seiner Wohlkust Genüge zu leisten und ihrem Ehegatten untreu zu werden. Concordia wies ihn anfangs durch Gottes Wort und andere tugendhafte Ermahnungen zurück; da er indeß weder das eine noch das andere annehmen und fast gar Gewalt brauchen wollte, sie auch kaum sich seiner erwehren konnte, und im Eifer äußerte, daß sie eher ihren Ehrenschilder oder sich selbst erinorden, als an ihrem Manne untreu werden würde, warf er sich zu ihren Füßen, bat sie seiner heftigen Liebe wegen um Verzeihung, und versprach zugleich, ihr dergleichen nimmer mehr zuzumuthen, wofern sie nur die einzige Gnade für ihn haben und ihrem Manne nichts davon entdecken wollte. Concordie stellte sich, als sei sie besänftigt, gab ihm einen nochmaligen scharfen Verweis, und versprach, ihrem Manne nichts davon zu sagen. Gleichwohl war ich noch denselben

Abend Zeuge ihres Worthaltens. Denn bei guter Gelegenheit erzählte sie uns beiden alles, was vorgefallen war, und that zugleich einen Schwur, daß sie viel lieber mit an die gefährlichste Arbeit gehen, als eine Minute bei Lemelie hinfort allein bleiben wolle. Herr von Leuven betrückte sich nicht wenig über die arge Unart unseres dritten Gefährten, und sagte, daß er von Grund des Herzens gern seinen Antheil an dem gefundenen Schatze missen wollte, wofern er nur dadurch den gottvergessenen Menschen von der Insel hinweg kaufen könnte. Wir beschloffen indeß, ihn künftig besser im Auge zu behalten, und niemals bei Concordien allein zu lassen.

Unterdeß vermochte Herr von Leuven seinen Verdruß darüber, wie sehr er sich es auch angelegen sein ließ, dennoch nicht ganz zu verbergen, weshalb Lemelie bald merkte, daß Concordia lieber ihrem Manne die Treue, als ihm ihr Wort zu halten geartet sei. Allein er suchte seinen Fehler wieder zu verbessern, und als er wenige Tage nachher sich völlig wieder genesen fühlte, war von da an Niemand fleißiger, dienstfertiger und höflicher als Lemelie.

In Don Cyrillo's schriftlichen Nachrichten hatten wir unter andern gefunden, daß durch die Mündung des Flusses gen Mitternacht unter dem Felsen hindurch ein sehr bequemer Ausgang von der Insel nach der Sandbank und dem

Meere zu anzutreffen sei, wosern man nämlich zuvor in den heißen Monaten, da der Fluß am wenigsten Wasser habe, einen Damm gemacht, und das Wasser desselben durch den Kanal, welchen Cyrillo nebst seinen Gefährten vor etwa 125 Jahren gegraben, in den kleinen See ableitete. Um nun dieß in Erfahrung zu bringen, fanden wir die damalige Zeit am passendsten, weil der seichte Fluß uns zu gestatten schien, einen Damm durch sein Bett zu führen. Demnach fällten wir etliche Bäume, zersägten dieselben, und rammelten ziemlich große Blöcke in den Fluß, an der Stelle, wo wir die Spuren von dem Damme unserer Vorfahren mit Freuden wahrgenommen hatten. Vor die mit großer Mühe eingerammelten Blöcke wurden lange Bäume über einander gelegt, so dick, als wir sie nur fortzuschleppen im Stande waren, und diese mußten die vorgesezten Rasenstücke nebst dem vorgeschütteten fetten Erdreiche aufhalten. Mit dieser Arbeit brachten wir nahe an vier Wochen zu, binnen welcher Zeit der Damm die erforderliche Höhe erreichte, so daß fast kein Tropfen Wasser hindurch konnte, während alles durch den Kanal sich in den kleinen See ergoß. Lemelie hatte sich bei dieser schweren Arbeit ungemein fleißig, in seiner übrigen Aufführung aber so wohl gehalten, daß wir insgesammt glaubten, sein voriges übles Leben müsse ihn gereut, und er seitdem einen besseren Vorsatz gefaßt haben.

Nun waren wir so weit, daß wir die große Lampe anzündeten, und uns in die Felsenhöhle zu wagen beschloßen, welches auch am nächsten Morgen früh geschah. Concordia wollte nicht allein zurück bleiben, sondern alles Glück und Unglück mit uns theilen. Wir traten demnach unseren Weg in Gottes Namen an, und fanden denselben ziemlich bequem zu gehen, außer daß wir hie und da auf hohe Stufen stießen, wobei wir uns indeß leicht zu helfen vermochten. Aber, o Himmel, wie groß war unsere Freude, als wir ohne die geringste Gefahr das Ende erreichten, Himmel und See vor uns sahen, und am Ufer des Felsens bei unseren noch rückständigen Sachen umher spazieren, und dann mit viel geringerer Mühe und Gefahr wieder auf unsere Insel zurück gelangen konnten.

Ihr seid, meine lieben Kinder, — fuhr unser Urtater Albert in seiner Erzählung fort, selber durch diesen Gang in die Insel gekommen, daher könnt Ihr am besten von dessen Bequemlichkeit und Nutzen urtheilen, zumal wenn Ihr die gefährlichen und beschwerlichen Wege über die Klippen damit vergleicht. Uns war die Entdeckung dieses Ganges damals ungemein tröstlich, da wir in wenigen Tagen alles, was noch auf der Sandbank lag, durch diesen Weg herauf brachten, das Hintertheil des gescheiterten Schiffes zerschlugen, und nicht den kleinsten Nagel oder Splitter davon zurück ließen,

so daß wir außerhalb des Felsen weiter nichts zu suchen wußten, als unseren Nachen oder kleines Boot, und dann und wann einige Schildkröten, Seekälber oder andere Meerthiere, wovon wir indeß weiter nichts als die Häute und das Fett zu benutzen pflegten.

So verwendeten wir denn die folgenden Tage bloß dazu, unsere Haushaltung in eine immer bessere Ordnung zu bringen; wir sammelten Samenkörner von allerlei nugharen Gewächsen ein, pflegten die Weinstöcke und Obstbäume aufs Beste, und lebten übrigens in Hoffnung künftiger noch besserer Zeiten ruhig und zufrieden beisammen. Allein in der einen Nacht überfiel uns ein entsetzliches Schrecken. Es erfolgte nämlich einst um Mitternachtszeit, als wir insgesammt in dem süßesten Schlafe lagen, ein so heftiger Knall in unserer unterirdischen Wohnung, daß uns war, als würde das stärkste Geschütz losgebrannt und der ganze Hügel davon erschüttert. Ich sprang von meinem Lager auf, und wollte nach der Kammer der beiden Eheleute eilen, allein diese kamen mir ganz erschrocken im Dunkel entgegen und eilten, ohne ein Wort zu sprechen, aus der Höhle, wo der Schein des Mondes alles fast so hell wie am Tage erleuchtete.

Ich kann nicht leugnen, daß wir alle, Herr von Leuven, Concordia und ich, vor Furcht, Schrecken und Bittern kein Glied still halten konnten. Unsere Furcht wurde indeß

noch um ein Großes vermehrt, als sich gegen Süden zu eine weiße, lichte Flamme sehen ließ, welche ganz sacht fortzog, und endlich um die Gegend, wo wir Don Cyrillo's Körper begraben hatten, verschwand.

Die Haare sträubten sich uns hierüber zu Berge. Nachdem wir uns binnen einer Stunde etwas erholt hatten, brach Herr von Leuven endlich das lange Stillschweigen und sagte: „Herr Albert und Ihr, mein Schatz! ich weiß, daß Ihr Euch über dieses Nachtschrecken gleich mir allerlei Gedanken gemacht haben werdet; allein ich glaube, daß der sonst unerhörte Knall von einem Erdbeben herrühret, wobei unser Sandsteinhügel unfehlbar einen starken Riß bekommen. Die weiße Flamme aber, die wir gesehen, halte ich für einen Schwefeldunst, welcher sich nach dem Wasser hin gezogen hat.“ Ich gab dem Herrn von Leuven meine Beistimmung zu erkennen; Concordia dagegen erwiderte: „Mein Schatz, der Himmel gebe nur, daß dies nicht etwa eine Vorbedeutung eines besondern Unglücks ist. Denn ich war kurze Zeit vor dem grausamen Knalle durch einen schweren Traum, den ich im Schrecken vergessen habe, ermuntert worden, und lag mit wachenden offenen Augen an Eurer Seite, als eine eben solche lichte Flamme unsere Kammer mit einer ganz außerordentlichen Helligkeit erleuchtete, und die sonst alle Nächte hindurch brennende große Lampe auslöschte, worauf

Zeisenburg. II.

folglich der entsetzliche Knall und die heftige Erschütterung erfolgte.“

Jeder hatte nun hierüber seine besonderen Gedanken. Herr von Leuwen aber unterbrach dieselben, indem er sich um Lemelie bekümmerte, und zu wissen verlangte, wo sich derselbe jetzt eben befände. Ich muthmaßte, daß er vielleicht noch vor uns durch den Schrecken aus der Höhle gejagt worden sei, und sich etwa hier oder da auf der Insel befände; allein, nachdem wir den noch übrigen Theil der Nacht schlaflos zugebracht und die Sonne nun wieder zu unserer Freude emporsteigen sahen, kam Lemelie wider unsern Erwarten aus der Höhle gegangen.

Auf unser Befragen gestand er, daß er weder etwas gesehen noch gehört habe, und wunderte sich sehr, als wir ihm von den Begebnissen der verfloffenen Nacht ausführliche Nachricht gaben. Wir hielten ihn demnach für glücklicher als uns, standen sodann auf, und besichtigten nicht nur die Höhle, sondern auch den ganzen Hügel; fanden indeß nicht die mindeste Versehrung, Riß oder Spalte, sondern alles in unverändertem guten Stande. Lemelie sagte daher: „Glaubet mir sicher, meine Freunde, es ist alles ein bloßes Gaukelspiel der im Fegfeuer sitzenden Seele des Don Cyrillo de Valaro. Ach, wie gern wollte ich einem römisch-katholischen Priester hundert Kreuzthaler an Seelmeßgeldern zahlen, um dieselbe

daraus zu erlösen, wenn er nur gegenwärtig wäre, und uns in vollkommene Ruhe setzen könnte.“

Von Leuven und ich hielten nicht für rathsam, ihm zu widersprechen, beschlossen aber dennoch, etliche Nächte in unsern grünen Hütten zu schlafen, bis man sähe, was sich ferner in Hinsicht des erwähnten Erdbebens zeigen, und bis die darüber in uns entstandene Furcht verschwunden sein würde, welches auch dem Lemelie ganz vernünftig vorkam.

Allein der edliche von Leuven schief nur noch zwei Nächte bei seiner geliebten Ehefrau in der Laubhütte. Denn am 11. November gieng er, etwa zwei Stunden nach Sonnen Aufgang, mit einer Flinte fort, um ein oder zwei große wohlschmeckende Vögel, die sich gewöhnlich auf den höchsten Felsenklippen sehen ließen, herunter zu schießen, die wir denselben Abend anstatt der Martinsgänse braten und verzehren wollten. Lemelie war etwa eine Stunde zuvor ebenfalls darauf ausgegangen, ich aber blieb bei Concordien, um ihr beim Kochen durch Holzspalten und andere Handreichungen die Arbeit zu erleichtern.

Zwei Stunden über Mittag kam Lemelie mit zwei schönen großen Vögeln zurück, über welche wir uns sogleich her machten und dieselben reinigten. Unterdeß fragte Lemelie Concordien, wo ihr Mann hin gegangen sei? und erhielt von ihr die Antwort, daß er ebenfalls auf solches Wildpret ausge-

gangen, wobei sie sich zugleich erkundigte, ob sie einander nicht begegnet wären. Lemelie antwortete mit Nein, doch habe er auf jener Seite des Gebirges einen Schuß vernommen, woraus er gemuthmaßt, daß sich gewiß einer von uns daselbst aufhalten würde.

Concordia machte dabe. noch einen Scherz, indem sie sagte: „Wenn nun mein Carl Franz kommt, so mag er seine geschossenen Martinsgänse bis auf morgen aufheben.“ Allein, obwohl die Sonne bereits untergieng, und unsere beiden Braten gar und fertig waren, stellte sich doch unser guter von Leuwen noch immer nicht ein. Wir warteten noch ein paar Stunden; da er aber nicht kam, so verzehrten wir den einen Vogel mit gutem Appetit, und sparten den andern für ihn und Concordien auf. Endlich brach die Nacht an, und von Leuwen blieb noch immer aus. Concordien begann jetzt das Herz schwer zu werden, und sie konnte nur mit Mühe ihre Thränen zurückhalten. Ich tröstete sie, so gut ich konnte, und meinte, weil heller Mondschein wäre, so würde ihr Ehemann wohl noch heim kommen. Sie aber versetzte: Ach, es ist wider seine sonstige Gewohnheit; was wird ihm der Mondschein helfen? und wie kann er heim kommen, wenn er vielleicht ein Unglück genommen hat? Ja, ja, — fuhr sie fort — mein Liebster ist entweder todt oder dem Tode sehr nahe; denn jetzt fällt mit auf einmal der Traum wieder ein,

den ich in jener Schreckensnacht gehabt, seitdem aber ganz wieder vergessen.“ Diese ihre Worte wurden von einer heftigen Thränenfluth begleitet. Lemelie trat indeß auf, und sagte: „Gnädige Frau, verfallt doch nicht sogleich auf die schlimmsten Gedanken; es kann ihn ja vielleicht ein besonders glückliches Begebniß oder die Neugier hier oder da aufhalten. Stehet auf, wir wollen ihm alle drei entgegen gehen, und zwar na., der Gegend hin, wo ich heute von fern seinen Schuß gehört. Wir wollen schreien, rufen und schießen; was gilt's? er wird sich bald melden, und uns wenigstens mit einem Schuß oder Laut antworten.“ Concordia weinte dessen ungeachtet immer noch heftiger, und sagte: „Ach, wie kann er schießen oder antworten, wenn er todt ist?“ Doch da wir beide nicht abließen, ihr zuzureden, so stand sie endlich auf, und folgte nebst mir dem Lemelie, der uns als Führer diente.

Die ganze Nacht hindurch ließen wir es nicht an eifrigem Suchen, Schreien und Schießen fehlen; die Sonne gieng darüber auf, doch von Leuven kam nicht zum Vorschein. Wir kehrten in unsere Laubhütten und in die unterirdische Wohnung zurück, fanden aber nicht die geringste Spur, daß er in unserer Abwesenheit da gewesen. Nunmehr fieng mir an bange zu werden, Concordia wollte ganz verzweifeln, und selbst Lemelie meinte, es könne unmöglich rich-

tig zugehen, sondern Herr von Leuven müsse unfehlbar ein Unglück genommen haben. Daher begannen wir insgesammt ihn von neuem zu suchen, und — damit ich es kurz mache — am dritten Tage nach seinem letzten Ausgange entdeckten wir zu unserm Schrecken seinen entseelten Körper, gegen Süden zu unten an dem Abfay einer jähren Felsenklippe liegend, als von welcher er unserer damaligen Vermuthung nach herabgefallen war. Ich sieng vor übermäßiger Betrübniß bei diesem jämmerlichen Anblick überlaut zu schreien und zu wehklagen an, und raufte mir wie ein Unsinniger das Haar aus dem Kopfe. Concordia, die meine Geberden von fern sah, weil sie nicht gleich wie die hohen Felsen hatte besteigen können, sank augenblicklich in Ohnmacht, Lemelie lief geschwind nach frischem Wasser, ich aber blieb wie halb verzweifelt ganz sinnlos bei ihr sitzen. Endlich bewirkte doch Lemelie's oft wiederholtes Besprengen mit Wasser, daß Concordia sich wieder etwas ermunterte.

Bis diesen Augenblick — so unterbrach sich hier Albert Julius in seiner Erzählung — bin ich noch nicht im Stande, ohne heftige Gemüthsbewegung Concordiens schmerzliche Klagen und Verzweiflung zu beschreiben, die sich ohnehin leichter denken als mit Worten ausdrücken läßt. Indesß damals vergaß ich über ihren Jammer meine eigene Betrübniß für einen Augenblick, und suchte sie zuerst zu bereben, daß sie sich

nach der Laubhütte führen ließ. Wiewohl nun in der ersten Aufwallung ihres Schmerzes bei ihr nichts auszurichten war, indem sie durchaus ihren Carl Franz sehen, oder sich den Kopf an einem Felsen zerschmettern wollte, so ließ sie sich doch endlich durch Anführung einiger Bibelsprüche und durch vernünftige Vorstellungen dahin bewegen, daß ich und Lemelie, der vor verstellter Betrübniß kein Wort reden und auch keine Thräne vergießen konnte oder wollte, sie mit sinkendem Tage in die Laubhütte führen durften, nachdem ich auf ihr sehnliches Bitten ihr versprochen, alle Mühe und Kunst anzuwenden, um den verunglückten Körper ihres Ehegemahls herauf zu schaffen.

Ungeachtet Concordia und ich in den vergangenen Nächten wenig oder gar nicht geschlafen hatten, so kam doch auch diese Nacht wegen des allzu großen Sammers noch kein Schlaf in unsere Augen. Ich nahm daher die Bibel, und las Concordien aus derselben die kräftigsten Trostpsalmen und Stellen vor, wodurch die bisherige Unruhe ihres Gemüths einigermaßen wieder beruhigt wurde, so daß sie, obwohl noch immer unter Weinen und Klagen, versicherte, sie werde allen Fleiß anwenden, sich mit Geduld in ihr trauriges Verhältniß zu schicken, indem ja doch ohne Gottes Willen kein Unglück begegnen könne.

Gegen Morgen schlief die bis in den Tod betrübte Con-

cordia etwa ein paar Stunden. Ich that dasselbe. Lemelie aber, der die ganze Nacht hindurch fest geschlafen hatte, stand auf, wünschte Concordien zum guten Morgen, daß sie sich über eine Sache, die nunmehr unmöglich zu ändern wäre, bald vollkommen trösten und beruhigen möchte, und wollte mit diesen Worten seine Flinte nehmen und spazieren gehen. Ich hielt ihn indeß auf und bat ihn, er möge doch Concordien die Gefälligkeit erzeigen, und den Körper ihres Ehegatten mit herauf schaffen helfen, damit wir ihn ehrlich zur Erde bestatten könnten. Allein er entschuldigte sich, und gab zu verstehen: er sei bereit, uns in allen Stücken Hilfe zu leisten; doch damit möge man ihn verschonen, weil uns ja bereits bewußt, daß er einen ungewöhnlichen natürlichen Abscheu vor todtten Menschen habe, auch ungeachtet er lange Zeit zu Schiffe gedienet, er doch niemals im Stande gewesen, eine frische Leiche in die See zu werfen, viel weniger einen solchen anzugreifen, der schon etliche Tage an der Sonne gelegen. Hiemit gieng er seine Wege. Concordia aber begann von neuem, sich auf's Kläglichste zu geberden; nachdem ich ihr indeß zugeredet, sich zu mißgigen und mich nur allein machen zu lassen, weil ich keine Gefahr noch Mühe scheuen, sondern ihr den Körper ihres Ehemannes in die Hände liefern wolle, so mußte sie mir endlich zuschwören, sich wahrerh meiner Abwesenheit kein Leid zuzufügen, sondern geduldig und still zu

sigen, auch für mich wegen bevorstehender Gefahr fleißig zu beten. Hierauf nahm ich so viel Seile und Stricke, als zu ertragen waren, nebst einem Stück Segeltuch, und eilte nebst Concordien, die eine Holzart nebst etwas Speise für uns beide trug, nach den Felsen hin. Dort ließ ich sie unten an einem sicheren Orte sitzen, und kletterte nach und nach zur Höhe hinauf, zog auch die Art, etliche spizig gemachte Pfähle, und die übrigen Sachen, von einem Abfahre zum andern hinter mir her. An der auswendigen Seite hatte ich aber viel größere Gefahr zu bestehen, weil dort die Felsen weit steiler und an vielen Stellen gar nicht zu erklettern waren; weshalb ich an drei Orten in die Felsenrisen Pfähle einschlagen, ein langes Seil daran binden und mich dreimal, acht, zehn, ja zwölf Ellen tief, an denselben herunter lassen mußte. So gelangte ich endlich zu meines lieben Herrn von Leuven jämmerlich zerschmettertem Körper, der, weil ihm das Gesicht sehr mit Blut unterlaufen war, seine vorige Gestalt gänzlich verloren hatte, und wegen der großen Hitze bereits einen übeln Geruch von sich gab; jedoch ich hielt mich nicht lange dabei auf, sondern wickelte ihn eiligst in das Tuch, welches ich bei mir hatte, bewand dasselbe mit Stricken, band ein Seil daran, und zog diese L. nach und nach hinauf. Zu meinem Glück hatte ich in die vom Felsen herabhängenden Seile in verschiedenen Entfernungen Knoten gebunden, sonst

wäre es fast unmöglich gewesen, wieder hinauf zu kommen; doch der Himmel bewahrte mich in dieser besondern Gefahr vor allem Unfall, und ich gelangte nach Verlauf von etwa sechs oder sieben Stunden ohne Schaden, doch schwer beladen und ermüdet, wieder bei Concordien an. Durch viele Bitten und vernünftige Vorstellungen erhielt ich endlich von ihr so viel, daß sie nichts weiter als ihres seligen Ehemannes Gesicht und die Hand, woran er noch seinen Siegelring stecken hatte, zu sehen begehrte. Sie wusch beides mehr mit Thränen als mit Wasser aus dem vorbeirinnenden Bächlein ab, und küßte ihn, ungeachtet des übeln Aussehens und Geruchs, unzählige Male, zog den Ring von seinem Finger, und ließ endlich unter heftigen Jammerklagen geschehen, daß ich den Körper wieder einwickelte und auf die vorige Art umwand. Sie half mir dann denselben bis in unsere unterirdische Höhle tragen, worin er, weil ich nicht allein sehr ermüdet, sondern es auch bereits ziemlich spät war, liegen blieb, und von uns beiden bewacht wurde. Mit anbrechendem Tage machte ich ein Grab neben der Ruhestätte Don Cyrillo's, worin wir denn diesen lieben Freund unter Vergießung häufiger Thränen begruben.

Emelie, der unserer Arbeit von fern zugehört hatte, kam erst am folgenden Tage wieder zu uns, und bemühte sich, durch Erzählung verschiedener lustiger Geschichten Con-

cordiens Kummer zu vertreiben. Doch diese sagte ihm in's Gesicht, daß sie mit dergleichen Zeitvertreib lieber verschont bleiben wolle, indem ihr Gemüth nicht so leichtsinnig geartet sei, um einen so höchst empfindlichen Verlust dergestalt zu verschmerzen. Er führte nun zwar nachher etwas vernünftigerer Reden, doch Concordia, die bis dahin fast gar nicht geruhet hatte, versiel darüber in einen tiefen Schlaf, worauf Lemelie und ich uns gleichfalls in einer anderen Ecke der Höhle zur Ruhe legten. Es schien indeß, als hätte dieser Mensch ganz besondere Anfechtungen, indem er sowohl diese Nacht als auch die folgenden Nächte fast keine Stunde lang ruhig da liegen konnte. Oft fuhr er mit ängstlichem Geschrei auf, und wenn ich ihn deswegen befragte, so klagte er über nichts als über schwere Träume, wiewohl man ihn nach und nach sehr abgemattet, und fast an allen Gliedern heftig zittern sah. Jedoch binnen zwei oder drei Wochen erholte er sich ziemlich, so daß er nebst mir für unseren künftigen Lebensunterhalt sehr fleißig arbeiten konnte.

Bei alle dem lebten wir drei Personen in einer dumpfen Beklommenheit, und es hatte das Ansehen, als ob alle unsere vorige Fassung und Geduld, ja unsere ganze Fröhlichkeit mit dem von Leuven begraben wäre. Wir saßen oft etliche Stunden beisammen, ohne ein Wort mit einander zu sprechen; dabei schien es, als wolle immer einer des andern

Gedanken aus den Augen lesen, und dennoch hatte Niemand das Herz, die andere und dritte Person um ihre Herzensmeinung zu fragen. Endlich, nachdem etwa vier Wochen nach des von Leuven Beerbigung verfloßen waren, nahm sich Lemelle bei irgend einer Gelegenheit die Freiheit, Concorbien insgeheim folgende Erklärung zu thun: „Gnädige Frau, Ihr und ich, wir haben bisher das unglückliche Verhängniß Eures seligen Ehemannes zur Genüge betrauert. Was ist nun aber zu thun? Wir sehen nichts weiter vor uns, als vielleicht noch lange Zeit unserem Schicksal auf dieser Insel uns zu fügen. Ihr seid eine Wittwe, und dazu hoch schwanger. Zu Euren Eltern zurück zu kehren, ist eben so unmöglich als ungeziemend; Ihr müßet folglich einen Mann haben, der Euch bei Ehren erhält. Niemand aber ist für Euch da, als ich und Albert. Da ich nun nicht zweifle, daß Ihr mich als einen Edelmann diesem jungen Laffen, der zumal nur von bürgerlichem Stande ist, vorziehen werdet, so bitte ich um Eures eigenen Besten willen, mir zu erlauben, daß ich die erledigte Stelle eines Gemahls bei Euch ersetzen darf; wir werden dann nicht bloß hier unser Schicksal mit Geduld ertragen, sondern auch in Zukunft höchst vergnügt leben können, wenn wir das Glück haben, daß uns vielleicht ein Schiff von hier ab und zu anderer menschlicher Gesellschaft hin führt.“ Albert — fuhr er weiter fort — wird sich nicht

den hochmüthigen Gedanken einkommen lassen, unser beider Verbindung zu widerstreben; daher bedenket Euer Bestes in der Kürze, weil ich binnen drei Nächten mit Euch mein eheliches Beilager zu halten und Eure Leibesfrucht gleich als die meinige zu achten entschlossen bin "

Concordia, die aus seinen bligenden und feurigen Augen nichts Gutes weissagte, bat ihn um Gottes Barmherzigkeit willen, ihr wenigstens eine halbjährige Frist zur Trauer- und Bedenkzeit zu gestatten. Allein der erhigte Liebhaber wollte hievon nichts wissen, sondern sprach vielmehr mit der größten Vermessenheit: er habe ihre Schönheit lange genug ohne wirklichen Genuß vor Augen gehabt; nunmehr aber, da ihm Niemand als der elende Albert im Wege stehen könnte, sei er nicht gesonnen, sich länger Gewalt anzuthun, und kurz, wofern er ihr nicht Gewalt anthun solle, so müsse sie sich entschließen, ehe noch drei Nächte vergiengen, seine Ehefrau zu werden. Dabei warnte er sie, mir ja nichts davon zu sagen, weil er mich sonst aus dem Wege räumen würde. Die angstvolle Concordia stellte sich nun zwar, als ob sie seinen Drohungen nachgäbe, doch kaum hatte er sich entfernt, so erfuhr ich das ganze Geheimniß. Mein Erstaunen hierüber war unsäglich; doch, ich glaube, eine besondere Kraft des Himmels stärkte mich augenblicklich dermaßen, daß ich ihr den Rath gab, allen seinen Anfällen aufs Aeußerste zu

widerstreben, im Uebrigen sich aber ganz auf meinen Beistand zu verlassen, indem ich von nun an fleißig auf sie Acht haben, und mich eher um mein Leben als sie um ihre Ehre bringen lassen wollte.

Unterdeß war Lemelie drei Tage nach einander lustig und guter Dinge, und ich richtete mich so ganz nach ihm, daß er in meine Person gar kein Mißtrauen setzen konnte. Da indeß die unglückliche Nacht herein brach, in welcher er sein gottloses Vorhaben vollbringen wollte, befahl er mir auf eine recht herrische Art, daß ich mich zur Ruhe legen solle, weil er nebst mir am folgenden Tage eine sehr schwere Arbeit vorzunehmen gesonnen sei. Ich bezeugte ihm zum Scheine Gehorsam, und er wurde dadurch so sicher gemacht, daß er gegen Mitternacht mit Gewalt in Concordiens Kammer eindrang und mit Gewalt auf ihrem Lager Platz nehmen wollte.

Kaum hatten meine aufmerkenden Ohren dies gehört, als ich sogleich in aller Stille aufstand, und einen langen Wortstreit zwischen beiden vernahm; da aber Lemelie allzu heftig wurde, und der jammernden Frau Gewalt anzuthun suchte, während diese Gott und Menschen um Hilfe anrief, stieß ich die Thür ein, und suchte den Bösewicht durch vernünftige Vorstellungen auf bessere Gedanken zu bringen. Doch der Ruchlose sprang auf, ergriff einen Säbel, und ver-

setzte mir einen solchen Hieb über den Kopf, daß mir augenblicklich das Blut über das Gesicht herunter lief. Ich eilte in meine Kammer zurück, und als er mich auch dahin verfolgte und mich umbringen wollte, faßte ich in der Angst meine Flinte mit dem aufgesteckten Stilet, und hielt dieselbe ausgestreckt vor mich hin; mein Mörder aber, der mir inzwischen noch einen Hieb in die linke Schulter beigebracht hatte, rannte sich im Finstern dergestalt selbst hinein, daß das Stilet in seinem Leibe stecken blieb und er damit zu Boden stürzte.

Auf sein schreckliches Brüllen kam die zitternde Concordia aus ihrer Kammer mit dem Lichte gegangen, da wir denn gleich wahrnahmen, wie ihm das Stilet vorn in die Brust hinein und hinten zum Rücken wieder hinaus gegangen war. Gleichwohl suchte er, nachdem er dasselbe herausgezogen und in die linke Hand genommen hatte, mit seinem Säbel entweder Concordien oder mir einen tödtlichen Streich beizubringen. Ich nahm indeß die Gelegenheit wahr, setzte ihm einen Fuß auf die Kehle, band ihm Hände und Füße mit Stricken fest, und ließ ihn so eine Zeitlang liegen. Allein es schien fast, als wäre er in eine wirkliche Raserei verfallen. Denn als mir Concordia meine Wunden, so gut sie konnte, verbunden und das heftige Bluten ziemlich gestillt hatte, stieß er die enselichsten Gotteslästerungen, und gegen uns beide

die häßlichsten Schandreden aus, rief dabei unzählige Male den Satan um Hilfe an, und verschwor sich demselben auf ewig mit Leib und Seele zum Eigenthum, wofern derselbe ihm die Freude machen und seinen Tod rächen wolle.

Ich hielt ihm darauf eine ziemlich lange Strafpredigt, schilderte ihm sein ruchloses Leben mit lebendigen Farben ab, und stellte ihm sein unglückseliges Verhängniß vor Augen, indem er, da er mich zu ermorden getrachtet, sein eigener Mörder geworden, ich aber von Gottes Hand erhalten wäre. Concordia that hiebei ebenfalls das Ihrige, und verwies ihn zuletzt auf wahre Buße und Erkenntniß seiner Sünden; vielleicht, sagte sie, ließe sich die Barmherzigkeit Gottes noch in seiner letzten Todesstunde erweichen, ihm Gnade und Vergebung widerfahren zu lassen. Doch der Bösewicht drückte die Augen fest zu, knirschte mit den Zähnen, und bekam die heftigsten Zuckungen, so daß ihm ein gräßlicher Schaum vor dem Munde stand, worauf er bis zu anbrechendem Tage still liegen blieb, nachher aber mit schwacher Stimme etwas zu trinken forderte. Ich gab ihm einen Trunk von unserem besten Getränk, welches der aus den Palmbäumen gelaufene Saft war. Er schluckte denselben begierig ein, und begann sodann mit matter Stimme: „Was habt Ihr für ein Vergnügen, Herr Albert, mich ferner zu quälen, da ich nicht die geringste Macht habe, Euch ferner Schaden zu thun?“

Erzeiget mir die Barmherzigkeit, meine Hände und Füße von den schmerzlichen Banden zu erlösen; ich will Euch sodann ein offenherziges Bekenntniß meiner abscheulichen Missethaten ablegen. Nach diesem aber werdet Ihr mir eine Bitte gewähren und mir durch einen tödtlichen Stoß den wohl verdienten Lohn meiner Bosheit geben, mithin meiner Leibes- und Gewissensqual ein Ende machen. Denn Ihr seid Eurer Rache wegen dazu wohl berechtigt, ich aber will solches noch für eine besondere Gnade der Menschen erkennen, weil ich doch bei Gott keine Gnade und Barmherzigkeit zu hoffen habe, sondern gewiß weiß, daß ich in dem Reiche des Teufels, welchem ich mich schon seit vielen Jahren ergeben, auf ewig verbleiben werde."

Bei diesen seinen letzten Worten sträubten sich uns die Haare zu Berge. Jedoch, nachdem ich alle mit verdächtig scheinenden Sachen auf die Seite geschafft und versteckt hatte, wurden seine Hände und Füße der beschwerlichen Bande entlediget, und der tödtlich verwundete Körper wurde auf eine Matraße gelegt. Er empfand einige Linderung der Schmerzen, wollte aber seine empfangene Wunde weder anrühren noch besichtigen lassen, sondern redete mich und Concordien mit folgenden Worten an:

„Wisset“, sagte er, „daß ich aus einem der vornehmsten Geschlechter in Frankreich entsprossen bin, welches ich,

da es an mir einen rechten Greuel aller Tugenden erzeugt hat, nicht einmal namhaft machen will. Ich habe nämlich in meinem achtzehnten Jahre bereits meine Schwester genothzüchtigt, und nachher, da es ihr gefiel, drei Jahre lang Blutschande mit ihr getrieben. Zwei ihrer Leibesfrüchte habe ich sodann ermordet und in Schmelztiiegeln als eine besonders kostbare Masse zu Asche verbrannt. Meine Eltern entdeckten endlich unser abscheuliches Wesen, und wollten eine Untersuchung über unsern Lebenswandel anstellen; doch da ich Alles noch bei guter Zeit erfuhr, so wurden sie beide in einer Nacht durch beigebrachtes Gift in die andere Welt geschickt. Hierauf wollte meine Schwester und ich als Eheleute unter verwechseltem Namen nach Spanien oder England gehen. Allein eine andere Buhlerin zog unterdeß meine sinnlichen Begierden von meiner Schwester ab und auf sich, weswegen meine um Ehre, Gut und Gewissen betrogene Schwester sich nebst ihrer dritten Leibesfrucht, die sie trug, selber ermordete, den Gerichten aber ein offenherziges Geständniß meiner und ihrer Schand- und Mordthaten schriftlich hinterließ. Ich hatte kaum so viel Zeit, um mit meiner neu erwählten Buhlerin und etlichen Kostbarkeiten mich unter verstellter Kleidung und verändertem Namen aus dem Lande fortzumachen." — —

Hier wollte dem Bösewicht auch seine eigene schändliche

Zunge den Dienst versagen. Zu seiner Stärkung reichte ich ihm indeß noch einen Becher Palmensaft, worauf er seine Rede folgendermaßen fortsetzte:

„Ich weiß und merke,“ fuhr er fort, „daß ich nicht eher sterben kann, bis ich auch den sterblichen Menschen den größten Theil meiner schändlichen Lebensgeschichte offenbaret habe. Wisset demnach, daß ich in England, wohin ich mit meiner Puhlbirne geflüchtet war, nicht allein diese, um ihrer Untreue willen, sondern außer ihr noch neunzehn Personen bloß durch Gift aus der Welt geräumt habe.“

„Gleichwohl hatte ich mich am englischen Hofe auf eine ziemlich hohe Stufe des Glücks empor geschwungen, allein mein Ehrgeiz und meine Ausschweifungen stürzten den auf übelm Grunde ruhenden Bau meiner zeitlichen Wohlfahrt gar bald darnieder, so daß ich abermals unter verändertem Namen und in verstellter Kleidung als Bootsknecht arm und elend aus England absegeln mußte.“

„Ein besonderes Glück führte mich endlich auf ein holländisches Kaperschiff, und machte nach und nach aus mir einen ziemlich erfahrenen Seemann. Wie ich mich nun durch Giftmischen, Meuchelmerd, Verrätherei und andere Ränke allmählig bis zu dem Posten eines Kapitäns erhoben, ist wegen der kurzen Frist, die ich noch zu leben habe, unmöglich zu erzählen. Der letzte Sturm, den Ihr nebst mir ausgestanden, hätte

mich beinahe zur Erkenntniß meiner Sünden gebracht; allein der Satan, dem ich mich bereits vor etlichen Jahren mit Leib und Seele verschrieben, hat mich durchaus nicht dahin gelangen lassen, sondern im Gegentheil mein Herz mit immerwährenden Bosheiten erfüllt."

Hier forderte er nochmals einen Trunk Palmensaft, trank, sah hierauf Concordien mit starren Augen an, und sagte:

„Bejammernswürdige Concordia, nehmet den Himmel zu einem Arzte an, indem ich Eure noch nicht einmal geschlossene Herzenswunde von neuem aufreiße und bekenne, daß ich gleich im ersten Augenblick, da Eure Schönheit mir in die Augen gefallen, die verzweifeltsten Anschläge gefaßt, Eurer Person und Liebe theilhaftig zu werden. Mehr als achtmal habe ich noch auf dem Schiffe Gelegenheit gesucht, Euren seligen Gemahl mit Gift hinzurichten; indeß da er nie anders als in Eurer Gesellschaft zu essen und zu trinken pflegte, Euer Leben aber mir allzu kostbar war, so waren meine Versuche stets vergeblich. Dessenlich habe ich nie mit ihm anzubinden mich getrauet, weil ich wohl merkte, daß er mir an Herzhaftigkeit überlegen; und ihn hinterlistiger Weise zu ermorden, wollte lange Zeit nicht angehen, da ich befürchten mußte, daß Ihr deswegen einen tödtlichen Haß auf mich werfen möchtet. Endlich aber gab mir der

Teufel und meine verruchte Begier bei Gelegenheit den Gedanken ein, Euren seligen Mann von der Klippe herunter zu stürzen.“...

Concordia wollte bei Anhörung dieser Beichte ohnmächtig werden; jedoch der kleine Rest einer balsamischen Arznei, den wir noch übrig hatten, nebst meinem zwar ängstlichen, aber doch wirksamen Zureden stärkte sie dermaßen, daß sie das Ende dieser jämmerlichen und entsetzlichen Geschichte mit ziemlicher Gelassenheit vollends anzuhören vermochte.

Remelie fuhr demnach weiter fort: „Euer Chemann, Concordia, kam, ein schönes Morgensied singend, die Klippe herauf gestiegen, und sah, wie ich seitwärts mit der Flinte im Anschlage lag. Er erschrak heftig, ungeachtet ich nicht auf ihn, sondern nach einem mir gegenüber sitzenden Vogel zielte, den er durch seine Ankunft verjagte. Wiewohl mir nun der Teufel sogleich in die Ohren flüsterte, ich möchte diese schöne Gelegenheit, ihn umzubringen, nicht vorbeistreichen lassen, so war ich doch noch listiger, warf meine Flinte hin, eilte zu dem von Leuven, umarmte ihn und sagte: Mein edler Freund, ich merke, daß Ihr vielleicht einen bösen Verdacht habt, als ob ich nach Eurem Leben stände; allein, entweder laßt selbigen fahren oder erschießet mich auf der Stelle, denn was ist mir mein verdrießliches Leben ohne Eure Freundschaft auf dieser einsamen Insel

sonst nütze. Von Leuwen umarmte und küßte mich hierauf gleichfalls, versicherte mich seiner aufrichtigen und treuen Freundschaft, und fügte allerlei gute Ermahnungen hinzu, wie ich mich in Zukunft tugendhafter und gottesfürchtiger aufführen möchte. Ich schwor ihm alles zu, was er vermuthlich gern von mir hören oder haben wollte, wodurch wir denn dem äußeren Anscheine nach auf einmal die besten Freunde wurden. Unter den vertraulichsten Gesprächen lockte ich ihn unvermerkt auf den obersten Gipfel des Felsen, und zwar unter dem Vorwande, als ob ich ein von fern kommendes Schiff erblickte. Als nun der hocherfreute von Leuwen, um dasselbe zu sehen, auf die von mir bezeichnete gefährlichste Stelle kam, stürzte ich ihn mit einem einzigen Stoße und zwar an einer Seite herab, wo ich wußte, daß er sich augenblicklich zerschmettern mußte. Nachdem ich seines Todes völlig versichert war, gieng ich mit Bittern zurück, weil mir die Worte des von ihm gesungenen Morgenliedes:

Nimmst du mich, Gott, in deine Hände,

So muß gewiß mein Lebende

Den Meinen auch zum Trost gebühn,

Es mag gleich schnell und kläglich sein,

gar nicht aus den Gedanken kommen wollten, bis der Teufel und meine unzünftigen Begierden mit von neuem Muth

und Regeln wegen meines ferneren Verhaltens eingaben. Jedoch — fuhr er mit seufzender und heiserer Stimme fort — meine gottes- und ehrvergessene Aufführung kann Euch davon besser und nachdrücklicher überzeugen, als mein beschwerliches Reden. Und Euch, Herr Albert, war der Tod ebenfalls längst zugeschworen, insofern Ihr meinem Vergnügen hinderlich sein und mir nicht als einem Befehlshaber gehorchen würdet. Das Verhängniß indeß hat es anders beschloffen, indem Ihr mich, wiewohl wider Euern Willen, tödtlich verwundet habt. Ach, machet deshalb meiner zeitlichen Marter ein Ende, rächet Eure Freunde und Euch selbst, und schaffet mich durch den letzten Todesstich nur bald in das für meine Seele bestimmte Quartier; denn bei Gott ist für dergleichen Sünder, als ich bin, weder Gnade noch Barmherzigkeit zu hoffen.“ —

Bei diesen Worten blieb er still liegen. Concordia und ich setzten allen unsern anderweitigen Jammer bei Seite, und suchten Lemelie's Seele durch die trostreichsten Sprüche aus des Satans Machen zu reifen; allein seine Ohren waren taub gegen Alles, und ehe wir uns dessen versahen, stach er sich mit einem Messer, das er bei sich verborgen gehabt, in das Herz, und gab unter schrecklichem Brüllen seinen Geist auf. Concordia und ich wußten vor Furcht, Schrecken und übergroßer Betrübniß anfangs nicht, was

wir reden oder thun sollten; indeß nach Verlauf einiger Stunden, als wir wieder etwas zur Besinnung gekommen, schleppte ich den todtten Körper bei den Weinen an seinen Ort und begrub ihn ohne weiteres.

Bei meiner Rückkunft fand ich Concordien, meine einzige noch übrige Unglücksgefährtin, in Thränen schwimmend. Ich leistete ihr bei ihrem Weinen und Klagen Gesellschaft, und wir vertieften uns dermaßen in unsere Betrübniß, daß wir den ganzen Tag bis zu einbrechender Nacht ohne Essen und Trinken bloß mit Seufzen, Weinen und Klagen hinbrachten. Endlich, als mir einfiel, daß wir durch unsere unmaßige Betrübniß unser Schicksal nicht verbessern, das höchste Wesen aber dadurch noch mehr zum Zorne reizen könnten, suchte ich Concordien sowohl als mich selbst zur Geduld zu bewegen, und dies gelang mir auch in so weit, daß wir einander zusagten, alle unsere Bekümmerniß dem Himmel anheimzustellen, und mit täglichem fleißigem Gebet und in Gelassenheit zu erwarten, was derselbe ferner über uns verhängen werde.

Wir trockneten demnach unsere Thränen, fasten Muth, nahmen Speise und Trank zu uns, und suchten, nachdem wir mit einander andächtig gebetet und gesungen, ein jedes seine besondere Ruhestelle, obwohl beide in einer und dersel-

ben Kammer. Concordia versiel in einen süßen Schlaf, ich aber konnte wegen meiner heftig schmerzenden Wunden, die in Ermangelung guter Pflaster und Salben bloß mit Leinwand bedeckt und umwunden waren, fast kein Auge schließen. Als ich endlich gegen Morgen etwa eine Stunde geschlummert haben mochte, begann Concordia auf einmal kläglich zu winseln und zu wehklagen. Da ich nun meinte, daß ein schwerer Traum die Ursache davon sei, und daher aufstand, um sie sanft zu ermuntern, richtete sie sich auf einmal in die Höhe und sagte, während ihr große Thränentropfen von den Wangen herabrollten: „Ach, Herr Albert, nun befinde ich mich auf der höchsten Stufe des Elends: Ach, Himmel, erbarme dich meines Jammers! Du weißt ja, daß ich die Unzüchtigkeit und Unkeuschheit Zeit Lebens von Grund der Seele gehasset, und die Keuschheit für mein höchstes Kleinod geschätzt habe. Zwar habe ich mich aus übergroßer Liebe von meinem seligen Ehemann verleiten lassen, mit ihm aus dem Hause meiner Eltern zu entfliehen; doch du hast mich ja dafür hart genug gestraft. Indes, gerechter Himmel, zürne nicht über meine unbesonnenen Worte. Ist's noch nicht genug, nun so strafe mich ferner hier zeitlich, aber nur nicht ewig.“

Hierauf rang sie auf's heftigste die Hände, so daß ihr der Angstschweiß über das Gesicht herabrann; ja sie winselte,

schrie und wand sich auf dem Lager wie ein armer Wurm.

Ich wußte vor Angst, Schrecken und Zittern nicht, was ich reden oder wie ich mich geberden sollte, weil ich nicht anders denken konnte, als daß Concordia vielleicht noch vor Tages Anbruch das Zeitliche segnen, mithin mich als den elendesten Menschen allein auf dieser Insel zurücklassen werde. Diese traurigen Vorstellungen nebst ihren kläglichen Geberden rührten mich so heftig, daß ich auf Kniee und Angesicht zu Boden fiel und so inbrünstig Gott anrief, daß es fast das Ansehn hatte, als wollte ich den Allmächtigen mit Gewalt zwingen, sich Concordiens und meiner zu erbarmen.

Unterdeß war dieselbe ganz still geworden, weshalb ich voll Furcht und Hoffnung aufstand, in der Erwartung, sie entweder in einer Ohnmacht oder wohl gar todt anzutreffen. Doch zu meinem Troste lag sie in ziemlicher Linderung, triewohl sehr ermattet, da, nahm und drückte meine Hand, legte dieselbe auf ihre Brust, und sagte unter heftigem Herzklopfen: „Es ist andern, Herr Albert, daß Eure und meine Tugend von der göttlichen Vorsehung auf eine harte Probe gestellt wird. Wisset nämlich, mein einziger Freund und Beistand auf dieser Welt, daß ich in Kindesnöthen liege. Auf Euer herzliches Gebet hat mir der Höchste einige Linderung gewährt; ich glaube, daß ich bloß um Euretwillen noch nicht sterben werde. Allein ich bitte Euch um Gottes

Warmherzigkeit willen, gebet jetzt bloß Eurer Nüchtheit und Keuschheit Gehör."

Ich legte meine linke Hand auf ihre Brust, hob die rechte in die Höhe, und sagte: „Liebste Concordia, ich schwöre Euch hiemit einen Eid, daß ich zwar Eure schöne Person unter allen Frauenzimmern auf der Welt am höchsten achte und liebe, Euch auch stets zu achten und zu lieben gedenke, doch in allen Ehren und bloß Eurer Tugenden wegen. Ich verspreche Euch daher, so lange wir beisammen sein werden, Euch in Allem treulich beizustehen, jeden Gedanken an eine etwaige Verhehlung mit Euch zu unterdrücken, und endlich alle Bemühung anzuwenden, um Euch mit der Hälfte unserer Schätze dahin zu schaffen, wohin es Euch beliebt wird. Verlasset Euch sicher auf mein Versprechen, worüber ich Gott und alle Engel zu Zeugen anrufe; fasset einen frischen Muth und ein frohliches Herz. Uebrigens habe ich das feste Vertrauen, der Himmel werde Euch Eure Entbindung glücklich überstehen lassen, und Euch mir zum Beistande gesund und vergnügt am Leben erhalten. Befehlet mir nunmehr ohne Scheu, was ich zu Eurem Nutzen etwa thun oder herbei schaffen soll.“

Die edle Frau küßte vor Rührung meine Hand, versicherte mich, daß sie auf meine Redlichkeit völliges Vertrauen setze, und bat, daß ich draußen vor der Kammer ein Feuer

anmachen, und sowohl warmes als kaltes Wasser bereit halten möchte, weil sie mit göttlicher Hilfe sich einer baldigen Entbindung versehe. Ich eilte, so schnell als möglich, ihrem Verlangen Genüge zu leisten. Sobald Alles in Bereitschaft war, und ich nach Concordien sehen wollte, fand ich dieselbe in ganz anderer Verfassung, indem sie nämlich allen Vorrath von ihren Betten in der Kammer herum gestreuet, sich mitten in der Kammer auf ein Unterbette gesetzt, die große Lampe daneben gestellet, und ihr neugebornes Töchterlein in zwei Kissen eingehüllet vor sich liegen hatte, welches seine Ankunft durch ziemliches Schreien zu verstehen gab. Ich war vor Verwunderung und Freude ganz bestürzt, mußte indeß auf Concordiens inständiges Bitten hier zum erstenmal das Amt einer Bademutter verrichten, welches mir auch sehr glücklich von der Hand gieng, indem ich die kleine wohlgebildete Creatur ihrer Mutter ganz rein und schön zurück lieferte.

Unterdeß war der Tag angebrochen, weshalb ich, nachdem Concordia auf ihr ordentliches Lager gebracht worden, und sich noch ziemlich bei Kräften befand, ausgehen, ein Stück Wild schießen, und etliche gute Kräuter zum Zugemüse eintragen wollte, indem unser Speisevorrath fast ganz aufgezehrt war. Doch sie bat mich, noch eine Stunde zu verziehen, und erst das Allerndthigste, nämlich die heilige

Kaufe ihres jungen Töchterleins zu besorgen, da man ja nicht wüßte, wie bald eine solche zarte Creatur vom Tode überreift werden könnte. Ich fand ihre Fürsorge wohl begründet, und nachdem wir uns wegen dieser christlichen Handlung hinlänglich verabredet, vertrat ich die Stelle eines Priesters, taufte das Kind nach Anweisung der h. Schrift, und legte ihm den Namen seiner Mutter Concordia bei.

Hierauf gieng ich mit meiner Flinte, wiewohl sehr taumelnd, matt und kraftlos aus, und da mir gleich über unserm neu gemachten Damme ein ziemlich starker und feister Hirsch begegnete, setzte ich für diesmal meine sonstige Barmherzigkeit bei Seite, gab Feuer, und traf denselben so glücklich in die Brust, daß er sogleich auf der Stelle liegen blieb. Allein dies große Thier kostete mich noch vielen Schweiß, ehe ich es an Ort und Stelle bringen konnte. In-
 defß, da die Wöchnerin und ich selbst gute Kraftsuppen und andere gesunde Kräuterspeisen sehr nöthig hatten, so ward mir alle Arbeit leicht, und da ich also kein langes Federlesen machte, so war in der Mittagsstunde schon eine gute stärkende Mahlzeit fertig, welche Concordia und ich mit bewundernswürdigem und ungewöhnlichem Appetite einnahmen.

Jedoch, meine Freunde, — unterbrach hier Albert seine Erzählung — ich merke, daß ich mich diesen Abend bei meiner Erzählung etwas länger als sonst aufgehalten habe, in-

dem sich meine müden Augen nach dem Schlafe sehnen.“

Hier brach er ab, mit dem Versprechen, des andern Tages nach unserer Zurückkunft von Johannisraum weiter fortzufahren, worauf wir uns sämmtlich zur Ruhe legten.

Am folgenden Morgen gieng unsere Reise in gewöhnlicher Gesellschaft durch den großen Garten über die Brücke des westlichen Flusses auf Johannisraum zu. Diese Pflanzstätte bestand aus zehn Häusern. Die Eigenthümer hatten ein besseres Feld als die in Jacobsraum, doch nicht so häufigen Weinwachs; dagegen, wegen des nahe liegenden großen Sees, den vortrefflichsten Fischfang, herrliche Waldung, Wildpret und Ziegen in großer Menge. Die Bäche daselbst führten ebenfalls häufige Goldkörner, wovon uns eine große Anzahl geschenkt wurde. Wir machten uns hier das Vergnügen, in wohl ausgearbeiteten Rähnen auf dem großen See umher zu fahren, und zugleich mit Angeln, auch mit artigen Netzen, die vom Bast gewisser Bäume gestrickt waren, zu fischen, durchstrichen hierauf den Wald, bestiegen die oberste Höhe des Felsen, und trafen daselbst bei einem wohlgebauten Wacht Hause zwei Stücke Geschütz an. Etliche Schritt davon erblickten wir ein in den Felsen gehauenes großes Kreuz, worin eine zimmerne Platte gefügt war, deren Inschrift aus sagte, daß hier an dieser Stelle Karl

Franz von Leuwen durch den treulosen Lemelie vom Felsen herab gestürzt worden sei.

Unser Altvater Albert hatte sich mit großer Mühe auch an diesen Ort bringen lassen, und zeigte uns die Stelle, wo er nunmehr vor neun und siebenzig Jahren und etlichen Tagen den Körper seines Vorwirths zerschmettert da liegend angetroffen. Wir erstaunten, als wir die Gefahr betrachteten, in die er sich begeben, um denselben in die Höhe hinauf zu schaffen. Für jetzt indeß war daselbst ein zwar sehr enger, aber doch bequemer Weg bis an die See hinab angelegt, welchen wir hinunter stiegen, und in der Bucht südwestwärts ein ziemlich großes Fahrzeug antrafen, womit die Unsrigen öfters nach einer kleineren Insel hin zu fahren pflegten, die etwa zwei Meilen von der Felseninsel entlegen war, im Umfange aber nicht viel mehr als fünf oder sechs halb Meilen haben mochte.

Es ward beschlossen, daß wir nächstens das Fahrzeug ausbessern, und eine Spaziersfahrt nach der erwähnten kleinen Insel, welche Albert Klein-Felsenburg benannt hatte, vornehmen wollten. Für diesmal aber nahmen wir unseren Rückweg durch Johannistraum, reichten den Einwohnern die gewöhnlichen Geschenke, wurden dagegen von ihnen mit einer guten Mahlzeit bewirthet, die uns, weil das Mittagmahl nicht ordentlich gehalten worden, trefflich zu statten

kam, nahmen hierauf dankbar Abschied, und kamen diesen Abend etwas später als sonst auf der Albertsburg an. Dessen ungeachtet, und zumal, da Niemand weiter etwas zu speisen verlangte, sondern wir alle uns mit etlichen Schalen Kaffee und einer Pfeife Taback zu behelfen beredete, setzte Albert noch denselben Abend seine Geschichtserzählung in folgender Weise fort:

„Ich erzählte gestern, wie wir beiden damaligen Patienten unsere Mahlzeit mit gutem Appetit verzehrten. Concordia befand sich indeß sehr übel darauf, indem sie gegen Abend ein wirkliches Fieber bekam, so daß abwechselnd Frost und Hitze die ganze Nacht hindurch währte. Mir wurde darüber von Herzen angst und bange, und ich empfand meine eigenen Schmerzen lange nicht so heftig, als den Zufall Concordiens.

Von Arzneien war zwar noch ein Weniges vorhanden, allein wie konnte ich wagen, ihr dies einzugeben, da ich nicht im geringsten wußte, ob ich der Wöchnerin dadurch helfen oder schaden würde. Es war ein großes Versehen von Herrn von Leyven gewesen, daß er sich nicht mit einem ansehnlicheren Vorrath von Arzneien versorgt hatte; vielleicht mochten auch wohl manche mit verdorben sein; genug, ich wußte die ganze Nacht nichts zu thun, als auf den

Knien neben Concordien zu sitzen, ihr den kalten Schweiß von Gesicht und Händen zu wischen, dann und wann kühlende Blätter ihr auf Stirn und Arme zu binden, und nächstdem den allerhöchsten Arzt um unmittelbare kräftige Hilfe anzusehen. Gegen Morgen hatte sie zwar, so wie auch ich, etwa drei Stunden Schlaf, allein die vorige Hitze stellte sich Vormittags desto heftiger wieder ein. Die arme kleine Concordia sieng nunmehr ebenfalls, vermuthlich vor Hunger und Durst, erbärmlich zu schreien an, und verdoppelte unser Herzeleid, indem sie von ihrer Mutter auch nicht einen Tropfen Nahrungsflüssigkeit erhalten konnte. Ich war bereits auf die Gedanken gekommen, ein paar säugende Biegen einzufangen; allein diese Thiere waren durch das wiederholte Schießen dermaßen wild, daß sie sich stets auf zwanzig bis funfzig Schritte von mir entfernt hielten, mithin meine dreistündige Bemühung vereitelten, so daß ich bei meiner Zurückkunft beide Concordien in noch traurigerem Zustande antraf, indem sie vor Mattigkeit kaum noch lechzen konnten. Ich wußte kein anderes Mittel, als beiden etwas Palmensaft, mit reinem Wasser vermischt, einzusüßsen. Während sie sich nun damit ein wenig erquickten, gab mir der Himmel einen noch glücklicheren Einfall ein. Ich lief nämlich fort, brachte ein ganzes Körblein voll von Früchten, die den europäischen Aprikosen oder Morellen äh-

lich, doch viel größer sind, schlug die harten Kerne entzwei, und bereitete aus den inwendigen, welche an Unnehmlichkeit und Süßigkeit die süßen Mandeln bei weitem übertreffen; auch noch viel gesünder sind, nicht allein eine unvergleichlich schöne Milch, sondern auch ein herrliches Gemüse, mit welchen beiden ich das kleine Würmchen ungemein kräftig stärken und ernähren konnte.

Concordia vergoß theils vor Schmerz und Jammer, theils vor Freude, daß sich einige Nahrung für ihr Kind gefunden, die heißesten Thränen. Sie kostete auf mein Zureden die schöne Milch, und labte sich selber recht herzlich daran; ich aber, sobald ich dies merkte, setzte alle unwichtige Arbeit bei Seite, und that fast nichts weiter, als daß ich dergleichen Früchte in großer Menge eintrug und die Kerne aufschlug. Doch durfte ich nie mehr Milch als auf einen Tag und eine Nacht zubereiten, weil die übernächti- ge allezeit ihre Kraft und Schmachthastigkeit verlor.

Sonach fand sich nun nicht allein das Kind vollkommen befriedigt, sondern die Mutter konnte nach vier Tagen sogar dasselbe zu unserer Freude an der eigenen Brust stillen, und am sechsten Tage frisch und gesund das Bett verlassen, auch, wiewohl gegen meinen Rath, allerlei Arbeit mit verrichten helfen. Wir dankten dem Allmächtigen durch Beten und Singen für die augenscheinliche Hilfe, und mein-

ten nunmehr außer aller Gefahr zu sein. Allein die Reihe des Krankliegens kam jetzt an mich. Da ich nämlich meine Wunde am Haupt und die an der Schulter nicht gehörig hatte warten können, so ward dieselbe nach zwölf Tagen dermaßen schlimm, daß mir der Kopf heftig aufschwoll, und den ganzen Körper eine innere Hitze außß grausamste befiel.

War mein Betragen bei Concordiens Unpäßlichkeit ängstlich und sorgfältig gewesen, so war jetzt wiederum ihre Bekümmerniß größer als die meinige, indem sie mich besser als sich und ihr Kind pflegte und wartete. Meine Wunden wurden mit ihrer Milch ausgewaschen, und mit darein getauchten Tüchlein bedeckt, mein ganzes Gesicht, Hände und Füße aber belegte sie mit eben den Blättern, welche ihr so gute Dienste gethan hatten; daneben suchte sie mich durch die kräftigsten Speisen und Getränke, so nur zu erfinden waren, zu erquickten. Allein zehn Tage hindurch wollte nicht das Geringste anschlagen, ja meine Krankheit schien mehr zu als abzunehmen, welches Concordia, ungeachtet ich mich stärker stellte, als ich war, nur zu wohl merkte, und deshalb vor Herzeleid fast vergehen wollte. Ich bat sie inständig, ihre Betrübniß zu mäßigen, weil ich das feste Vertrauen zu Gott hätte, daß er mich nicht so früh werde sterben lassen; allein sie vermochte ihren Klagen, Seufzern und Thränen nicht Einhalt zu thun. Wollte ich nun, daß

sie des Nachts etwas ruhen sollte, so mußte ich mich zwingen, still zu liegen, und thun, als ob ich fest schlief, obgleich oft der großen Schmerzen wegen in zweimal vier und zwanzig Stunden kein Schlaf in meine Augen kam. Als ich indes einst gegen Morgen sehr sanft eingeschlummert war, träumte mir, als ob Don Cyrillo de Balara vor meinem Bette säße, mich mit freundlichen Geberden bei der rechten Hand anfaßte und zu mir sagte:

„Ehrlicher Albert, sage mir doch, warum Du meine hinterlassenen Schriften zu Deinem eigenen Gebrauch und Nutzen nicht besser untersuchest? Gebrauche doch den Saft von diesem Kraut und der Wurzel, das ich Dir hiermit im Traume zeige, und das so häufig vor dem Ausgange der Höhle wächst. Zugleich sei versichert, daß Dich Gott erhalten und Deine Wunden heilen wird. Uebrigens betrachte meine Schriften in Zukunft etwas genauer, weil sie Dir und Deinen Nachkommen gar manchen Aufschluß geben werden.“

Ich fuhr vor Freude im Schlafe auf, und streckte meine Hand nach der Pflanze aus, die mir, wie mich dünkte, von Don Cyrillo vorgehalten wurde, merkte aber sogleich, daß es bloß ein Traum gewesen. Concordia fragte mit weinenden Augen nach meinem Zustande. Ich bat sie, frischen Muth zu fassen, weil mir Gott bald helfen würde;

auch trug ich kein Bedenken, ihr meinen seltsamen Traum völlig zu erzählen. Sie trocknete hierauf ihre Thränen, und sagte:

„Lieber Freund, dies ist gewiß kein bloßer Traum, sondern unfehlbar ein göttliches Gesicht. Hier habt Ihr des Don Cyrillo Schriften, untersuchet dieselben aufs fleißigste. Ich will unterdeß hingehen und vielerlei Kräuter abpflücken. Findet Ihr dasjenige darunter, welches Ihr im Schlafe gesehen zu haben Euch erinnern könnet, so wollen wir dasselbe in Gottes Namen zu Eurer Heilung gebrauchen.“

Mein Zustand war ziemlich leidlich. Nachdem sic mir also Don Cyrillo's Schriften nebst einer brennenden Lampe vor mein Lager gebracht und eilig fortgegangen war, fand ich ohne mühsames Suchen diejenigen Blätter, welche von Leuwen und ich wenig geachtet, in lateinischer Sprache geschrieben, unter folgender Aufschrift:

„Verzeichniß und Angabe der Mittel, wodurch ich die mir in meinem mühseligen Leben gar oft zugestoßenen Leibesgebrechen und Schäden geheilt habe.“

Ich durchlief dasselbe so schnell, als es meine nicht gar so fertige Kenntniß des Lateinischen gestattete, und fand darin die ausführliche Beschreibung von der Gestalt, Eigenschaft und Nugbarkeit eines gewissen Wundkrautes, dessen

sich Don Cyrillo bei mehreren Verletzungen als Heilmittel bedient, so daß ich fast nicht zweifeln konnte, es müsse eben dasselbe Kraut und die Wurzel sein, welches jener mir im Traume vorgehalten. Während ich darüber nachsann, kam Concordia mit einer ganzen Schürze voll Kräuter von der verschiedensten Art und Gestalt herbei, und erblickte nach einigem Herumwühlen darunter gar bald dasjenige, welches mir Don Cyrillo so wohl schriftlich bezeichnet als auch im Traume gezeigt hatte. Wir richteten daher dasselbe nebst der Wurzel nach seiner Vorschrift zu, machten daneben von etwas Wachs, Schiffspech und Hirschfett ein Pflaster, verbanden damit meine Wunden, und legten das zerquetschte Kraut und die Wurzel nicht allein auf mein Gesicht, sondern fast über den ganzen Leib, wovon sich die schlimmen Zufälle binnen vier oder fünf Tagen gänzlich verloren, so daß ich nach Verlauf zweier Wochen vollkommen heil und gesund wurde.

Nunmehr hatten wir, sowohl ich als Concordia, recht erkennen gelernt, was für ein edles Gut die Gesundheit ist. Als wir daher unser Te Deum laudamus gesungen und gebetet hatten, wurde Rath gehalten, was wir in Zukunft täglich für Arbeit vornehmen mußten, um unsere kleine Wirthschaft in guten Stand zu setzen, damit wir im Fall der Noth sogleich Alles, was wir brauchten, bei der

Hand haben könnten. Tag und Nacht in der unterirdischen, ob zwar sehr bequemen Höhle zu wohnen, wollte Concordien durchaus nicht gefallen. Ich begann daher oben auf dem Hügel neben der schönen Laubhütte ein bequemes Häuslein nebst einer kleinen Küche zu bauen, auch einen kleinen Keller zu graben, in welchem wir unsere Getränke so wie auch das frische Fleisch und andere Sachen vor der großen Hitze verbergen konnten. Demnächst machte ich zum Feierabend an einem abgelegenen Orte für die kleine Tochter eine bequeme, obwohl nicht eben gar zierliche Wiege, worüber meine Hauswirthin, als ich sie ihr unverhofft brachte, eine ungemeine Freude bezeigte, und dieselbe um den größten Goldklumpen nicht vertauscht hätte. Denn das Wiegen gefiel dem kleinen Mägdelein dermaßen wohl, daß wir selber unsere einzige Freude daran sahen.

Unser ganzer Getreidevorrath, welchen wir auf dieser Insel unter den wilden Gewächsen aufgesammelt hatten, bestand etwa in drei Hüten voll europäischen Kornes, einem Hut voll Weizen, vier Hüten Gerste, und zwei ziemlich großen Säcken voll Reis, von welchem letzteren wir Mehl stampften, dasselbe durchsiebten und das Kind damit nährten, einen Sack Reis nebst dem übrigen Getreide zur Aussaat sparten. Ueberdies fanden sich auch noch beinahe zwei Hüte voll Erbsen, sonst indeß nichts von bekannten Früch-

ten, desto mehr aber von unbekanntem, die wir zwar in Ermangelung des Brotes nach und nach zu unserer Lebensnahrung gebrauchten, deren Namen und vollständigen Nutzen wir aber erst mehrere Jahre nachher von Robert Hülfert, dem nachmaligen Ehemanne der kleinen Concordia, erfuhr.

Uebrigens wandte ich damals jeden Morgen früh drei Stunden, und gegen Abend eben so viel, zu Bestellung meiner Aecker an, und zwar in der Gegend, wo jetzt der große Garten ist, weil ich diesen Platz wegen seiner Nähe und Sicherheit vor dem Wilde am geschicktesten dazu hielt. Die übrigen Tagesstunden, mit Ausnahme der heißen Mittagsstunden, die ich zum Lesen und Ausschreiben alles dessen, was uns begegnete, anwandte, machte ich mir anderen Zeitvertreib. Ich verdaunte nämlich einige kleine Plätze, und sperrte die durch List gefangenen Ziegen nebst anderem jungen Wildpret hinein. Concordia reichete denselben allen täglich Speise und Trank; die milchtragenden Ziegen aber machte sie nach und nach so zahm, daß sie sich ihre Milch gutwillig nehmen ließen, die wir nicht allein zur Speise, sondern auch zu Bereitung von Butter und Käse anwendeten, indem ich binnen Monatsfrist etliche zwanzig Stück melkende, halb so viel andere, und neun Stück junges Wildpret eingefangen hatte.

Mit besonderer Freude gedachten wir an unsere künftige Saat und Ernte, weil wir ungemainen Appetit nach ordentlichem Brote empfanden. Unterdeß aber gebrauchten wir statt desselben die gekochten Wildpretselebern, wozu uns unsere Butter und unser Käse vortrefflich schmeckte.

So brachten wir denn die heißesten Sommermonate ziemlich vergnügt hin, außer in den Augenblicken, wo die erlittenen Trauerfälle uns traurige Rückerinnerungen weckten, die wir indeß stets einer vor dem andern zu verbergen suchten, um unsere kaum verharschten Herzenswunden nicht von neuem aufzureißen, und unser einsames Leben nicht noch mehr zu verbittern.

Mittlerweile schenkte der gütige Himmel uns einen angenehmen Zeitvertreib mit der Weinernte, indem wir ohne die Trauben, deren wir täglich viele verzehrten, wider Vermuthen beinahe zweihundert Kannen Most ausdrücken und zwei ziemlich große Säcke voll getrockneter Trauben sammeln konnten, welches gewiß eine herrliche Sache für unsere Hauswirthschaft war. Unsere Unterthanen, die Affen, schienen hierüber sehr verdrießlich zu sein, indem sie vielleicht selber Liebhaber dieser edlen Frucht sein mochten. Sie hatten auch aus Leichtfertigkeit viel zu Schanden gemacht; doch, als ich mit der Glinte etlichemal blind auf sie Feuer gegeben, erhielt ich sie ziemlich in Gehorsam und Furcht.

Ich weiß nicht, wie es gekommen war, daß Concordia eines Tages einen ziemlich großen Affen, unter einem Baume liegend, angetroffen, welcher das rechte Hinterbein zerbrochen und sich jämmerlich geberdet hatte. Ungeachtet diese Thiere sonst eben nicht in ihrer Gunst standen, so bewog sie dennoch ihr weichherziges Gemüth, das gebrochene Bein desselben mit einem Tuche zu umwinden, ja sogar den armen Patienten in ihren Schooß zu nehmen, und so lange sitzen zu bleiben, bis ich dazu kam und den ganzen Vorfall vernahm. Wir trugen also das Thier in unser Bohnhaus, verbanden ihm das Bein mit Pflastern und Binden, legten es auf ein bequemes Lager, deckten es von unseren Kopfkissen auf seinen Körper, und giengen dann wieder an unsere Arbeit. Gegen Mittag indeß, als wir zurückkamen, erschrad ich anfangs, als ich zwei alte Affen, die ohne Zweifel die Eltern des Patienten sein mochten, bei demselben erblickte. Ich wußte anfangs nicht, ob ich trauen dürfte oder nicht. Doch da sie sich sehr traurig und demüthig anstellten, näherte ich mich, streichelte dem Kranken sanft das Haupt, sah nach seinem Beine, und fand, daß er unverrückt liegen geblieben war wofür ich ihn nochmals streichelte und mit etlichen guten Früchten speiste. Die beiden alten sowohl als der kranke Affe bewiesen mir ihre Dankbarkeit dadurch, daß sie mir meine Hände leckten, und mit ihren Vorderpfoten meine

Kleider und Füße sanft streichelten; auch bezeigten sie sich im übrigen so unterwürfig und klug, daß ihnen fast nichts als die Sprache zu fehlen schien. Concordia kam auch dazu, und fand ein besonderes Vergnügen an der Treuherzigkeit dieser unvernünftigen Thiere. Der Kranke streckte seine Pfote gegen sie aus, als wollte er sie willkommen heißen, und als sie sich ihm näherte, schmeichelte er ihr durch Händelecken und andere Liebkosungen auf eine solche Weise, daß es mit Lust anzusehen war. Die beiden alten liefen hierauf fort, kamen aber gegen Abend wieder, und brachten uns zum Geschenk zwei große Nüsse mit, deren jede fünf bis sechs Pfund wog. Sie zerschlugen dieselben recht behutsam mit Steinen, so daß die Kerne nicht zerstückt wurden, welche sie uns sodann auf eine liebevolle Art überreichten, und sich freuten, als sie aus unseren Geberden merkten, daß uns der angenehme Geschmack derselben behagte. Ob ich nun gleich damals noch nicht wußte, daß diese Früchte Cocosnüsse hießen, sondern es erst später von Robert Hüter erfuhr, so reizte mich doch der Wohlgeschmack derselben an, den beiden alten Affen so lange nachzuschleichen, bis ich endlich an einen Ort kam, wo in einem kleinen Bezirk etwa funfzehn bis achtzehn Bäume standen, die dergleichen Früchte trugen. Allein Concordia und ich waren nicht so lustern, daß wir alle Nüsse aufgezehrt hätten, sondern wir steckten dieselben

an verschiedenen Orten in die Erde; woher es denn kommt, daß nunmehr auf dieser Insel etliche hundert Cocosbäume anzutreffen sind. Indes, um wieder auf unsere Affen zu kommen, so will ich bloß noch hinzufügen, daß, ungeachtet der Kranke binnen fünf oder sechs Wochen glücklich geheilt war, dennoch weder er, noch die zwei alten, von uns zu weichen begehrt, sondern vielmehr noch zwei junge mitbrachten, welche fünf sofort sich von ihren Genossen gänzlich absonderten, und sich so anstellten, als ob sie bei uns zu Hause wären.

Die drei erwachsenen Affen machten uns weder Verdruß noch Schaden. Alles, was wir thaten, äfften sie nach, auch frugen sie uns eine Menge der vortrefflichsten Früchte ein, schleppten das von mir klein gespaltene Holz nach der Küche, wiegten abwechselnd unser Kind, holtten in den ihnen angehängten Gefäßen Wasser; kurz, sie machten unüberdrossen alle unsere Arbeit mit, so daß uns dieses unser Hausgesinde, welches sich überdies selbst beköstigte, nicht allein viele Erleichterung, sondern auch durch ihre possirlichen Streiche manche vergnügte Stunde gewährten. Nur die zwei jüngsten richteten zuweilen aus Frevel mancherlei Schaden und Unheil an. Da wir indes zu unserer Verwunderung bemerkten, daß sie deshalb von den zwei alten mit Geberden und Geschrei recht ordentlich bestraft, ja oft sogar

geschlagen wurden, vergriffen wir uns nur selten thätlich an ihnen; wenn es aber doch geschah, so demüthigten sie sich vor uns wie die zahmen Hunde, ohne daß die alten sich darüber ereifert hätten.

Gleichwohl hegte ich immer noch ein geheimes Mißtrauen gegen dies, so treu sich stellende, halb vernünftige Hausgesinde. Daher baute ich für sie einen geräumigen festen Stall mit einer starken Thüre, bereitete für jeden Affen eine bequeme Lagerstätte, nebst einem Tische, Bänken, ingleichen allerlei Spielwerk, und verschloß unsere Bedienten darin, nicht allein des Nachts, sondern auch bei Tage, so oft es uns beliebte.

Sobald ich gewahr wurde, daß die Sonne mit ihren heißen Strahlen etwas nachließ, und mehr Regentwetter einfiel, bestellte ich mit Concordiens treuer Hilfe unser Feld nach Don Cyrillo's schriftlicher Anweisung auf's sorgfältigste, und behielt von jeder Getreideart für den äußersten Nothfall, wenn alles ausgesäete verderben sollte, nur etwas wenig zurück. Vom Reis aber, womit ich zwei große Aecker bestellet, behielten wir dennoch zwei gute Scheffel übrig.

Hierauf hielten wir es für rathsam, uns auf den Winter gefaßt zu machen. Deshalb schoß ich einiges Wildpret, und wir satzten dasselbe nebst dem eingeschlachteten Ziegenfleisch ein, wobei uns sowohl die alten als die jungen Af-

fen gute Dienste thaten, indem sie das in den Stephanstrauer Salzbergen ausgehauene Salz auf ihren Rücken bis in unsere unterirdischen Höhlen tragen mußten. Demnächst schleppeten wir einen großen Haufen Brennholz zusammen, baueten einen Kamin in unserem Wohnhause auf dem Hügel, trugen zu den bereits eingesammelten Früchten noch viele Kräuter und Wurzeln ein, die theils eingemacht, theils in Sand verscharrt wurden, und, kurz zu sagen, wir hatten uns dergestalt angeschickt, als ob wir den allerhärtesten Winter in Holland oder anderen noch viel kälteren Ländern abzuwarten hätten.

Allein wir hatten uns vergebliche Sorge, Mühe und Bangigkeit gemacht. Denn nachdem unser Herbst, der fast einem holländischen Sommer gleich kam, verstrichen war, so trat ein Winter ein, den man mit gutem Recht einen warmen und angenehmen Herbst hätte nennen können. Oft zwar fiel ein ziemlicher Nebel und Regenwetter ein, allein von durchbringender Kälte, Schnee oder Eis spürten wir fast gar nichts; der grassige Boden blieb immer grün, und die von der guten Concordia zusammengetragenen Heuhaufen dienten zu nichts, als daß wir sie nachher den Affen preisgaben, da sie doch nebst vielen aufgetrockneten Baumblättern unserem eingestallten Viehe zur Winternahrung bestimmt gewesen waren. Unsere Saat war nach Herzenslust aufgegangen,

und die meisten Bäume veränderten sich fast nicht; diejenigen aber, so ihre Blätter verloren, waren noch nicht einmal völlig entblößt, als sie schon wieder frische Blätter und Blüthen trieben. So wurde es denn wieder Frühling, während wir noch immer auf den Winter harreten, und wir mußten die Wunderhand Gottes in dieser schönen Gegend mit staunender Bewunderung anerkennen.

Dieser ganze Wechsel war uns darum so wunderbar gewesen, weil wir das heilige Weihnachtsfest fast mitten im Sommer, Ostern im Herbst, wenige Wochen nach der Weinfeste, und Pfingsten in dem sogenannten Winter gefeiert hatten. Doch da ich in meinen Schuljahren etwas Weniges in den Landkarten und auf dem Globus gelernt, auch unter des Herrn von Leuven hinterlassenen Landkarten und Büchern Einiges fand, was mir weitere Auskunft gab, so konnte ich mich nicht allein sehr bald in diese Veränderung schicken, sondern auch Concordien darüber beschreiben, und meine Tagebücher oder Calender auf viele Jahre im voraus machen.

Wiewohl nun bei uns nicht der geringste Mangel an Lebensmitteln oder anderen Bedürfnissen und Bequemlichkeiten vorhanden war, so konnte ich doch nicht müßig sitzen, sondern legte einen geräumigen Küchengarten an, und versetzte in denselben verschiedene Pflanzen und Wurzeln, die

wir theils aus Don Cyrillo's Beschreibung, theils aus eigener Erfahrung als die annehmlichsten und nützlichsten erkannt hatten, um dieselben je nach unserem Verlangen sogleich bei der Hand zu haben. Demnächst legte ich mich sehr auf das Pfropfen und Versetzen junger Bäume, brachte die Weinreben in bessere Ordnung, machte etliche Fischkästen, setzte allerhand Arten von Fischen hinein, um dieselben, so oft wie Lust hatten, gleich herausnehmen zu können, bauete Schuppen und Ställe für das eingefangene Wildpret und die Ziegen, zimmerte Fresströge, Wasserrinnen und Salzlecken für diese Thiere, kurz ich verfuhr wie ein guter Hauswirth, der Zeit Lebens auf dieser Insel zu bleiben sich vorgenommen hätte.

Concordia, obwohl sie mir bei diesem allem wenig helfen durfte, saß unterdeß im Hause nie müßig, sondern nähte für sich, ihre kleine Tochter und mich allerlei nöthige Kleidungsstücke; denn wir hatten in den auf den Sandbänken angelandeten Ballen viel Tuch, Seidenzeug und Leinwand gefunden, so daß wir für uns und wohl noch zwanzig andere Personen auf Lebenszeit zur Nothdurft Kleider daraus verfertigen konnten. Zwar hatte das eingebrungene Seewasser an mehreren Tüchern und seidnen Zeugen die Farbe ziemlich verändert, doch da wir alles sehr bald an der Sonne getrocknet hatten, so verlor es nur wenig an Haltbarkeit, und

um die Schönheit künmerten wir uns so weniger, da Concordia das Schlimmste zuerst verarbeitete, und das Beste bis auf künftige Zeiten versparen wollte, wir aber der Mode wegen einander nichts vor übel hielten.

Unsere Saatsfelder standen zu gehöriger Zeit in erwünschter Blüthe, so daß wir unsere Freude daran sahen; allein die fremden Affen gewöhnten sich sehr stark dahin, tummelten sich darin herum, und machten vielen Schaden. Da nun unsere Hausaffen merkten, daß mich dieß gewaltig verdroß, und daß ich die Freuler mit Steinen und Prügeln verfolgte, waren sie täglich auf der Hut, und wagten es sogar, ihre eigenen Kameraden und Geschlechtsverwandten mit Steinen zu werfen. Diese wichen zwar anfangs einige Male, kamen aber eines Tages in ziemlicher Anzahl wieder, und fiengen mit unseren treuen Hausdienern einen förmlichen Krieg an. Ich gewahrte dieß von ferne, lief geschwind zurück, und holte aus unserer Wohnung zwei geladene Flinten, näherte mich wieder dem Kampfplatze, und wurde gewahr, daß einer von den unsern, die mit rothen Halsbändern bezeichnet waren, stark verwundet am Boden lag. Sogleich gab ich zweimal nach einander Feuer, und streckte drei Feinde zu Boden, worauf sich die ganze feindliche Partei auf die Flucht begab, während meine vier übrigen Affen unbeschädigt zurückkehrten, und den beschädigten Alten mit traurigen Ge-

Reisenburg. II.

berden mir entgegen trugen, welcher auch, noch ehe wir unsere Wohnung erreichten, an seiner tödtlichen Hauptwunde starb.

Es war das Weiblein von den zwei ältesten, und ich kann nicht sagen, wie sehr der verwittwete Affe und die vermuthlichen Kinder sich über diesen Todesfall betrübt erzeigten. Ich gieng nach unserer Behausung, erzählte der Concordia, was vorgefallen war, und diese ergriff nebst mir ein Grabscheit, um ein Loch zu machen, worin wir die auf dem Bette der Ehren verstorbene Kessin begraben wollten; allein wir trafen bei unserer Dahinkunft Niemanden an, sondern sahen von ferne, wie die Leiche von den vier Leidtragenden in den Westfluß geworfen wurde. Wir kehrten daher wieder um, und sahen bald nachher, wie unsere noch übrigen vier Diener ganz betrübt in ihren Stall giengen, worin sie beinahe zweimal vier und zwanzig Stunden ohne Essen und Trinken still liegen blieben, nachher aber ganz freudig wieder heraus kamen, und nachdem sie tüchtig gefressen und getrunken, ihre vorige Arbeit verrichteten. Mich ärgerte diese Begebenheit dermaßen, daß ich die fremden Affen täglich mit Feuer und Schwert verfolgte, und dieselben binnen Monatsfrist in die Waldung hinter den großen See vertrieb, so daß sich kein einziger mehr in unserer Gegend sehen ließ. Mit hin konnten wir nebst unseren Hausdienern in guter Ruhe leben.

Unterdeß war uns ein ganzes Jahr auf der Insel verstrichen. Um Concordien, die durch die Wiederkehr unseres Trauertages höchst niedergeschlagen worden war, etwas aufzumuntern, gieng ich fast täglich mit ihr, indem sie ihr Kind in ihrem Mantel trug, durch den Felsengang an die See spazieren, wohin wir seit etlichen Monaten nicht gekommen, erblickten aber mit nicht geringer Bewunderung, daß uns die Wellen einen starken Vorrath von allerlei eingepackten Waaren und zerscheiterten Schiffsstücken zugeführt hatten. Ich faßte sogleich den Vorsatz, Alles auf unsere Insel zu schaffen; allein, da mir ganz unverhofft ein in ziemlicher Weite vorbeifahrendes Schiff vor die Augen kam, so gerieth ich auf einmal ganz außer mir, und sobald sich mein Geist wieder etwas erholte, sieng ich an zu schreien, zu schießen und mit einem Tuche zu winken. Diese mühsame und vergebliche Anstrengung trieb ich so lange, bis sich gegen Abend sowohl das vorbeifahrende Schiff als auch die Sonne aus unserm Gesicht verlor, worauf ich meines Theils ganz verdrücklich und betrübt zurückkehrte, voll verwirrter Gedanken, unterwegs aber mit Concordien kein Wort redete, bis wir wieder in unserer Behausung anlangten, wo sich unsere fünf Affen als Wächter vor die Thür gelagert hatten.

Concordia bereitete die Abendmahlzeit. Wir speiseten und kamen hierauf in ein Gespräch, woraus ich abnehmen

konnte, daß sie sich wenig oder gar nicht um das vorbeigefahrene Schiff kümmerte, auch größere Lust bezeigte, auf dieser Insel zu sterben, als sich in den Schuß fremder und vielleicht roher Menschen zu begeben. Ich hielt nun zwar ihr, als einer furchtsamen und schwachen Frau, die zumal ihres unglücklichen Schicksals halber einen Ekel gegen jede fernere Lust gefasset, dergleichen Gedanken zu gute, mit mir indeß verhielt es sich ganz anders. Und was habe ich eben Ursache, meine damaligen natürlichen Neigungen zu verleugnen. Ich war ein junger, starker und fast zwanzigjähriger Mensch, der Geld, Gold, Edelsteine und andere Güter in großem Ueberfluß besaß, und also gar wohl eine Frau ernähren konnte; allein Concordien hatte ich einen feierlichen Eid geschworen, daß ich ihr durch Liebesanträge nicht beschwerlich fallen wolle, merkte auch überdies, daß sie ihren seligen Ehemann noch im Tode herzlich liebte. Auf die kleine Concordia aber zu warten, schien mir gar zu langweilig, obgleich dieselbe ein vollkommenes Ebenbild ihrer schönen Mutter darstellte. Wer kann mir es also verdenken, daß meine Sehnsucht nach der Gesellschaft anderer ehrlichen Leute so groß war, um mich unter ihnen in guten Stand zu setzen, und mir eine tugendhafte Ehegattin auslesen zu können.

Es vergieng mir daher damals fast alle Lust zur Arbeit, und ich verrichtete selbst die allerndthigste, so zu sagen, nur.

gezwungener Weise. Dagegen brachte ich täglich die meisten Stunden auf der Felsenhöhe gegen Norden zu, machte daselbst ein Feuer an, das bei Tage stark rauchen und bei Nacht hell brennen mußte, damit das eine oder andere vorbeifahrende Schiff bei uns anzulanden gereizt würde; wandte dabei meine Augen beständig nach der offenen See hin, und versuchte zum Zeitvertreibe, ob ich auf der von Lemelie hinterlassenen Zither für mich selber das eine oder andere Lied könne spielen lernen, welches mir denn auch in kurzer Zeit dermaßen glückte, daß ich fast alles, was ich sang, auch zugleich ganz wohlklingend mitspielen konnte.

Concordia ward über dieses mein Benehmen ziemlich unruhig und niedergeschlagen, allein ich vermochte weder meine Sehnsucht zu verbannen, noch auch konnte ich es über das Herz bringen, ihr meine Gedanken zu offenbaren. So lebten wir denn beiderseits in einem heimlichen Mißvergnügen und verborgenen Kummer, begegneten dennoch aber einander, nach wie vor, mit aller ehrerbietigen, tugendhaften Freundschaft und Dienstwilligkeit, ohne zu fragen, was uns beiderseits auf dem Herzen läge.

Unterdeß war die Erntezeit heran gerückt und unser Getreide vollkommen reif geworden. Wir machten uns daher an's Werk, schnitten das Getreide ab, und brachten es mit Hilfe unserer getreuen Affen bald in große Haufen. Eben

dieselben mußten uns auch fleißig dreschen helfen, worauf wir unseren eingeernteten Segen an Reis, Korn, Weizen, Gerste und Erbsen in Säcke und Gefäße einschütteten und aufbewahrten.

Dessen ungeachtet ward meine schwermüthige Sehnsucht nach dem, was einmal in meinem Herzen Wurzel gefaßt hatte, dadurch nicht vermindert, ich blieb tiefjünnig, und Concordiens liebevolle und freundliche Reden und Geberden machten meinen Zustand nur immer gefährlicher. Dennoch blieb ich bei dem Vorsatze, ihr den geleisteten Eid unverbrüchlich zu halten, und eher zu sterben, als ihr meine Liebe zu ihrer Person zu entdecken.

Um eben diese Zeit hatten wir einen grausamen Schrecken. Da nämlich eines Tages Concordia nebst mir und den Affen beschäftigt war, etwas Korn zu stoßen und eine Probe von Mehl zu machen, gieng sie einmal in unsere Wohnung, um nach dem Kinde zu sehen, welches wir in seiner Wohnung schlafend verlassen hatten. Doch bald kam sie mit kläglichen Geberden wieder zurück, und berichtete, daß das Kind nicht mehr vorhanden, sondern aus der Wiege gestohlen sei, indem sie die mit einem hölzernen Schloß verwahrte Thür eröffnet gefunden, sonst aber in der Wohnung nichts vermißt habe, als das Kind und dessen Kleider. Mein Erstaunen darüber war unbeschreiblich. Ich lief selbst mit dahin, und fand un-

feren Verlust leider nur zu sehr bestätigt. Wir rangen die Hände, stellten uns wie verzweifelt, schrien, jammerten, und riefen das Kind bei seinem Namen; allein da war weder Stimme noch Antwort zu hören, und unser eifriges Suchen auf und um den Hügel unserer Wohnung war fast drei Stunden lang vergebens. Doch endlich, da ich von fern die Spitze eines großen Heuhaufens sich bewegen sah, gerieth ich plötzlich auf den Gedanken, ob vielleicht der eine von den jüngsten Affen unser Töchterlein da hinauf getragen hätte, und fand, nachdem ich auf einer angelegten Leiter hinauf gestiegen, mich nicht betrogen. Das Kind und der Affe speiseten nämlich mit einander frisches Obst, und trieben dabei allerlei lächerliche Poffen. Allein, sobald das verwegene Thier mich gewahr wurde, nahm es das Kind zwischen seine Vorderpfoten, und rutschte mit demselben auf der andern Seite des Haufens herunter, worüber ich vor Schrecken fast von der Leiter gestürzt wäre. Indesß war die Sache noch glücklich abgegangen. Denn als ich mich umsah, lief der Kinderdieb mit seinem Raube aufs eiligste nach unserer Behausung, hatte, als ich ihm dahin nachfolgte, bereits das fromme Kind eben so geschickt aus- als früher angezogen, dasselbe in seine Wiege gelegt, saß dabei und wiegte es mit so ernsthaften Mienen ein, als ob er kein Wasser getrübt hätte.

Ich wußte, theils vor Freuden, theils vor Grimm,

nicht sogleich, was ich mit dem Frevler beginnen sollte. Mittlerweile kam Concordia, welche die ganze Comödie ebenfalls von ferne mit angesehen, mit Bittern und Zagen herbei, indem sie nicht anders meinte, als es würde dem Kinde ein Unglück oder Schaden zugefügt sein; da sie es aber besichtigte, und es nicht allein frisch und gesund, sondern auch guten Muthes fand, so gaben wir uns endlich zufrieden. Wiewohl ich beschlossen hatte, daß der leichtfertige Affe seinen Frevel durchaus mit dem Leben büßen sollte, so wollte doch Concordia aus Barmherzigkeit darin nicht willigen, sondern bat, daß ich es bei einer harten Leibeszüchtigung bewenden lassen möchte, welches denn auch geschah, indem ich ihn mit einer großen Ruthe von oben bis unten dermaßen peitschte, daß er sich etliche Tage lang nicht rühren konnte, welches so viel fruchtete, daß er fernerhin seine freveln Streiche unterließ. Von nun an schien es uns, als ob uns die kleine Concordia noch weit lieber geworden wäre, als zuvor, zumal da sie allein zu laufen und verschiedene Worte zu fallen anfieng; und dies kleine Kind vermochte bisweilen sogar meinen innern Kummer auf eine Weile, wenn auch nicht für immer, zu verschuchen.

Nachdem wir einen ziemlichen Vorrath von Reis=Korn= und Weizenmehl durchgeseibt und zum Backen brauchbar gemacht, ich aber einen kleinen Backofen erbauet, worin

auf einmal zehn bis zwölf drei- oder vierpfündige Brote gebacken werden konnten, und Concordia die erste Probe ihrer Bäckerei zu unserer größten Freude und Erquickung abgelegt hatte, konnten wir uns an dieser trefflichen Speise kaum satt sehen und essen. Dessen ungeachtet verfiel ich von neuem in meine angewöhnte Melancholie, ließ viele Arbeitsstücke liegen, die ich sonst mit Lust vorzunehmen gewohnt gewesen, nahm anstatt dessen in den Nachmittagsstunden meine Flinte und Zither, und stieg auf die Nordfelsen-Höhe, wohinauf ich mir einen ganz ungefährlichen Weg gebahnt hatte.

Am h. vci Königs Tage des Jahres 1648 war ich Mittags nach verrichtetem Gottesdienste so eben wieder im Begriff, dahin zu steigen, als Concordia, die es gewahr wurde, lächelnd zu mir sagte: „Herr Albert, ich sehe daß Ihr spazieren gehen wolle, nehmet mir nicht übel, wenn ich Euch bitte, Eure kleine Pfligetochter mitzunehmen, denn ich habe mir eine kleine nöthige Arbeit vorgenommen, wobei ich von ihr nicht gern gehindert sein möchte. Saget mir aber, wo Ihr gegen Abend anzutreffen seib, damit ich Euch nachfolgen und dieselbe dann zurücktragen kann.“ Ich erfüllte ihr Begehren mit größter Gefälligkeit, nahm meine kleine Schmeichlerin, die eben so gern bei mir als bei ihrer Mutter blieb, auf den Arm, versah mich mit einer Flasche Palmensaft und etwas übrig gebliebenem Weihnachtskuchen/

hieng mir meine Zither und meine Flinte auf den Rücken, und stieg so beladen den Nordfelsen hinauf. Oben angelangt, gab ich dem Kinde einige Ländeleien zum Spielen, stützte einen Arm unter den Kopf, sah auf die See, und hieng den unruhigen Gedanken über mein Schicksal lange nach. Endlich ergriff ich die Zither und sang etliche Lieder darein, welche ich theils zu Ausschüttung meiner Klagen, theils zur Gemüthsberuhigung aufgesetzt hatte. Da indeß die kleine Schmeichlerin über dieser Musik sanft eingeschlafen war, legte ich, um sie nicht zu stören, die Zither beiseite, zog Bleifeder und Papier aus meiner Tasche, und setzte mir ein neues Lied folgenden Inhalts auf:

Ach, hätt' ich nur kein Schiff erblickt,
 So wär' ich länger ruhig geblieben,
 Mein Unglück hat es hergeschickt,
 Und mir zur Qual zurück getrieben.
 Verhängniß! willst du dich denn eines reichen Armen
 Und freien Sclaven nicht zu rechter Zeit erbarmen?

Soll meiner Jugend beste Kraft
 In dieser Einsamkeit erstorben?
 Ist das der Keuschheit Eigenschaft?
 Will mich die Tugend selbst verderben?

So weiß ich nicht, wie man die lasterhaften Seelen
Mit größrer Grausamkeit und Marter sollte quälen.

Ich liebe, ach, und sag' es nicht,
Denn Eid und Tugend heißt mich schweigen;
Mein tief verdecktes Liebeslicht
Darf seine Flamme gar nicht zeigen,
Dem Himmel selbst ist mein Lieben nicht zuwider,
Doch Schwur und Treue schlägt den Hoffnungsbau darnieber.

Concordia, du Wunderbild,
Man lernt an Dir die Eintracht kennen;
Doch, was in meinem Herzen quillt,
Muß ich in Wahrheit Zwietracht nennen.
Ach, liebe mich das Glück mit Dir vereinigt leben,
Wir würden nimmer mehr in Haß und Zwietracht schweben.

Doch bleib' in Deiner stillen Ruh,
Ich suche diese nicht zu stören;
Mein einz'ges Wohl und Weh bist Du,
Allein ich will der Sehnsucht wehren,
Weil Deiner Schönheit Pracht für mich zu kostbar scheint,
Und weil des Schicksals Schluß mein Wünschen mir verneinet.

Ich gönne Dir ein bessres Glück,
 Verknüpft mit noch weit höh'rem Stande.
 Führt uns der Himmel nur zurück
 Nach unserm werthen Vaterlande,
 So wirst Du letztlich noch dies harte Schicksal loben,
 Ist gleich für Deinen Freund ein schlecht'res aufgehoben.

Nachdem unterdeß meine kleine Pflөгetochter aufgewacht, und von mir mit etwas Palmsaft und Kuchen gelobt worden war, bezeigte sie ein kindliches Verlangen, den Klang meiner Zither noch ferwer zu hören. Deshalb nahm ich dieselbe wieder auf, studirte eine Melodie auf das von mir gemachte Lied aus, und wiederholte diesen Gesang binnen etlichen Stunden so oft, bis ich alles fertig auswendig singen und spielen konnte.

Hierauf nahm ich das kleine, angenehme Kind in die Arme, drückte es an meine Brust, küßte es vielmal, und sagte im größten Liebessaffekt ungefähr folgende Worte ganz laut: „Ach, Du allerliebster kleiner Engel, wollte doch der Himmel, daß Du bereits eine Mandel Jahre älter wärest, vielleicht fände meine heftige Liebe bei Dir mehr Begünstigung als bei Deiner Mutter; aber so lange Zeit zwischen Furcht und Hoffnung schwebend zu warten, ist eine wirkliche Marter zu nennen. Ach, wie vergnügt wollte ich wie ein

anderer Adam meine ganze Lebenszeit in diesem Paradiese zubringen, wenn nur nicht meine besten Jugendjahre, so ohne eine geliebte Eva zu umarmen, verstreichen müßten. Gerechter Himmel, warum schenkst Du mir nicht auch die Kraft, den von Natur eingepflanzten Trieb in mir zu ersticken und so unempfindlich als von Leuven's Wittwe zu sein? oder warum lenkst Du ihr Herz nicht, sich vor deinen allwissenden Augen mit mir zu verhehlichen? denn mein Herz kennst Du ja und weißt, daß meiner sehnlichen Liebe keine üppige Begier, sondern deine heilige Ordnung zu Grunde liegt. Ach, was für einer harten Prüfung unterwirfst Du meine Keuschheit und Tugend, daß ich bei einer so schönen Wittfrau Tag und Nacht, ohne in Liebe zu entbrennen, leben soll. Doch ich habe Dir und ihr einen theuern Eid geschworen, welches Gelübde ich nicht brechen, sondern lieber in Liebesglut vergehen und sterben will."

Einige Thränen, die hiebei meinen Augen entrollten, hemmten das fernere Reden; die kleine Concordia aber, die kein Auge von meinem Gesicht verwandt hatte, sieng darüber kläglich und bitterlich zu weinen an. Ich drückte sie dafür auf's neue an meine Brust, küßte den mitleidigen Engel, und stand bald nachher auf, um noch ein wenig auf der Felsenhöhe herum zu spazieren. Doch wenige Minuten nachher kam die dritte Person unserer kleinen Gesellschaft hinzu, und

erkundigte sich mit sehr freundlicher, doch nachdenklicher Miene: wie es uns gienge, und ob wir heute kein Schiff erblickt hätten? Ich fühlte mich durch diese unerwartete Frage etwas betroffen, so daß mir, wie mich dünkte, eine Röthe ins Gesicht trat, indeß erwiderte ich, daß wir heute nicht so glücklich gewesen wären. „Herr Albert,“ versetzte Concordia hierauf, „ich bitte Euch sehr, sehet nicht so oft nach vorbei fahrenden Schiffen, denn diese werden dann nur um desto länger ausbleiben. Ihr habt seit einem Jahre vieles entdeckt und erfahren, was Ihr kurz zuvor nicht vermeint hattet; bedenket diese schöne Paradiesinsel, bedenket, wie wohl uns der Himmel mit Nahrung und Kleidern versorgt, bedenket noch dabei den fast unschätzbaren Schatz, den Ihr ohne ängstliches Suchen und ungeduldiges Hoffen gefunden. Ist Euch nun von dem Himmel noch fernere Glückseligkeit zugebacht, so habet doch nebst mir das feste Vertrauen, daß diese uns zu rechter Zeit unverhofft erfreuen werde.“

Mein ganzes Herz fühlte sich durch diese nachdenklichen Reden ganz ungemein gerührt, doch war ich nicht vermögend, eine einzige Sylbe darauf zu antworten. Weshalb Concordia das Gespräch auf andere Dinge wendete, und endlich sagte: „Kommet, lieber Freund, daß wir noch vor Sonnen Untergang unsere Wohnung erreichen; ich habe

einen ganz besonders schönen Fisch gefangen; der Euch so gut als mir schmecken wird, denn ich glaube, daß Ihr so starken Appetit als ich zum Essen habt."

Ich war froh, daß sie das vorige ernste Gespräch abgebrochen hatte, und zwang mich daher zu einem aufgeräumten Wesen. Es war wirklich ein ganz besonders rarer Fisch, den sie selbigen Mittag in ihren ausgestellten Angeln gefangen hatte. Er wurde nebst zwei Rebhühnern zur Abendmahlzeit aufgetragen, wobei Concordia, um mich etwas aufzuheitern, mir etliche Becher Wein mehr als sonst gewöhnlich einnöthigte, und endlich fragte: „Habe ich mir wohl recht gemerkt, Herr Albert, daß Ihr morgen Euer zwanzigstes Jahr zurückleget?“ — „Ja, gnädige Frau,“ gab ich zur Antwort, „ich habe schon seit etlichen Tagen daran gedacht.“ — „Gott gebe,“ versetzte sie, „daß Eure zukünftige Lebenszeit vergnügter sei. Allein, darf ich Euch wohl bitten, mir Euren ausführlichen Lebenslauf zu erzählen, denn mein seliger Ehegatte hat mir einmal gesagt, daß derselbe sehr kurzweilig anzuhören sei.“

Ich war dazu so gleich willig, und als ich die Unfälle meiner Kinderjahre erzählte, bemerkte ich, daß Concordien zum öftern die Augen voll Thränen standen. Da ich indes nachher die Geschichten von der Amtmannsrau, den verwech-

selten Hofen, und dem mir gespielten Spiibubenstreich mit oft untermischter Scherzrede erwähnte, konnte sie sich fast nicht satt lachen. Nachdem ich meine Erzählung geendigt hatte, sagte sie: „Herr Albert, glaubet mir sicher, da Eure Jugendjahre so traurig gewesen, so wird Euch Gott in künftiger Zeit um so viel mehr erfreuen, wosern Ihr anders fortfahret, ihm zu dienen, Euren Beruf fleißig abzuwarten, geduldig zu sein, und Euch der unnöthigen und verbotenen Sorgen zu entschlagen.“ Ich versprach, ihrer Ermahnung eifrig nachzuleben, und wünschte daneben, daß ihre gute Prophezeiung eintreffen möchte, worauf wir unsere Abendbetstunde hielten und uns zur Ruhe legten.

Da mir nun Concordiens Neden eben so christlich als vernünftig vorkämen, so beschloß ich, so viel als möglich jede Ungebuld zu verbannen und mit aller Gelassenheit die fernere Hilfe des Himmels zu erwarten. Am folgenden Tage arbeitete ich demnach mehr als ich seit etlichen Tagen gethan hatte, und legte mich, vom Ausarbeiten einiger hölzernen Gefäße ziemlich ermüdet, abermals zur Ruhe. Als ich nun am darauf folgenden Morgen aus meiner absonderten Kammer in die sogenannte Wohnstube kam, fand ich auf dem Tische nebst einem grünen seidnen Schlafrocke und verschiedenen anderen neuen Kleidungsstücken, auch vieler weißen Wäsche, ein zusammengelegtes Papier folgenden Inhalts:

Liebster Herzensfreund!

Ich habe fast Alles mit angehört, was Ihr gestern auf dem Nordfelsen in Gesellschaft meiner kleinen Tochter oft wiederholt gesungen und geredet habt. Euer Verlangen ist dem Triebe der Natur, der Vernunft, auch den göttlichen und menschlichen Gesetzen gemäß; ich dagegen bin eine Wittve, welcher der Himmel ein hartes Schicksal auferlegt hat. Allein ich weiß, daß Glück und Unglück von der Hand des Herrn kommt, welche ich bei allen Fällen in Demuth küsse. Meinem seligen Manne habe ich die geschworene Treue redlich gehalten, dessen mir Gott und mein Gewissen Zeugniss gibt. Ich habe seinen traurigen Tod nunmehr ein Jahr und zwei Monat aus aufrichtigem Herzen beweint und beklagt, werde auch denselben Zeitlebens, so oft ich daran gedenke, schmerzlich beklagen, weil unser Eheband auf Gottes Zulassung durch einen Meuchelmörder vor der Zeit zerrissen worden. Ungeachtet ich aber solchergestalt wieder frei und mein eigen bin, so würde ich mich doch schwerlich zu einer anderweitigen Ehe entschlossen haben, wenn nicht Eure reine und herzlichste Liebe mein Herz aufs neue empfänglich gemacht, und Euer bisheriger tugendhafter Lebenswandel mich bewogen hätte, mich selbst zu Eurer künftigen Gemahlin anzutragen. Es stehet daher ganz in Eurem Gefallen, ob wir sogleich morgen an Eurem Geburtstage uns, in Ermangelung eines Priesters

und anderer Zeugen, in Gottes und der heiligen Engel erbetenen Gegenwart, selbst zusammen trauen, und hinfort einander als christliche Eheleute bewohnen wollen. Eure Frömmigkeit, Tugend und Aufrichtigkeit sind mir Bürge, daß Ihr mir diesen selbsteigenen Antrag meiner Hand und Person nicht als leichtfertige Zubringlichkeit auslegen werdet. Denn da Ihr in der Uebereilung mehr gelobet, als Gott und Menschen von Euch forderten, und dennoch lieber ehrlich sterben als Euer Wort brechen wolltet, so sah ich mich in dieser unserer Einsamkeit um unseres beiderseitigen Wohlles Willen zu diesem Ausspruch gezwungen. Nehmet demnach die von Euch so geliebte Wittwe des seligen von Leuven, und lebet Eurem Versprechen gemäß mit derselben hinfort ohne Haß und Zwietracht. Gott sei stets mit uns. Nach Lesung dieser Zeilen werdet Ihr mich bei dem Damme des Flusses ziemlich beschämt antreffen, und das Weitere mündlich mit mir besprechen können. Woselbst zugleich den Glückwunsch zu Eurem Geburtstage abstatten wird die Euch aufrichtig ergebene

Concordia von Leuven.

Geschrieben den 7. Jan. 1648.

Ich blieb nach Lesung dieses Briefes in so großer Entzückung stehen, daß ich mich wegen der unverhofften fröhli-

chen Nachricht lange Zeit nicht fassen konnte. Fast wollte ich auf den Gedanken gerathen, als suchte Concordia mich nur auf die Probe zu stellen. Als ich indeß über ihre bisherige aufrichtige Gemüths- und Lebensart nachgedacht, ließ ich allen Zweifel fahren, faßte guten Muth, machte mich auf den Weg, und fand meine geliebte Concordia mit ihrer kleinen Tochter beim Damme im Grase sitzend. Sobald sie mich von fern kommen sah, stand sie auf, um mir entgegen zu gehen, und nachdem ich ihr einen glücklichen Morgen gewünscht, erwiderte sie dies durch einen wohlersonnenen Glückwunsch zu meinem Geburtstage. Ich stattete ihr meinen Dank dafür ab, und wünschte ihr meinerseits ein dauerndes Wohlsein des Leibes und der Seele. Nachdem sie sich indeß auf einen in der Nähe daliegenden Baumstamm gesetzt und mich, neben ihr Platz zu nehmen, gebeten hatte, brach mein Mund in folgende Worte aus:

„Gnädige Frau, Eure schönen Hände haben sich gestern bemüht, an meine geringe Person einen Brief zu schreiben. Wosfern nun das, was mich anbetrifft, keine bloße Versuchung, sondern Eures Herzens aufrichtige Meinung ist, so werde ich heute durch des Himmels und Eure Gunst zum glücklichsten Menschen der Welt. Es würde mir schwer fallen, genügende Worte zu ersinnen, um damit den unschätzbaren Werth Eurer tugendhaften und liebeswürdigen Person

einigermaßen auszudrücken; darum will ich nur sagen, daß Ihr würdig wäret, eines großen Fürsten Gemahlin zu sein. Was aber bin ich dagegen?" — —

Hier fiel mir Concordia in die Rede, und sagte, indem sie mich sanft auf die Hand schlug:

„Liebster Julius, ich bitte, fanget nunmehr nicht erst an, viele unnöthige Schmeicheleien und ungewöhnliches Wortgepränge zu machen, sondern seid fein aufrichtig, wie ich in meinem Schreiben gewesen bin. Eure Tugend, Frömmigkeit und mir geleisteten treuen Dienste weiß ich mit nichts Besserem zu vergelten, als wenn ich Euch mich selbst zur Belohnung anbiete, und versichere, daß Eure Person bei mir in höherem Werthe stehet, als des größten Fürsten oder anderen Herrn, wenn ich auch gleich das Auslesen unter Tausenden haben sollte. Ist Euch nun damit gebient, so erkläret Euch, damit wir uns wegen des Ferneren vertraulich unterreden und uns auf alle etwa bevorstehenden Fälle gefaßt machen können.“

Ich nahm hierauf ihre Hand, küßte und schloß dieselbe zwischen meine beiden Hände, konnte aber vor innerem Secleuervergnügen kaum so viel Worte vorbringen, als nöthig waren, um sie meiner ewig wählenden Liebe zu versichern und zugleich mich ihr gänzlich zu eigen zu geben.

„Nein, mein Schatz,“ versetzte hierauf Concordia, „daß letztere verlange ich nicht; sondern ich werde Euch nach Gottes Aussprüche jederzeit als meinen Herrn zu ehren und als meinen werthen Ehemann beständig zu lieben wissen. Ihr sollet durchaus meinem Rath und Willen keine Folge leisten, insofern derselbe von Eurem gesunden Verstande nicht für gut und billig erkannt wird, weil ich mich, als ein schwaches Wesen, gar leicht übereilen kann.“

Unter diesen ihren klugen Neben küßte ich zum öftern ihre schönen Hände, und nahm mir endlich die Kühnheit, einen feurigen Kuß auf ihre Rosenlippen zu drücken, den sie durch einen andern erwiderte. Drauf standen wir auf, um zu unserem heutigen Hochzeitfeste Anstalten zu machen. Ich schlachtete ein junges Reh, eine junge Ziege, schoß ein paar Rebhühner, schaffte Fische herbei, steckte die Braten an die Spieße, welche unsere Affen wenden mußten, setzte das Kochfleisch zum Feuer, und las das beste frische Obst aus, während meine Braut Kuchen, Brot und allerlei Gebäcknes zurechtete, und unsere Wohnstube auf's beste auszierte, so daß gegen Abend Alles in schönster Ordnung war.

Hierauf führten wir, der genommenen Abrede gemäß, einander in mein Schlafgemach, worin auf einem reinlichen, gedeckten Tische ein Kreuzifix stand. Vor demselben lag eine aufgeschlagene Bibel. Wir knieten beide vor diesem kleinen

Altare nieder, und ich las die drei ersten Kapitel aus dem ersten Buch Moses vor. Nachdem wir hierauf die Trauringe gewechselt und die bei dergleichen heiligen Handlungen üblichen Ceremonien und Gebete verrichtet hatten, küßten wir uns etlichemal, und führten einander wieder zurück. Sodann bereiteten wir die Mahlzeit, setzten uns mit unserer kleinen Concordia zu Tische, und genossen unsere Speisen nebst dem köstlichen Getränke in solcher Vergnüglichkeit, als nur je ein Brautpaar in der Welt gethan haben mag. Als unterdeß die Zeit zum Schlafengehen herangekommen war, opferte ich meiner neuen Ehegattin die erste Kraft meiner Jugend, und fand in ihren liebevollen Umarmungen ein Vergnügen, dessen unvergleichliche Vollkommenheit ich mir nie zuvor hatte vorstellen können.“

So weit war unser Vater Albert in seiner Erzählung gekommen, als die späte Abendstunde uns daran erinnerte, uns zur Ruhe zu legen. Am folgenden Tage beschloß unser Altvater, mit uns die Reise nach Christophraum zu unternehmen. Nachdem wir nun unsern Weg durch den großen Garten genommen, gelangten wir in die Gegend, die er zum Gottesacker und Begräbniß für die auf der Insel Verstorbenen ausersehn hatte. Hier führte er uns zuerst zu des Don^o Cyrillo de Balara Gedächtnißsäule. Von da

einige Schritte weiter ostwärts stand eine von Steinen aufgeführte Pyramide, deren Inschrift anzeigte, daß darunter die Asche der verstorbenen Concordia, als unseres Vaters vormaligen Ehegemahlin, bestattet sei. Daneben befand sich auch des von Leuven Grabdenkmal.

Wir bewunderten daran unseres Vaters Albert besonderen Fleiß und Geschicklichkeit, besahen sodann auch noch die anderen Grabstätten und lasen deren Inschriften, und verfolgten sodann unsern Weg weiter nach Christophsraum. Diese Ansiedelung bestand aus vierzehn Wohnhäusern, und nachdem wir alle ihre Anpflanzungen wohl in Augenschein genommen und daselbst zu Mittag gegessen hatten, kehrten wir bei guter Zeit wieder nach Albertsburg zurück.

Nach eingenommener Abendmahlzeit setzten wir uns wieder in den gewohnten Kreis zusammen, und Albert begann die Fortsetzung seiner Geschichte, wie folgt:

„Was soll ich Euch, meine Lieben,“ fuhr unser Vater fort, „erst noch weitläufig erzählen, in welcher glückseligen Eintracht ich die ersten Jahre meiner Ehe mit Concordien zugebracht. Es wird genug sein, wenn ich bloß so viel erwähne, daß außer unseren reichlichen Ernten auch noch allerlei Waaren, Lebensmittel, Geräthe und Kostbarkei-

ten von den in der Nähe unserer Insel gescheiterten Schiffen in unsere Hände gelangten, und daß meine geliebte Ehegемahlin mir im Laufe der nächsten Jahre fünf Söhne und drei Töchter gebar, von denen ich den ersteren die Namen Albert, Stephan, Johannes, Christoph und Christian, den letzteren aber die Namen Maria, Elisabeth und Christina gab.

Meine Stieftochter Concordia, die unterdeß ihre männbaren Jahre erreicht hatte, war gewiß ein Mägdlein von ausbündiger Schönheit, Tugend, Klugheit und Gottesfurcht, und wußte die Haushaltung so gut zu führen, daß ich und besonders ihre Mutter eine große Erleichterung unserer bisher gehabtten Mühe und Arbeit spürten. Meine liebe Ehegattin konnte sich daher gute Tage machen, und ihre Zeit bloß auf Belehrung und Erziehung unserer kleinsten Kinder verwenden. Meine zwei ältesten Söhne hatte ich mit göttlicher Hilfe schon so weit gebracht, daß sie den kleinen Geschwistern das Lesen, Schreiben und Beten wiederum beibringen konnten. Ich aber unterrichtete selber alle meine Kinder früh Morgens zwei Stunden, und Abends auch so lange, wobei mich ihre Mutter ordentlich ablösete. Die übrige Zeit mußten sie mit nützlicher Arbeit, so viel ihre Kräfte vermochten, hinbringen, das Schießgewehr brauchen lernen, Fische, Vögel, Ziegen und Wildpret einfangen, kurz,

sich bei Zeiten so gewöhnen, als ob sie, so wie wir, Zeit lebens auf dieser Insel bleiben würden.

Unterdeß erzählten wir Eltern unsern Kindern öfters von der Lebensart der Menschen in unseren Vaterländern und anderen Welttheilen, auch von unsern eigenen Geschichten, so viel, als ihnen zu wissen nöthig war; spürten aber niemals, daß auch nur ein einziges von ihnen Lust bezeugte, diese Länder oder Dörter zu sehen. Meine Ehefrau vergnügte sich herzlich darüber, ich aber unterdrückte meinen, seit einiger Zeit wieder erwachten Kummer, bis eines Tages unsere ältesten zwei Söhne eiligst gelaufen kamen und meldeten: daß sich ganz weit in der offenen See drei große Schiffe sehen ließen, worauf sich unfehlbar Menschen befinden würden. Ihre Mutter gab ihnen zur Antwort: „Laßt sie fahren, meine Kinder, da wir nicht wissen, ob es gute oder böse Menschen sind.“ Ich aber wurde von meinen Gemüthsbewegungen dergestalt übermeistert, daß mir die Augen voll Thränen liefen, und um dies zu verbergen, ging ich stillschweigend in die Kammer, und legte mich mit Seufzen aufs Lager. Meine Concordia folgte mir indeß auf dem Fuße nach, neigte sich auf mich herab, und sagte, nachdem sie meinen Mund mehrmals liebevoll geküßt hatte: „Wie ist's, mein liebster Schatz? Seid Ihr der glückseligen Lebensart und Tugenden bisher so herzlich geliebten Concordia

vielleicht schon ganz überdrüssig, da sich Eure Sehnsucht nach anderer Gesellschaft auf's neue so stark verräth?" — „Ihr irrt Euch meine Geliebteste,“ gab ich zur Antwort; „oder wollt Ihr etwa versuchen, mich zu kränken? Glaubet sicherlich, daß mir nicht in die Gedanken kommen ist, von hier hinweg zu reisen, oder mich nach anderer Gesellschaft zu sehnen, sondern ich wünsche vielmehr von Herzen, meine übrige Lebenszeit an diesem glücklichen Orte mit Euch in Ruhe und Friede hinzubringen. Allein, sagt mir um Gottes willen, warum sollen wir uns nicht nunmehr, da unsere Kinder ihre mannbaren Jahre zu erreichen beginnen, nach andern Menschen und nach Ehegatten für unsere Kinder umsehen? Oder wollt Ihr, daß diese, sobald der natürliche Trieb die Vernunft und die Frömmigkeit übermeistert, Blutschande begehen und sich einander selber heirathen sollen?“

Als meine Concordia mich in so ungewöhnlichem Eifer reden hörte, fing sie herzlich an zu weinen. Doch bald umfaßte die treue Seele meinen Hals, und sagte unter hundert Küffen: „Ihr habt recht, mein liebster Ehemann, und Ihr denket besser und vernünftiger als ich. Glaubt mir indeß sicherlich: bloß die Furcht vor bösen Menschen, die sich etwa unseres Landes und unserer Güter gelüsten lassen, Euch ermorden, mich und meine Kinder entehren und zu Sklaven machen könnten, hat mich jederzeit bewogen, zu

widerrathen, daß wir uns fremden und unbekanntem Leuten entdeckten, die vielleicht nicht einmal Christen sein könnten. Zugleich habe ich mich beständig darauf verlassen, daß Gott schon von ungefähr Menschen herfenden würde, die uns von hier abführen oder unser Geschlecht vermehren. Indeß, lieber Julius, ich bekenne, daß Ihr eine bessere Einsicht habt, als ich; darum gehet mit unseren Söhnen hin, und versucht, ob Ihr die vorbei fahrenden Schiffe anrufen könnt. Gott gebe nur, daß es Christen und redliche Leute sind."

So bald wir uns wieder völlig verglichen, lief ich mit meinen Söhnen, da es noch hoch am Tage war, auf die Spitze des Nordfelsen, schossen daselbst unsere Gewehre los, schrien laut in die Ferne, machten Feuer und Rauch auf der Höhe, und trleben dies die ganze Nacht hindurch. Allein außer einigen Kanonenschüssen hörten wir weiter nichts, sahen auch bei aufgehender Sonne keines von den Schiffen mehr, wohl aber eine stürmische, düstere See; woraus ich schloß, daß die Schiffe wegen widerwärtigen Windes unmöglich anlanden können, wie gern sie auch gewollt hätten.

Ich konnte mich etliche Tage hindurch darüber nicht zufrieden geben; doch meine Ehefrau beruhigte mich endlich mit diesen Worten: „Bekümmert Euch nicht allzu sehr, mein werther Albert; der Herr wird dafür sorgen und un-

sern Besorgnisse stillen, wenn wir es vielleicht am wenigsten vermuthen.“

Und gewiß, der Himmel ließ auch hierin ihre Hoffnung und ihr festes Vertrauen nicht zu Schanden werden. Denn etwa ein Jahr nachher, als ich einst mit meiner ganzen Familie Nachmittags am Meerufer spazieren ging, sahen wir, daß nach einem vorhergegangenen heftigen Sturme die schäumenden Wellen uns abermals einige Waaren zugeführt hatten. Zugleich aber fielen uns von fern zwei Menschen in die Augen, welche, auf einem großen Schiffsbalken sitzend, sich statt der Ruder ihrer beiden Hände bedienten, um eine der vor uns liegenden Sandbänke zu erreichen und sich auf dieselbe zu retten. Da ich das kleine Boot, auf welchem ich einst mit Herrn von Leuben zuerst auf dieser Felseninsel angekommen war, erst vor kurzem ausgebessert hatte, so wagte ich nebst meinen beiden ältesten Söhnen in dasselbe einzutreten und den Nothleidenden zu Hilfe zu eilen, die uns indeß nicht eher gewahr wurden, als bis unser Boot von ungefähr sehr heftig an ihren Balken stieß, so daß der eine aus Mattigkeit herunter und ins Wasser fiel. Doch da ihm meine Söhne das Seil, woran wir das Boot zu befestigen pflegten, zuwarfen, raffte er alle Kräfte zusammen, hielt sich fest daran, und ward so von uns ganz leicht ins Boot herein gezogen. Es war ein alter, fast ganz grau gewordener

Greis, der andere dagegen, dem wir ein gleiches erzeigten, schien ein Mann in seinen besten Jahren zu sein. Die Todesangst malte sich sehr deutlich auf ihren Gesichtern, und sie sahen uns, ohne ein Wort zu sprechen, ganz starr an. Nachdem wir indeß schon eine ziemliche Strecke mit ihnen zurückgefahren waren, fragte ich den Alten auf deutsch, wie er sich befände? allein er schüttelte das Haupt, und antwortete auf englisch, daß er meine Sprache zwar nicht verstehe, indeß doch vermuthete, daß ich deutsch zu ihm gesprochen. Ich sieng nun sogleich an, mit ihm englisch zu sprechen, worauf er mir die Hand küßte, und mich seinen Engel nannte. Meine Söhne waren darüber sehr erfreut, und ließen sich nunmehr auch mit dem jüngern Manne in ein Gespräch ein. Doch da ich merkte, daß die beiden Verunglückten vor Mattigkeit kaum die Zunge regen und die Augen aufthun konnten, so ließen wir sie sehr bald in Ruhe, und brachten sie halb schlafend nach unserer Felseninsel.

Meine Concordia hatte während dieser Zeit mit den übrigen Kindern auf den Knien gelegen und zu Gott für unsere glückliche Rückkunft gebetet, weil sie dem alten, gebrechlichen Boote gar zu wenig vertraute; um desto größer war daher ihre Freude, als wir mit unsern zwei Begleitern ankamen, die wir mit großer Mühe durch den hohlen Weg auf die Insel hinauf brachten.

Hier sanken dieselben wie vor Ohnmacht ins Gras, und versielen in einen tiefen Schlaf. Ich ließ meine beiden ältesten Söhne als Hüter bei ihnen zurück, gieng nach Hause, holte zwei Kollwagen, vor deren jeden ich vier Affen spannte, führte vermittelst derselben die Schlafenden in unsere Behausung, und legte sie daselbst auf ein bequemes Lager nieder.

Beide wachten des andern Tages nicht eher auf, als einige Stunden vor Sonnen Untergang. Sobald ich wußte, daß sie wach wären, gieng ich zu ihnen in die Kammer, legte vor jeden ein gutes Kleid nebst weißer Wäsche hin, und bat sie, daß sie es anlegen und sodann zu uns heraus kommen möchten. Unterdeß hatte meine Hausfrau eine köstliche Mahlzeit zubereitet, den besten Wein und anderes Getränk aufgesetzt, und sich nebst ihren Kindern ganz sauber gekleidet.

Wie nun unsere Gäste aus der Kammer traten, fanden sie Alles in der schönsten Ordnung, und blieben nach erfolgter Begrüßung wie ein paar Steinbilder stehen. Meine Kinder reichten ihnen Waschwasser, welches sie annahmen, und um Erlaubniß baten, sich vor der Thür zu reinigen. Ich gab ihnen zu verstehen, daß sie sich hier aller Bequemlichkeit bedienen könnten, worauf sie sich draußen vor dem Hause ein wenig ermunterten, und sodann wieder zu uns

hereintraten, da denn der alte, etwa sechzigjährige Mann also zu reden anfing:

„O du gütiger Himmel, welch ein schönes Paradies ist das! Sagt uns doch, Ihr glücklichen Bewohner desselben, ob wir uns unter Engeln oder sterblichen Menschen befinden? denn wir können uns bis diesen Augenblick noch immer nicht überzeugen, ob wir noch auf der vorigen Welt leben, oder durch den zeitlichen Tod in eine andere Welt versetzt sind?“

„Liebste Freunde,“ gab ich zur Antwort, „es ist mehr als zu gewiß, daß wir eben so mühselige und sterbliche Menschen sind, als Ihr. Vor etwa acht Jahren hat ein besonderes Schicksal mich und diese meine werthe Ehegattin auf diese Insel geführt; die hier in einer Reihe stehenden neun Kinder aber sind binnen dieser Zeit und in solcher Einsamkeit von uns entsprossen, und außer uns, die wir hier beisammen sind, ist sonst keine menschliche Seele weiter auf der ganzen Insel anzutreffen. Allein,“ fuhr ich fort, „wir werden noch Zeit und Gelegenheit genug haben, davon weitläufig mit einander zu sprechen. Für jetzt laßt Euch gefallen, unsere Speisen und Getränke zu kosten, damit Eure geschwundenen Kräfte desto schneller wieder hergestellt werden.“

Hierauf setzten wir uns zu Tische, und aßen und tran-

ten insgesammt mit vielem Appetite. Nach der Mahlzeit aber befriedigte der Alte meine und Concordiens Neugierde durch eine weitläufige Erzählung von seinen Lebensschicksalen, die bis nach Mitternacht währte. Ich will daraus bloß soviel in der Kürze anführen, daß er sich Amias Hülfert nannte und vor etlichen Jahren Pächter verschiedener königlicher Küchengüter in England gewesen war. Sein Gefährte hieß Robert Hülfert und war Bruderssohn des vorigen. Wir erfuhren von ihnen zu unserem Erstaunen, daß die aufrührerischen Engländer im Jahr 1649 am 30. Januar, also etwa zwei Jahr und acht Monate nach unserer Abreise, ihren guten König Karl grausamer Weise enthauptet, und daß sich nach diesem einer, Namens Olivier Cromwell, von Geschlecht ein bloßer Edelmann, zum Beschützer des Reichs aufgeworfen hätte, dem im Jahre 1658 sein Sohn, Richard Cromwell, in dieser Würde gefolget, aber schon im folgenden Jahre wieder abgesetzt worden wäre, worauf seit etwa drei Jahren die Engländer einen neuen König, nämlich Karl den Andern, erwählt hätten.

Der gute Amias Hülfert, der vormals bei dem enthaupteten König Karl in großen Gnaden gewesen, und viel Hab' und Gut erworben, war in diesen Unruhen fast um alles das Seinige gekommen, aus dem Lande vertrieben worden, und hatte kaum so viel gerettet, um einen kleinen Handel

über Meer anzufangen. Dadurch hatte er sich wiederum etwas erworben, und dasselbe seinem Bruder Joseph Hülter in Verwahrung gegeben. Dieser sein Bruder hatte indeß die reformirte Religion verlassen, sich nach Portugal gewendet, daselbst zum zweitenmal geheirathet, und sein zeitliches Glück gemacht. Allein der Sohn desselben, Robert, war aus Unzufriedenheit über seines Vaters Lebensweise und Religionsveränderung schon in seinen Jünglingsjahren mit seinem Oheim Amias zu Schiffe gegangen, und hatte sich bei demselben in Westindien viel Gold und andere Schätze erworben. Auf die Nachricht, daß nunmehr unter Karls des Andern Regierung in England wieder gute Zeiten wären, hatten sie Brasilien verlassen und sich auf ein Schiff verbunden, um mit demselben über Portugal nach England zurückzureisen und sich bei dem neuen Könige zu melden. Allein der Sturm hatte sie unterwegs ergriffen und an abgelegene Klippen verschlagen, wo ihr Schiff gescheitert war.

Ich trug nebst meiner Hausfrau nicht das geringste Bedenken, den beiden neuen Gästen und Landsleuten, denen die Nebllichkeit aus den Augen leuchtete, Alles zu erzählen, was uns von Jugend an und besonders auf dieser Insel begegnet war. Nur des Don Cyrillo vermauerte große Schätze verschwiegen wir ihnen. Doch hatten wir außer diesen so viel Reichthümer an Gold, Silber, edlen Steinen

Kettenburg. II.

und andern Kostbarkeiten aufzuweisen, daß jene darüber erstaunten, und meinten, es wäre weder in England noch sonst wo ein Kaufmann oder eine wohl noch höhere Standesperson anzutreffen, die bemittelter wäre als wir. Dessen ungeachtet gab ich ihnen zu verstehen, daß ich und meine Hausfrau diese Sachen sehr gering, dagegen den sichern, ruhigen und kummerfreien Aufenthalt auf der Insel desto höher schätzten, und Gott um nichts weiter bäten, als daß er unsern Kindern fromme und christliche Ehegatten hierher senden möge, die da Lust hätten, mit ihnen auf dieser fruchtbaren Insel in Ruhe und Frieden zu leben.

Ich bemerkte während dieser meiner Reden, daß dem jungen Hüller das Blut in's Gesicht stieg, und daß er unablässig seine Augen auf meine schöne und sittsame Stieftochter Concordia wendete. Nach einigen Tagen ließ er auch wirklich durch seinen Oheim Amias bei mir und meiner Frau um dieselbe anhalten. Wir ließen uns die Werbung dieses wohlgebildeten und wohlgesitteten jungen Mannes gefallen, und nachdem er in die von uns gemachten Bedingungen gewilliget, versprachen wir, sie ihm binnen vier Wochen ehelich zuzuführen. Als das Verlöbniß des jungen Paares gehalten wurde, weinten wir alle vor Freuden, besonders der alte Amias, welcher hoch betheuerte, daß wir in unserem Schwiegersohne das redlichste Gemüth von

der Welt antreffen würden; welches sich auch wirklich nachmals also bewährt hat.

Wenige Tage nachher ward die Hochzeitfeierlichkeit von uns begangen, wobei ich als Vater und Priester das junge Paar zusammengab, und wo unser Schwiegersohn seinen Geschlechtsnamen ablegte und sich uns zu Liebe Robert Julius nannte.

Noch in demselben Herbst bauten wir ein neues schönes und geräumiges Haus für die jungen Eheleute, deren Hausgenosse Amias wurde. Unser Vorrath an Wein, Getreide, eingesalzenem Fleisch und Früchten nahm unterdeß so zu, daß wir fast keine Gefäße, auch keinen Platz in Don Spirillo's unterirdischen Gewölben, um sie zu verwahren, finden konnten. Dessen ungeachtet säteten und pflanzten wir doch Jahr aus Jahr ein, ohne den reichen Ueberfluß an Feldfrüchten irgend verbrauchen zu können.

Amias seufzte oft hierüber, und sagte eines Abends, als wir vor unseren Hausthüren die kühle Abendluft abwarteten: „Wie wunderbar sind doch die Fügungen des Allmächtigen! Wie viele Tausende sind unter den Christen anzutreffen; die mit ihrer sauren Handarbeit kaum so viel vor sich bringen, um sich sättigen zu können, während uns Bewohner dieses Paradieses bloß Menschen fehlen, um sie von unserem Ueberfluß mitgenießen zu lassen! Laßt uns da-

her einen beherzten Entschluß fassen, und ein Schiff bauen, um auf demselben nach dem nächsten Lande oder der nächsten Insel hinzufahren, wo sich Christen aufhalten, und von daher Männer und Frauen für eure Kinder zu holen.“

Meine Hausfrau und ich stugten anfangs über diesen gefährlich scheinenden Plan, indeß meinten wir doch zuletzt, daß die Sache wohl zu versuchen sei. Wir siengen schon am folgenden Tage an, Bäume zu fällen, und nachher zu behauen zu Balken, Brettern und Bohlen; auch wurde das Holz, welches uns die See von gescheiterten Schiffen zuführte, fleißig zusammen gesucht.

Eines Tages kamen meine drei jüngsten Söhne, welche eben beschäftigt waren, mit Hilfe der Affen die leichtesten Holzstücke ans Ufer zu schaffen, plötzlich gelaufen, und meldeten, daß sich nahe an unserer Insel ein mit Menschen besetztes Schiff sehen lasse. Zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, eilten wir sogleich ans Meer, und sahen ein Schiff, das auf die vor uns liegenden Sandbänke gerathen war, und nicht von der Stelle kommen konnte. Zwei darauf befindliche Männer schienen uns ängstlich zu winken, weshalb Robert nebst meinen zwei ältesten Söhnen sich in unser kleines Boot setzte, hinüber fuhr, ein Gespräch mit den Fremden anknüpfte, und endlich mit drei Frauen und sechs Mannspersonen wieder zurück kam. Allein diese Glen-

den schienen sämmtlich den Todten ähnlicher als den Lebendigen, und sechs derselben vermochten nicht auf ihren maten Füßen zu stehen, sondern mußten herauf getragen werden.

Der alte Amias erkannte sogleich, daß sie nicht bloß vom Hunger, sondern auch durch eine schlimme Seekrankheit, die man den Scharbock nennet, in diesen traurigen Zustand versetzt worden seien. Deshalb wurde ihnen sogleich Robert's Wohnhaus zum Krankenhause eingeräumt, und sogleich zu ihrer Verpflegung Anstalt gemacht. Dessenungeachtet starben schon in den ersten Wochen drei von diesen Kranken. Die übrigen wurden nun um so eifriger gepflegt. Der alte Amias bereitete ihnen Arzneien von grünen Kräutern und Wurzeln, und so genasen die noch übrigen fünf allmählig von ihrer Krankheit.

Nun sollte ich Euch zwar noch, meine lieben Freunde, erzählen, — fuhr unser Urtater fort — wer die Fremdlinge gewesen und durch welche Schicksale sie zu uns gekommen, allein ich will dies auf morgen versparen."

Den folgenden Tag besuchten wir Robert's - Raum, fanden dort die Kinder und Nachkommen des Robert Hüter und der jüngeren Concordia in sechzehn reinlichen und zierlich erbauten Wohnhäusern angesiedelt. Nachdem wir

die dasige Gegend besehen, ein köstliches Mittagsmahl eingenommen, und unsere Geschenke unter die Jugend ausgetheilt hatten, kehrten wir bei guter Zeit nach Albertsburg wieder zurück.

Zur Abendmahlzeit hatte unser Altvater seine beiden ältesten Söhne nebst ihren Ehefrauen, ferner David Julius, sonst Rawkin genannt, nebst dessen Ehefrau und Magister Schmelzern eingeladen. Nach dem Essen entfernten sich die übrigen, und außer mir blieben bei dem Altvater bloß dessen zwei älteste Söhne nebst ihren Frauen, ferner David mit seiner Ehefrau Christina, Magister Schmelzer und Kapitain Wolfgang zurück. Als wir nun so beisammen saßen, begann unser Altvater, wie folgt.

„Ich habe Euch, meine lieben Freunde, gestern Abend versprochen, Euch nähere Nachricht von den Personen zu geben, die wir im Jahr 1668 halb verhungert und in sehr krankem Zustande bei uns aufnahmen. Da indess drei derselben noch am Leben und hier gegenwärtig sind, nämlich mein lieber Schwiegersohn David, und dann meine beiden lieben Schwiegertöchter, Albert's und Stephan's Ehegemahlinnen, so halte ich es für passender, dieselben zu bitten, uns ihre Lebensgeschichte selber zu erzählen. Zuerst möget Ihr, meine fromme Tochter, — sagte er zu des jüngern Albert's

Gemahlin — die Güte haben, diesem meinem Vetter und den übrigen werthen Freunden einen eigenmündigen Bericht von den Begebenheiten Eurer Jugend abzufassen.“

Demnach stand die beinahe achtzigjährige Matrone, deren Gesicht und Leibesgestalt noch in ihrem hohen Alter viele Annehmlichkeiten zeigte, von ihrem Stuhle auf, küßte zuerst unsern Altvater, setzte sich, nachdem sie sich gegen alle höflich verneigt, wiederum nieder, und sieng ihre Erzählung sodann folgendermaßen an.

G e s c h i c h t e

d e r J u d i t h v o n M a n d e r s .

„Es ist etwas schweres, meine Lieben, daß eine Frau von solchen Jahren, als ich bin, noch von ihrer Jugend reden soll, weil gemeiniglich dabei viele Thorheiten vorzukommen pflegen, die einem reiferen Verstande verächtlich sind. Doch, da das menschliche Leben überhaupt eine Kette vieler Thorheiten, wiewohl bei einem mehr als bei dem andern, zu nennen ist, so will ich mich nicht abschrecken lassen, dem Befehle meines herzlich geliebten Schwiegervaters zu gehorchen und die Aufmerksamkeit edler Freunde zu vergnügen, die mir als einer betagten Frau es nicht verübeln werden, wenn ich nicht Alles mehr in gehöriger Ordnung und Bierlichkeit vorzubringen im Stande bin.

Mein Name ist Judith von Manders, und ich wurde im Jahr 1648 gerade um die Zeit geboren, als die vereinigten Niederländer wegen des allgemeinen Friedens-

schlusses und ihrer glücklich erlangten Freiheit in der höchsten Freude begriffen waren. Mein Vater war einer der angesehensten und reichsten Männer zu Middelburg in Seerland, der um seiner und seiner Vorfahren dem Staat geleisteten Dienste willen zum Mitgliede des hohen Rathes erwählt worden war. Ich wurde nebst einer älteren Schwester und zwei Brüdern so erzogen, wie es der Stand und das große Vermögen unserer Eltern erforderte, deren Bestreben bloß dahin gieng, aus ihren Kindern gottesfürchtige und tugendhafte Menschen zu machen. Auch schlug wirklich keines von uns aus der Art, außer unserem ältesten Bruder, der zwar äußerlich sich wohl gut zu stellen wußte, aber insgeheim allen Lüsten und liedertlichem Leben sich ergab.

Kaum hatte meine Schwester das sechzehnte und ich mein vierzehntes Jahr erreicht, als sich schon eine ziemliche Anzahl junger vornehmer Leute um unsere Bekanntschaft bewarb. Meine Schwester Philippine galt für eine der schönsten Jungfrauen in Middelburg, von meiner Gesichtsbildung aber gieng die Rede, daß ich nicht allein meine Schwester, sondern auch alle andere Frauenzimmer im Lande an Schönheit überträfe. Indes schrieb man mir als einen besondern Fehler zu, daß ich eines allzu stillen, eigensinnigen, melancholischen, auch wohl verdrüßlichen Temperamentes wäre, während meine Schwester

ein stets aufgeräumtes und munteres Wesen blicken ließe.

Wiewohl ich mich nun um dergleichen Tadel wenig kümmerte, so beschloß ich dennoch, diese meine Gemüthsart bei nächster Gelegenheit so viel als möglich zu verbergen, zumal wenn mein ältester Bruder William dann und wann fremde Cavaliere in unser Haus brachte. Dies war kaum einigemal geschehen, als ich auch schon an einem gewissen Jan von Landre einen sehr eifrigen Liebhaber fand, während dessen Herzensfreund, Joseph von Zutphen, meiner Schwester Philippine ebenfalls aufs eifrigste aufwartete. Eines Abends, als wir vergnügt beisammen saßen, und aus einem Glückstopfe, den Joseph von Zutphen mitgebracht hatte, allerlei scherzhafte Loose zogen, bekam ich unter andern eines, worauf geschrieben stand: ich solle mich von demjenigen, der mich am meisten liebt, zehnmal küssen lassen. Darüber entstand unter den sechs anwesenden Mannspersonen ein Streit, dessen Entscheidung mir anheim gestellt wurde. Um nun alle Weitläufigkeiten zu vermeiden, sagte ich: „Meine Herren, man giebt mir ohnehin Schuld, daß ich eigensinnig und allzu launenhaft sei; daher laffet es dabei bewenden, und erlaubet mir, daß ich mein Armband auf den Boden der Kammer werfe: wer nun dasselbe am ersten erhascht, soll nicht allein mich zehnmal küssen, sondern auch das Armband zum Andenken behalten.“

Dieser Vorschlag ward von Allen mit Vergnügen angenommen, Joseph aber erhaschte am schnellsten unter ihnen das Armband, welches Jan von Landre, der es an dem äußersten Ende nicht festzuhalten vermochte, ihm überlassen mußte. Indeß wandte er sich doch zu ihm, und sagte mit vieler Bescheidenheit: „Bruder, wosern es Euch gefällig ist, so überlasset mir nebst diesem Armande Euer darauf haftendes Recht, zumal da Ihr bereits Euer Theil habt, und versichert sein könnet, daß ich eine solche Kostbarkeit nicht umsonst von Euch zu empfangen begehre.“ Allein Joseph empfand dies Unsinnen so übel, daß er in der heftigsten Erbitterung gegen seinen Freund folgendermaßen herausfuhr: „Wer hat Euch die Briefe vorgelesen, Jan von Landre, da Ihr behaupten woltet, daß ich bereits mein Theil habe? Und was wollt Ihr mit dergleichen unwürdigen Zumuthungen bei mir erreichen? Meint Ihr etwa, daß mein Gemüth so niedrig gesinnt ist, als das Eurige, und daß ich eine Kostbarkeit verkaufen soll, die weder von Euch noch von Eurer ganzen Freundschaft nach ihrem Werth bezahlt werden kann? Verschonet mich daher in Zukunft mit dergleichen thörichten Reden, oder Ihr werdet erfahren, wer Joseph von Zutphen ist.“

Da nun von diesen beiden jungen Stuhern der eine so viel Galle und Feuer in sich trug als der andre, so kam

es sehr bald zum heftigsten Wortstreit, und es fehlte wenig, daß sie nicht in unserer Gegenwart mit ihren Degen an einander geriethen. Auf Zureden der übrigen wurde nun zwar ein Scheinfriede unter ihnen gestiftet, der aber nicht länger währte als bis zum folgenden Morgen, wo beide mit erwählten Beiständen vor der Stadt einen Zweikampf mit einander hielten, in welchem Joseph von seinem vormaligen Herzensfreunde, dem Jan, tödtlich verwundet auf dem Plaze liegen blieb. Der Mörder nahm seine Flucht nach Frankreich, von wo aus er sehr bald an mich die zärtlichsten Briefe schrieb, und versprach, binnen einem halben Jahre seine Sachen so einzuleiten, daß er sich wieder ohne Gefahr in Middelburg dürfte sehen lassen, wofern er nur auf meine Zuneigung sicher rechnen könnte.

Allein bei mir war von nun an weder an Liebe noch an Auejöhnung mit Jan von Landre zu denken, und obwohl ich früherhin mehr Neigung für ihn als für alle andern Männer empfunden, so löschte doch der Gedanke an seine mit Blut besleckte Hand und an den um meinetwillen so jämmerlich Umgebrachten jeden Liebesfunken in meinem Herzen auf immer aus. Zugleich nahm mein angeborenes melancholisches Wesen dergestalt zu, daß meinen Eltern deshalb nicht wohl zu Muth wurde, indem sie befürchteten, ich möchte mit der Zeit wohl gar eine Närrin werden.

Meine Schwester Philippine dagegen schlug sich ihren ermordeten Liebhaber in wenigen Wochen aus dem Sinn, entweder weil sie ihn nicht eben sehr heiß geliebt, oder weil sie Lust hatte, seine Stelle bald durch einen andern ersetzt zu sehen. Nicht lange nachher fand sich auch wirklich zu ihr ein neuer, mit allen Gaben des Glücks wohl versehener Liebhaber. Er hatte bei einer Gasterei-Gelegenheit gefunden, sich mit meiner Schwester zu unterhalten, sich in sie verliebt, Zutritt in unser Haus erlangt, und ihr Herz ganz für sich gewonnen. Es war bereits so weit gekommen, daß die beiderseitigen Eltern das öffentliche Verlöbniß der beiden Liebenden anstellen wollten, als dieser mein zukünftiger Schwager, vor dem ich mich bisher stets verborgen gehalten hatte, eines Tages ganz unverhofft mich in meiner Schwester Zimmer ansichtig wurde. Ich wäre ihm gern entschlüpft, allein er trat mir in den Weg, so daß ich mich genöthigt sah, seine Komplimente anzuhören und zu beantworten. Aber welch ein Unheil entstand daraus? Denn der thörichte Mensch, der noch nicht einmal eine Stunde lang mit mir gesprochen, änderte sofort seinen Plan, wendete alle die Liebe, die er bisher zu meiner Schwester gehabt, mir zu, und ließ auch sogleich den folgenden Tag bei meinen Eltern um mich anhalten. Dies gab denn Anlaß zu einer großen Verwirrung in unserem Hause. Unsere Eltern wollten nämlich diese herrliche Partie durchaus nicht

fahren lassen, es möchte unter ihren beiden Töchtern betreffen, welche es nur immer wollte. Meine Schwester dagegen stellte sich über ihren untreuen Liebhaber fast rasend, und ungeachtet ich hoch und theuer schwur, einem solchen wetterwendischen Manne niemals meine Hand zu geben, so wollte sich doch keines der dabei Theiligten dadurch beruhigen lassen. Meine Schwester hätte mich gern mit den Augen ermordet, die Eltern aber wandten allen Fleiß an, uns zu versöhnen, und versuchten, bald den wankelmüthigen Liebhaber auf die vorigen Wege zu bringen, bald mich zu bereden, daß ich ihm mein Herz schenken möchte. Allein eines wie das andere war fruchtlos, indem ich bei meinem einmal gethanen Schwure fest zu beharren beschloß, und wenn es auch mein Leben kosten sollte.

Wie nun der wetterwendische Mensch sah, daß bei mir durchaus nichts zu erreichen war, fieng er wieder an, sich meiner Schwester zu nähern, und diese spielte ihre Rolle so gut, daß er sich endlich aus eigenem Antriebe dazu entschloß, sie auf den Knieen um Vergebung seines begangenen Fehlers und um ihre vorige Gegenliebe zu bitten. Doch diese war Willens, sich nunmehr völlige Genugthuung für ihre beleidigte Ehre zu verschaffen, und sagte daher, sobald sie ihn von der Erde aufgehoben hatte: „Mein Herr, ich glaube, daß Ihr mich vor einiger Zeit wahrhaft geliebt, auch

so viele Zeichen einer herzlichen Gegenliebe von mir empfangen habt, als ein rechtschaffener Mann von einem wohlge-
sitteten Frauenzimmer nur irgend verlangen kann. Dessen
ungeachtet habt Ihr Euer veränderliches Gemüth nicht zu
verbergen vermocht. Indes es ist vorbei, und es soll Euch
von meiner Seite alles herzlich vergeben sein. Zugleich
schwöre ich zu Gott, daß ich deshalb niemals die geringste
Feindschaft gegen Eure Person hegen, aber daneben auch
nimmermehr Eure Ehegattin werden will, weil die Furcht
vor Eurer Unbeständigkeit sowohl Euch als mir zur bestän-
digen Marter und Qual gereichen würde.“

Alle Anwesenden stuyten gewaltig hierüber, und wand-
ten im Verein mit dem Neuverliebten allen Fleiß und alle
Beredsamkeit an, meine Schwester auf einen andern Sinn
zu bringen; allein es half nichts, und der unbeständige Lieb-
haber mußte nunmehr wohlverdienter Weise bei beiden
Schwestern durch den Korb zu fallen sich belieben lassen.

Auf diese Weise waren wir beide Schwestern wieder ei-
nig geworden, obwohl unsere Eltern mit unsern eigensinnigen
Köpfen eben nicht zufrieden waren, da sich bei uns auch nicht
die geringste Lust zu heirathen oder mit Mannspersonen un-
zugehen zeigen wollte. Endlich, da nach diesen unglückli-
chen Heiraths = Verhandlungen fast anderthalb Jahr verstri-
chen waren, fand ein junger, etwa acht und zwanzigjähri-

ger Cavalier Mittel und Wege, sich bei meiner Schwester einzuschmeicheln. Er hielt enge Freundschaft mit meinen Brüdern, nannte sich Alexander de la Mark, und war seinem Vorgeben nach von dem Geschlecht des Grafen Lumay de la Mark, der sich vor beinahe hundert Jahren in Diensten des Prinzen von Dranien durch die Eroberung der Stadt Briel einen unsterblichen Ruhm erworben und, so zu sagen, den Grund zu der holländischen Republik gelegt hatte.

Unsere Eltern waren mit seiner Bewerbung gar wohl zufrieden, weil er ein wohlgestalter, bescheidener und kluger Mann war, der sein großes Vermögen bei allen Gelegenheiten genugsam hervorblicken ließ. Doch wollten sie ihm das Jawort nicht eher geben, als bis er hierüber mit Philippinen völlig eins sein würde. Da nun diese gleich ihren Entschluß immer von einer Zeit zur andern aufschob, so ward Alexander democh nicht verdrießlich, da er gar wohl einsah, es geschehe aus keiner andern Ursache, als um seine Beständigkeit auf die Probe zu stellen; auch begegnete Philippinen ihrerseits ihm jederzeit mit der holdseligsten Freundlichkeit, wodurch ihm sein langes Warten sehr versüßt zu werden schien.

Meiner Schwester, unsern Brüdern und ihm zu Gefallen fand ich mich öfter bei ihren Lustbarkeiten mit ein,

ohne indeß irgend einem Liebhaber Gehör zu geben, obwohl sich viele um mich bewarben. Allmählig gefellte sich auch unser vormaliger Geliebter, Gallus von Witt, wieder zu uns, ließ indeß wegen des früher empfangenen Korbes nicht den geringsten Unmuth weiter blicken, sondern zeigte stets ein sehr unbefangenes Wesen, und sagte ausdrücklich: da es ihm in der Liebe zweimal so unglücklich gegangen, so sei er nunmehr fest entschlossen, nimmermehr zu heirathen. Meine Schwester wünschte ihm hierauf einstmals, daß er diesen seinen Sinn doch ändern, und uns alle sein bald zu seinem Hochzeitfest einladen möchte. Da er hiezu den Kopf schüttelte, sagte ich: „So ist's recht, Herr von Witt; nunmehr bin ich Euch für meine Person um so günstiger, da Ihr so wenig Lust als ich zum Heirathen bezeigt.“ Er erröthete darüber, und sagte: „Mademoiselle, ich wäre glücklich genug, wenn ich nur den geringsten Theil Eurer beider Gewogenheit wieder erlangen könnte, und Euch wenigstens als ein Freund oder Bruder lieben dürfte, ob Ihr gleich beiderseits mich zu lieben, so wie ich das Heirathen überhaupt, verredet und verschworen habt.“ — „Unter diesen Bedingungen,“ sagte hierauf Philippine, „wird es Euch jederzeit erlaubt sein, uns zu lieben und zu küssen.“

Auf diese Worte unterstand sich von Witt eine Probe mit Küssen zu machen, was wir ihm als einen Scherz nicht

verweigern konnten. Dafür benahm er sich nachher bei allen Gelegenheiten desto bescheidener.

Eines Tages brachten de la Mark und meine Brüder nicht allein den Gallus von Witt, sondern auch noch einen unbekanntem vornehmen Seefahrer mit sich, der erst neulich von den Bantamischen und Moluktischen Inseln in Mittelburg angelangt war, und, wie er sagte, ehestens wieder dahin abzufegeln gedachte. Mein Vater fand, so wie wir andern alle, sehr viel Vergnügen daran, sich von dessen wunderbaren Schicksalen und von dem Zustande dieser Inseln, die der Republik so vortheilhaft waren, allerlei erzählen zu lassen; ja er schien kein Bedenken zu tragen, dereinst einen von seinen Söhnen auf einem Schiffe dahin abzusenden, wozu der jüngere mehr Lust bezeigte, als der ältere. Um nun mit diesem erfahrenen Seemanne in desto genauere Bekanntschaft zu treten, wurde derselbe in unserem Hause drei Tage nach einander auf's beste bewirthet. Nach Verlauf derselben bat der Seefahrer meinen Vater: er möge doch seinen vier Kindern erlauben, daß sie nebst Alexander de la Mark und Gallus von Witt sein Schiff besuchen dürften, wo er sie zum Dank für die genossene Ehre so gut als möglich bewirthen und mit einigen ausländischen Sachen beschenken wolle.

Unsere Eltern ließen sich dazu leicht bereden, und so

wurden wir denn gleich des folgenden Tages um Mittagszeit von unserem neuen Gönner abgeholt und auf sein Schiff geführt; bloß mein jüngster Bruder, der sich vergangene Nacht etwas übel befunden, mußte zu Hause bleiben. Auf dem Schiffe waren bei unserer Ankunft solche Anstalten getroffen, als wir uns nicht versehen hatten. Die Segel waren nämlich alle vom schönsten Seidenzeuge gemacht, und die Taue mit allerlei farbigen Bändern umwunden, die Ruder und das andere Holzwerk gemalt und vergoldet, und das Schiff inwendig mit den schönsten Tapeten ausgeschlagen, wie denn auch die Bootsleute in solche Livree gekleidet waren, wie de la Mark und Witt ihren Bedienten zu geben pflegten. Ehe wir uns darüber noch genug wundern konnten, wurde die Gesellschaft durch Ankunft noch zwei anderer Damen und eines wohlgekleideten jungen Menschen vermehrt, den mein Bruder William, auf unser heimliches Befragen, für einen jungen französischen Edelmann, Namens Henry de Frontignan, das eine Frauzimmer aber für seine Schwester Marguerite, und die andere für desselben Geliebte, Antonie de Beziere, ausgab. Meine Schwester und ich hatten gar keine Ursache, an unseres Bruders Angabe zu zweifeln, wir ließen uns daher mit den beiden Damen in ein Gespräch ein, und fanden, daß sowohl sie als der junge französische Edelmann sehr klug und unterhaltend waren.

Es war angeordnet, daß wir auf dem Oberdeck des Schiffes in freier Luft speisen sollten; da aber ein in Seeland nicht ungewöhnlicher Regen einfiel, so mußte es unter dem Verdeck geschehen. Mein Bruder machte den Vorschlag, daß es uns allen noch mehr Vergnügen machen würde, wenn uns unser Wirth bei so gutem Winde eine Meile oder etwas weiter in die offene See und gegen Abend wieder zurückführen ließe, was denn auch Niemandem in der Gesellschaft zuwider war, vielmehr empfanden wir sowohl darüber als auch an der herrlichen Bewirthung, an der wohlklingenden Musik und an den übrigen unterhaltenden Spielen ein besonderes Wohlgefallen.

Da indeß unser Wirth, des Windes und Wetters wegen alle Schaulöcher hatte zunageln und bei hellem Tage Wachelichter anzünden lassen, so konnten wir bei so vielen lustigen Zeitvertreiben nicht gewahr werden, ob es Tag oder Nacht sei, bis die Sonne bereits zwei oder drei Stunden untergegangen war. Mir kam es endlich sehr bedenklich vor, daß unsere Mannspersonen einander den Wein ungewöhnlich stark zutranken, so wie auch, daß die beiden französischen Damen ganz eben so mittranken, wie die Männer. Ich gab daher meiner Schwester einen Wink, die auch sogleich folgte, und mit mir auf das Oberdeck hinauf stieg, wo wir denn zu unserem großen Mißvergnügen einen

Schwarzumwölkten Himmel, nebst noch anhaltendem starken Regen, um unser Schiff herum nichts als schäumende Wellen, von fern aber den Glanz eines kleinen Lichtes gewahrt wurden.

Wie verabredeten, unsern Bedruß zu verbergen, und als wir wieder zu der übrigen Gesellschaft kamen, sagte meine Schwester bloß soviel: „Hilf Himmel, meine Freunde, es ist bereits Mitternacht! Wann wollen wir wieder nach Middelburg kommen? und was werden unsere Eltern dazu sagen?“

„Gebt Euch zufrieden, meine Schwestern,“ antwortete unser Bruder William, „ich will bei den Eltern Alles verantworten; folget nur meinem Beispiele, und lasset Euch von Euren Liebhabern eben so umarmen, wie ich diesen meinen Herzensschatz umarme.“ Zugleich nahm er die Marguerite vom Stuhle und setzte sie auf seinen Schooß; die auch alles geduldig litt, und wie die ärgste Buhldirne mit sich umgehen ließ. Der vermeinte Edelmann Henry that mit seiner Buhlerin ein Gleiches, doch Alexander und Gallus scheuten sich, wie es schien, noch etwas, mit uns beiden Schwestern auf gleiche Art zu verfahren, ungeachtet sie von unserem leiblichen Bruder dazu aufgemuntert wurden.

Philippine und ich erstaunten über diesen Anblick, wußten aber noch nicht, ob es Scherz sein sollte, oder ob wir

im Ernst verrathen oder verkauft wären. Dennoch verliehen wir die unzüchtige Gesehschaft, riefen meine gegenwärtige Schwägerin, damals unsere getreue Dienerin, herbei, und setzten uns in verwirzten Gedanken bei einer auf dem Oberlof des Schiffes brennenden Laterne nieder.

Unser vermeintlicher Wirth, der sich viehisch berauscht hatte, kam unterdeß zu uns herauf, und sagte mit stammelnder Zunge: „Sorget nicht, schöne Kinder! ehe es noch einmal Nacht wird, werdet Ihr in Eurem Brautbette liegen.“ Wir wollten weiter mit ihm reden, allein er stürzte im schrecklichsten Zustande besinnungslos nieder.

Philippine und ich waren über diesen schändlichen Anblick fast außer uns. Allein wir geriethen in noch größere Verzweiflung, als unsere treue Sabine plötzlich in die Hände schlug und mit ängstlichen Seufzern schrie: „Ach, meine liebsten Jungfrauen, wir sind, allem Anschein nach, schändlich verrathen und verkauft, und werden, wosern der Himmel nicht Wunder thut, weder Eure Eltern noch die Stadt Middelsburg jemals wieder zu sehen bekommen. Daher laßt uns den festen Entschluß fassen, lieber unser Leben als unsere Ehre aufzugeben.“ Auf unsere ferneren Fragen erzählte sie uns, daß ein ehrliebender, auf dem Schiff befindlicher Reisender ihr mit wenigen Worten so viel gesagt, daß sie an unserem Unglück nicht mehr zweifeln könne.

Wir hätten unter diesen Umständen verzweifeln mögen, wenn nicht zu unserm Troste ein beherzter Deutscher, Namens Simon Heinrich Schimmer, Jakob Barson, ein Schwede, und gegenwärtiger David Rawkin, ein Engländer, — die alle drei nachher hier meine werthen Schwäger geworden sind — nebst noch zwei andern redlichen Leuten bei uns erschienen wären. Schimmer führte das Wort, und sagte ganz leise zu uns: „Glaubet sicherlich, meine Schönen, daß Ihr durch Eure eignen Unverwandten und Liebhaber verrathen worden seid. Zum Unglück haben ich und diese redlichen Leute dies erst jetzt — da wir schon sehr weit vom festen Lande entfernt sind — von einem treuen Bootsknechte erfahren, sonst wollten wir Euch gar bald in Freiheit gesetzt haben. Allein nunmehr ist es unmöglich, wir hätten denn das Glück, uns in Zukunft einen stärkern Anhang zu verschaffen. Sollte Euch aber unterdeß Gewalt angethan werden, so rufet um Hilfe, und seid versichert, daß wir fünf wehrhafte Männer eher unser Leben daran setzen, als Euch schimpflich behandeln lassen wollen.“

Wir hatten kaum so viel Zeit, um diesen wie vom Himmel gesandten redlichen Männern einige Worte des Dankes zu sagen, als unser leichtfertiger Bruder, von de la Mark und Witt begleitet, herzu kam, um uns hinunter zu holen. Witt stolperte indeß über unsern sinnlos daliegen-

den Wirth, und mußte sodann fortgetragen werden, auch William sank oben in der frischen Luft wie ohnmächtig zu Boden; bloß de la Mark blieb noch bei ziemlichem Verstande, und brachte es durch allerlei heuchlerische Reden endlich dahin, daß Philippine, ich, und unsere Sabine uns endlich bewegen ließen, wieder in die Cajüte hinunter zu steigen.

Aber Welch ein schändlicher Anblick erwartete uns hier! Der angebliche französische Edelmann saß zwischen den beiden Buhlerinnen ganz entkleidet vor dem Camine, und zwar in einer so anstößigen Stellung, daß wir laut schreiend zurückfuhren, und uns mit verhülltem Gesicht in einen Winkel verbargen.

De la Mark kam hinter uns her, und wollte aus der Sache einen Scherz machen. Allein Philippine rief: „Bleibet fern von uns, Ihr ruchlosen Verräther, oder der erste, der uns berührt, soll auf der Stelle mit diesem Messer erstochen werden!“ Als nun de la Mark sah, daß hier nichts zu machen sei, so erwartete er, gleich uns, in einem andern Winkel den Tag. Dieser war kaum angebrochen, als wir hinauf giengen und uns nach dem Lande umsahen; allein außer dem Schiffe zeigte sich unsern sehnenen Blicken nichts als Himmel und Wasser. Die Sonne gieng ungemein hell und klar auf, und fand alle übrigen noch in festem Schlafe liegend, uns drei Elenden aber in Klagen und Thränen.

Kaum hatten die Becher ihren Rausch ausgeschlafen, als auch schon die ganze ehrbare Zunft zum Vorschein kam, und uns nöthigte, mit ihnen Kaffee zu trinken. Statt des Morgengrusses hielten wir unserem gottlosen Bruder eine heftige Strafrede. Dieser verlachte anfangs unsern Eifer, nahm aber nachher eine etwas ernsthaftere Miene an, und erwiederte uns Folgendes:

„Liebe Schwestern, seid versichert, daß nächst meiner geliebten Marguerite mir auf der Welt Niemand lieber ist, als Ihr und meine drei besten Freunde, nämlich Gallus, Alexander und Henry. Der erste, welcher Dich, Judith, außs zärtlichste liebt, ist zur Genüge bekannt. Alexander aber, obgleich er so wie Henry nur ein armer Schlucker gewesen, hat alle Eigenschaften an sich, um Philippinen zu vergnügen, und für die gute Sabine wird sich auch bald ein braver Kerl finden. Deshalb, liebe Seelen, schicket Euch in die Zeit. Nach Middelburg wieder zurück zu kommen, ist unmöglich; alles indeß, dessen Ihr bedürft, ist auf diesem Schiffe vorrätbig. Auf der Insel Amboina werden wir unsere künftige Lebenszeit indgesammt sehr vergnügt zubringen, wosern Ihr nur erst Eure eigensinnigen Köpfe in Ordnung gebracht und Euch nach unserer Lebensart eingerichtet haben werdet.“

Ich und meine Schwester konnten uns bei diesen Wor-

ten nicht länger einer Dhmacht erwehren. Wir sanken zu Boden, und kamen erst nach einigen Stunden wieder zur Besinnung, wo wir uns denn in einer besondern Schiffskammer allein unter den Händen unserer treuen Sabine befanden. Diese hatte unterdeß von den beiden unzüchtigen Dirnen das ganze Geheimniß erfahren, und erzählte es uns, wie folget:

Gallus von Witt, als der Haupturheber des ganzen Anschlags, hatte gleich nach seinem Liebesunglück, das er bei uns Schwestern gehabt, die vertrauteste Freundschaft mit unserm Bruder William geschlossen, und demselben gesagt: daß er unmöglich leben könne, wosern er nicht eine von uns Schwestern zur Frau bekäme, und sollte er auch sein ganzes Vermögen, das nahe an zwei Tonnen Goldes betrüge, daran setzen. William versicherte ihn seiner Dienstiwilligkeit, und beklagte bloß, daß er kein Mittel zu ersinnen wisse, um seines Herzensfreundes Verlangen zu stillen. Gallus indeß, der seit der ganzen Zeit her auf einen eben so listigen als gewaltthätigen Anschlag gesonnen, führte unsern Bruder zu lüderlichen Personen, nämlich zu Alexander, Henry, Antonien und Margueriten; worauf sich denn William in die Letztere verliebte, ja für ihr und den übrigen schändlichen Berräthern ganz zu eigen ergab. Alexander, als der auserkennlichste von Person, wurde demnach auf des Gallus No-

sien in gehörigen Stand gesetzt, um als Cavalier aufzutreten und um Philippinen werben zu können. Zugleich aber kleideten sie einen alten, verunglückten Seeräuber als einen erfahrenen Ostindienfahrer an, der unsere Eltern und uns betrogen, ja uns arme, unerfahrene Mädchen in das Schiff locken mußte, welches Gallus und mein Bruder zu unserm Raube so fälschlich ausgerüstet hatten, als wollten sie damit eine Fahrt nach den Molukkischen Inseln unternehmen. Der letztere, nämlich mein Bruder, hatte nicht allein unsern Eltern eine erstaunliche Summe Geldes auf eine listige Art entwendet; sondern auch Philippinens und meine Kleinodien und Waarschaften mit auf das Schiff gebracht. Damit aber unsere Eltern nicht auf einmal aller ihrer Kinder beraubt würden, so hatte der ruchlose Mensch unserem jüngeren Bruder den Abend zuvor unvermerkt ein starkes Brechmittel eingegeben, so daß er den folgenden Tag bei der Schiffslustbarkeit nicht erscheinen und folglich unsere Entführung nicht hindern konnte.

Unter diesen Umständen blieb uns keine Hoffnung weiter übrig, und wir würden in der ersten Verzweiflung uns irgendwie den Tod gegeben haben, wosern unsere treue Sabine uns nicht davon zurückgehalten hätte. Mittlerweile entstand ein großer Lärm im Schiff, und Sabine zog Nachsicht ein, daß ein Seeräuber uns verfolge und vielleicht bald

Feuer geben werde. Wir wünschten, daß es ein Franzose oder Engländer sein, und er unser Schiff erobern möge, weil wir dann doch eher Hoffnung hätten, gegen eine ansehnliche Ranzion Ehre und Freiheit zu erhalten. Allein, da der Wind unsern Entführern günstiger, auch überdies unser Schiff sehr wohl ausgerüstet, leicht und schnell war, so brach die Nacht abermals herein, ohne daß sich weiter etwas ereignete.

Wir hatten den ganzen Tag ohne Essen und Trinken zugebracht, ließen uns aber doch jetzt des Nachts von Sabinen bereben, etwas zu genießen, und da weder William noch Jemand anders uns vor die Augen zu kommen wagte, so überließen wir uns endlich, obwohl nicht ohne Kengstlichkeit, dem Schlummer.

Am folgenden Tage befanden sich Philippine und Sabine, so wie auch ich, in einem höchst traurigen Zustande. Die gewöhnliche Seekrankheit setzte uns nämlich so heftig zu, daß wir nichts gewisser als einen baldigen und erwünschten Tod vor uns sahen; allein der Himmel hatte uns diesen noch nicht zubeschieden. Denn nachdem wir über funfzehn Tage in dem heftigsten Phantasiren zugebracht, wurde unsere Gesundheit allmählig wieder hergestellt.

Während unserer Krankheit hatten nicht allein die beiden sauberen Damen, sondern auch die andern Verräther sich

uns zu nähern versucht, waren aber stets so übel empfangen worden, daß sie endlich unsere Pflege und Wartung einer alten Magd zu überlassen für gut fanden. Nachdem indeß unsere Gesundheit wieder hergestellt war, begaben wir uns aus unserer düstern Schiffskammer auf das Obertheil des Schiffes, um bei dem vorhandenen schönen Wetter der frischen Luft zu genießen. Unsere Entführer waren dies kaum gewahrt worden, als sie auch schon herzukamen, uns Glück wünschten, und zugleich betheuertem, daß unsere Schönheit nach überstandener Krankheit noch mehr aufgeblüht sei. Wir beantworteten dies alles mit verächtlichen Worten und Geberden, ließen uns aber doch endlich durch höfliches Zureden bewegen, in ihrer Gesellschaft zu essen und zu trinken, wobei wir indeß jede Liebkosung, die etwa Gallus oder Alexander versuchten, standhaft von uns wiesen.

William unterstand sich, uns beßhalb zur Rede zu stellen und uns zu ermahnen, daß wir unseren Eigensinn fahren lassen und unseren Liebhabern lieber freiwillig ihre Wünsche gewähren möchten, ehe sie auf verzweifelte Mittel dächten, denen wir ja doch nicht widerstehen können, zumal da uns alle Aussicht auf Flucht oder andere Rettung benommen sei. Wir wiesen indeß seinen Antrag auf eine sehr ernsthafte, ja heftige Weise zurück. Jene kamen hierauf selbst, um nochmals ihr Heil in der Güte zu versuchen, da

wir indeß schworen, daß sie nimmermehr Theil an uns haben sollten, so hatten wir uns wieder auf eine Weile Ruhe geschafft.

Endlich aber wollte sich die böse Lust dieser Vuben nicht länger unterdrücken lassen. In der einen Nacht wurden wir nämlich von Alexander, Gallus und dem Schiffequartiermeister gewaltsam überfallen. Da wir uns einer solchen Boskeit aber schon längst versehen hatten, so hatten sowohl Philippine und Sabine als auch ich beständig ein bloßes Taschmesser unter unserem Hauptkissen liegen, und ergriffen dasselbe in diesem Augenblick, wo unsere Kammerthür aufgestoßen wurde. Alexander stürzte auf meine Schwester, Gallus auf mich, und der Quartiermeister auf die ehrliche Sabine los. Doch die angestellte schändliche Comödie verwandelte sich sehr bald in eine blutige Tragödie. Denn kaum waren wir unserer Waffen mächtig geworden, als wir auch schon damit auf unsere Peiniger losstachen. Der Quartiermeister blieb nach einem einzigen ausgestoßenen Schrei stracks todt auf der Stelle liegen, da ihm die tapfere Sabine, wie sich nachher ergab, mit ihrem großen und scharfen Messer das Herz durchbohrt hatte. Alexander, den meine Schwester am Halse, und Gallus, welchen ich in die linke Seite gefährlich verwundet, wichen taumelnd zurück, wir drei Bitternden aber schrien aus allen Kräften um Hilfe.

William und Henry kamen herzu geeilt, und schienen das Blut ihrer Gefährten an uns rächen zu wollen, allein zu gleicher Zeit erschienen auch schon unsere Beschützer, Schimmer, Larson, Rawkin, und etwa noch vier bis sechs andere redliche Männer, die sich unserer nachdrücklich annahmen, und unsere Ehre bis auf den letzten Blutstropfen zu beschirmen schwuren. William und Henry mußten nun nicht bloß schweigen, sondern sich sogar gefallen lassen, daß man sie mit ihren lieblichen Dienern aus der besten Schiffskammer heraustrieb, in welche wir nun eingewiesen, und von Schimmer und seinem Anhang Tag und Nacht hindurch bewacht wurden. Die Leiche des Quartiermeisters ward in's Meer geworfen; Alexander und Gallus befanden sich unter den Händen des Schiffsbardiers, Schimmer aber und sein Anhang spielte jetzt den Meister auf dem Schiffe, und hielt die Uebrigen alle in Furcht.

Ungeachtet dieser Verwirrung ward unterdeß bei dem günstigen Winde und Wetter die Fahrt nach Ostindien eifrig fortgesetzt. Die um die Gegend des grünen Vorgebirges sehr scharf kreuzenden Seeräuber bewirkten bei uns so viel, daß die beiden streitenden Parteien auf dem Schiffe, um den gemeinschaftlichen Feinden desto besser Widerstand leisten zu können, bis auf gewisse Punkte sich ziemlich wieder einigten, worunter der Hauptpunkt der war, daß man uns drei Frauenzimmer nicht im geringsten kränken, sondern uns mit gezie-

mender Achtung begegnen solle. Demnach lebten wir wieder ziemlich ruhig, kamen aber mit keinem Fuße ans Land, ungeachtet schon dreimal unterwegs frisches Wasser und Lebensmittel von den nahen Inseln eingenommen worden war. Gallus und Alexander, die nach etlichen Wochen von ihren gefährlichen Wunden völlig hergestellt waren, scheuten sich uns unter die Augen zu treten, William und Henry nebst ihren Buhldirnen redeten ebenfalls nur wenig mit uns, und so herrschte denn auf dem Schiffe ein gar wunderliches Wesen, bis endlich ein afrikanischer Seeräuber uns so nahe kam, daß sich die Unsrigen zu tapferer Gegenwehr entschließen mußten.

Es entstand ein hitziges Treffen, worin endlich gegen Abend der Mohr überwunden wurde, und sich mit allen auf seinem Raubschiff befindlichen Leuten ergeben mußte. Hierbei wurden dreizehn Christensclaven in Freiheit gesetzt, dagegen sechs und zwanzig Mohren zu unseren Gefangenen gemacht; die erbeuteten kostbaren Waaren und Kleinodien wurden unter die Sieger vertheilt. Nachher entstand ein Streit darüber, ob das eroberte Schiff versenkt oder behalten werden solle. Gallus und sein Anhang verlangte das Versenken, Schimmer aber nebst seiner Partei setzte sich durchaus dagegen, und drang endlich so weit durch, daß alles Volk auf die beiden Schiffe gleichmäßig vertheilt wurde. So kam

denn nun Schimmer mit seinem Anzuge, worunter auch ich, Philippine und Sabine begriffen waren, auf das mohrische Schiff, konnte aber nicht verhindern, das Gallus und Alexander auf demselben den Oberbefehl überkamen, während William und Henry nebst ihren Dienern auf dem ersten Schiffe blieben.

Unsere beiden Schiffe richteten ihren Lauf nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, wurden aber durch einen anhaltenden Sturm davon abgetrieben. Das Mittelburgische Schiff verlor sich von dem unsern, und fand sich erst am fünften Tage wieder zu uns. Wir ruderten ihm aus allen Kräften entgegen, weil unseren Befehlshabern, die nebst ihren Getreuen von der Seefahrt wenig verstanden, an der Gesellschaft Toner nur zu viel gelegen war. Allein kaum waren wir noch einen Büchsenchuß von jenem Schiffe entfernt, als dasselbe vor unsern Augen mit entsetzlichem Krachen auseinander geschmettert wurde, und theils in die Luft sprang, theils auf der Meeresfläche auseinander getrieben wurde. Obwohl unser Schiff pfeilschnell von der Erschütterung rückwärts geschleudert wurde, steuerten wir dennoch nach der unglücklichen Stelle hin, um wo möglich noch einige der Verunglückten zu retten; allein Alles war fruchtlos.

Was dieser unverhoffte Schlag in uns und den Uebrigen für Gemüthsbewegungen veranlaßte, ist leicht zu erach-

ten. Wir Schwestern beweinten vor Allen den Tod unseres in seinen Sünden hingerafften Bruders; aber auch Alexander und Gallus hatten von diesem Tage keinen frohen Augenblick mehr, und überließen in dieser Stimmung gern den Oberbefehl an Herrn Schimmer, der bei dem bald nachher entstandenen Sturm die besten Maßregeln ergriff. Dieser Sturm hielt abermals bis auf den sechsten Tag an, und mattete alle unsere Leute dermaßen ab, daß sie wie die Fliegen dahin sanken. Das Schlimmste aber war, daß wir nicht wußten, in welcher Weltgegend wir uns jetzt befänden.

Nachdem wir auf diese Woche fünf Wochen in der Irre umher getrieben worden waren, und gar manche Beschädigungen und Verluste an Ankern, Masten und Segeln erlitten hatten, gieng zum größten Unglück mit der sechsten Woche nicht allein das süße Wasser, sondern auch fast aller Mundvorrath zu Ende. Der redliche Schimmer hatte nun zwar die Vorsicht gebraucht, nach und nach in unsere Kammer heimlich so viel einzutragen, daß wir und seine Freunde wohl noch einige Wochen länger als die andern zu leben hatten; allein Gallus, Alexander und die Uebrigen waren von nun an genöthigt, Leder und andere noch ekelhaftere Sachen sich zur Speise zu suchen.

Einmal indeß mochte ein schändlicher Bube unsere gute Sabine an einem harten Stück Zwieback haben nagen sehen;

denn es entstand sogleich darüber ein Lärm, und Viele wollten behaupten, daß noch Vorrath genug vorhanden sein müsse. Ja Etliche rotteten sich zusammen, brachen in unsere Kammer ein, und als sie darin noch für etwa zehn Personen auf drei Wochen Speise vorfanden, wurden wir deshalb jämmerlich, ja bis auf den Tod gemißhandelt. Schlimmer hatte diesen Lärm kaum vernommen, als er sogleich mit seinen Freunden herbeieilte, und uns aus den Händen unserer Feinde zu retten suchte. Bei diesem Anlaß kam es zu einem entsetzlichen Blutvergießen, worin die Rädelsführer der Gegenpartei, Alexander und Gallus, nebst vielen ihres Anhangs umkamen, worauf die noch Uebrigen um Gnade und Leben bitten mußten.

Es waren nunmehr in Allem nur noch fünf und zwanzig Seelen auf unserem Schiffe, unter welche aller noch vorhandene Speisevorrath gleichmäßig vertheilt wurde. Als aber daß süße Wasser ausgetrunken war, und wir uns mit zubereitetem Seewasser behelfen mußten, riß der Schaarbock, wovon bereits Mehrere befallen waren, so sehr unter uns ein, daß binnen wenigen Tagen zehn Personen starben. Endlich kam die Reihe auch an meine liebe Schwester, die ich mit Sabinens Hilfe unter vielen Thränen auf ein Brett band, und sie den wilden Fluthen zum Begräbniß übergab. Ihr folgten binnen kurzem noch fünf Andere, die theils vom

Hunger, theils von der Krankheit hingerafft wurden. Wir Uebrigen, nämlich ich, Sabine, Schimmer, Larson, Rawlin, Schmerd, Hulst, Farbing und eine leichtsinnige Frauensperson, die sich Clara nannte, hatten nichts mehr zu leben und fühlten uns von eben derselben Krankheit heftig angegriffen, so daß wir täglich unser Ende erwarteten. Wie wir nun endlich durch eine gnädige Fügung des Himmels an diesen Felsen geführt, und von unsern Errettern auf diese anmuthige Insel herauf geschafft worden, und was sich mit uns neu angekommenen Gästen weiter hier zugetragen, wird sich vielleicht ein andermal bequemer erzählen lassen. Für jetzt bitte ich mit meinem guten Willen zufrieden zu sein.“

Und so endigte die angenehme Matrone für diesmal ihre Erzählung, da es bereits ziemlich spät geworden war. Nachdem wir ihr dafür Dank gesagt, legten wir uns zur Ruhe.

Am folgenden Morgen machten wir eine Lustfahrt nach Christiansraum. Diese Pflanzstadt lag sehr lustig zwischen Gewässern, und hatte zwar in ihrem Bezirk keine Weinberge, allein dagegen gleich den übrigen wohlbestellte Fei-der, Holzung, Wild und herrlichen Fischfang. Wir hielten uns hier nicht lange auf, sondern reisten, nachdem wir ihnen

das gewöhnliche Geschenk gereicht, und die Mittagsmahlzeit eingenommen hatten, wieder zurück.

Am Abend, um die gewöhnliche Stunde, als wir wieder beisammen saßen, begann David Rawlin auf des Alevaters Aufforderung uns seine Lebensgeschichte folgendermaßen zu erzählen.

G e s c h i c h t e
 d e s D a v i d R a w l i n .

„Ich stamme aus einem der vornehmsten Lordsgeschlechter Englands, und bin dennoch im Jahr 1640 von sehr armen Eltern in einer Bauerhütte auf dem Dorfe geboren worden, weil ein Vergehen meiner väterlichen und mütterlichen Voreltern ihre Nachkommen nicht allein um alles Vermögen, sondern auch sogar um ihren ehrlichen Geschlechtsnamen gebracht hatte. Sie hatten nämlich den letzteren aus Noth verleugnet und sich nachher schlechtthin Rawlins nennen müssen, um nur in einer fremden Provinz ohne Schimpf ruhig, obwohl höchst elend, leben zu können. Meine Eltern, ob sie gleich an diesen Vergehungen der Ihrigen völlig unschuldig gewesen, waren dennoch, um einem schweren Gefängnisse und andern Mühseligkeiten zu entgehn, genöthigt worden, mit ihren besten Sachen die Flucht zu ergreifen. Doch, wenn sich das Schicksal einmal vorgenommen hat, unglückliche Menschen zu verfolgen, so müssen sie auch auf der sichersten

Straße von den Feinden ereilt werden. So war es auch meinen Eltern ergangen. Denn als sie bereits weit hinweg waren und vor ihren Verfolgern sicher zu sein glaubten, wurden sie einst des Nachts von einer Rotte Straßenräuber überfallen, bis auf's bloße Hemde ausgeplündert, und in die Flucht getrieben, so daß sie kaum mit anbrechendem Tage eine Mühle erreichen konnten, wo sie von der mitleidigen Müllerin aufgenommen und mit einigen alten Kleidern beschenkt wurden. Da indeß der dazu kommende Müller hierüber scheele Augen machte, und sich weder durch meiner Eltern Unglück noch durch ihre Jugend und Schönheit rühren ließ, so wurden sie genöthigt, nachdem er ihnen noch aus besonderer Gnade ein halbes Brot und zwei Käse mitgegeben, ihren Stab weiter zu setzen. Indesß die barmherzige Müllerin schickte ihnen eine Viehmagd nach, die sie in eine kleine Bauerwohnung des nächsten Dorfes führte, ihnen eine halbe Guinee an Gelde überreichte, und der Bauerfrau befahl, diese Gäste auf Kosten der Müllerin bestens zu bewirthen.

So hatten denn meine Eltern von nun an Zeit genug, ihr Unglück zu bejammern, zugleich aber auch die Fürsorge Gottes und die Güte der Müllerin zu preisen, welche meine Mutter wenigstens allwöchentlich ein paar Mal besuchte und unter der Hand ohne ihres Mannes Wissen reichlich versorgte, da sie als eine betagte Frau, die weder Kinder noch

andere Erben außer ihrem unvernünftigen Mann hatte, sich ein Vergnügen daraus machte, armen Leuten von ihrem Ueberflusse Gutes zu thun.

In der dritten Woche ihres dasigen Aufenthalts kam meine Mutter mit mir in's Wochenbette. Die Müllerin nebst anderen Bauersleuten wurden zu meinen Taufzeugen erwählt. Die erstere bestritt die ganze Ausrichtung aus ihrem Beutel, und verbot meiner Mutter auf's Heusierste, ihre große Armuth Niemandem kund zu geben, sondern Jedermann zu überreden, ihr Mann, als mein Vater, sei ein von einem unruhigen Bischöfe vertriebener Schulmeister.

Dieser Einfall schien meinem Vater sehr passend, um seinen Stand und seine Abkunft dadurch zu verbergen. Er ließ sich eine dazu passende Kleidung machen, und ward sehr bald vor allen Leuten für einen abgedankten Schulmeister angesehen. Da er eine sehr feine Hand schrieb, so gaben ihm die umwohnenden Pfarrrherren und andere Gelehrten so viel abzuschreiben, daß er das tägliche Brot für sich, meine Mutter und mich dadurch kümmerlich verdienen konnte, und also der wohlthätigen Müllerin nicht allzu beschwerlich fallen durfte, die dessen ungeachtet nicht unterließ, meine Mutter wöchentlich mit Gelde und anderen Bedürfnissen zu versorgen.

Doch etwa ein halbes Jahr nach meiner Geburt legte sich diese Wohlthäterin unverhofft auf's Krankenbette nieder,

und starb. Vor ihrem Tode ließ sie indeß noch meine Mutter vor sich kommen, und händigte ihr einen Beutel mit Goldstücken, wopl höher als vierzig Pfund Sterling an Werth, zu meiner Erziehung ein, wobei sie bemerkte, daß wir dieses ihres heimlich ersparten Geldes weit würdiger und bedürftiger wären als ihr ungetreuer Mann, der schon bei ihren Lebzeiten vieles durchgebracht, und nach ihrem Tode vielleicht auch noch das Uebrige, was sie ihm zugebracht, vollens vergeuden würde.

Mit diesem kleinen Kapitale war meinen Eltern in ihren damaligen Umständen ziemlich geholfen, und mein Vater ließ sich in den Sinn kommen, Frau und Kind aufzupacken, und mit diesem Gelde nach Holland oder Frankreich zu gehen, um daselbst zu Lande oder zur See in Kriegsdienste zu treten. Indesß auf inständiges Bitten meiner Mutter gab er diesen Gedanken wieder auf, und nahm endlich die erledigte Schulmeisterstelle in unserem Dorfe an, die jährlich, Alles zusammen gerechnet, etwa zehn Pfund Sterling einbrachte.

Vier Jahre lang verwaltete mein Vater diesen Dienst still und vergnügt. Jeder war mit ihm zufrieden, und bemühte sich, seinen Fleiß durch außerordentliche Geschenke zu belohnen, so daß meine Eltern endlich so viel Geld zusammen sparten, um davon ein kleines Gürtchen kaufen zu können. Da indeß an den festgesetzten Kaufgeldern noch etwas fehlte,

sah sich meine Mutter genöthigt, das letzte und beste gehenkete Goldstück, das sie von der Müllerin bekommen, bei ihrer Nachbarin zu versetzen.

Diese falsche Frau gab zwar so viel Münze darauf, als meine Mutter begehrte; da sie aber das sehr kennbare Goldstück früher einmal bei der verstorbenen Müllerin gesehen hatte, überdies auch wohl mit dem Müller in verbotennem Umgange leben mochte, so zeigte sie das Goldstück dem Müller. Dieser nahm es gegen ein anderes Pfand von ihr, trug es zum Obrichter, klagte meine Eltern des Diebstahls an, und brachte es dahin, daß beide plötzlich, ohne zu wissen warum, verhaftet und in Fesseln gelegt wurden.

Anfangs glaubte mein Vater, seine Feinde am königlichen Hofe hätten ihn hier ausgekundschaftet und verhaften lassen. Allein um so heftiger war sein Schrecken, als man ihn so wie meine Mutter wegen des Diebstahls, den sie bei der verstorbenen Müllerin begangen haben sollten, zur Rede stellte. Da sie indeß ein gutes Gewissen hatten und, um alle Weitaufgigkeiten zu vermeiden, dem Obrichter die ganze Sache offenbarten, wurden sie zwar nach vorhergegangener Untersuchung gänzlich freigesprochen, jedoch aber so lange in gefänglicher Haft behalten, bis sie ihres Standes und ihrer Herkunft wegen sichere Zeugnisse beigebracht haben würden, da ihr bisheriges Vorgeben falsch befunden worden, und der

Oberrichter in ihnen verdächtige Personen zu entdecken glaubte.

Unterdeß lief ich armes sechsjähriges Kind in der Irre umher, und nährte mich von den Brosamen, die von fremder Leute Tische fielen. Zwar hatte ich Erlaubniß, meine Eltern bisweilen in ihrem Gefängniß zu besuchen, allein da diese, so oft sie mich sahen, die bittersten Thränen vergossen, so hatte ich wenig Freude bei ihnen und besuchte sie immer seltener. Dagegen gesellte ich mich nun fast täglich zu einem Gänsehirtten, bei welchem ich das Vergnügen hatte, im Felde herum zu laufen, mit den jungen und alten Gänsen zu spielen, und sie hüten zu helfen, wofür mich der Gänsehirtte mit allem Nöthigen ziemlich versorgte.

Eines Tages, als sich dieser mein Wohlthäter an einem schattigen Orte zur Ruhe gelegt und mir das Commando über die Gänse allein überlassen hatte, kam ein Cavalier mit zwei Bedienten geritten, denen ein großer englischer Hund folgte. Dieser tummelte sich unter meinen Gänsen lustig herum, und biß fast in einem Augenblick fünf bis sechs Stück todt. So klein ich war, so heftig entbrannte mein Zorn gegen den Mörder; ich lief wüthend auf ihn los, und stieß ihm meinen spizigen Stoß so tief in den Leib, daß er auf der Stelle liegen blieb. Der eine Bediente des Cavaliers kam nun voll Ingrimm zurück geritten, und gab mir mit der Peitsche einen Hieb über die Lenden, worüber ich so erbittert

wurde, daß ich seinem Pferde einige blutige Stiche versetzte.

Hierauf kam sowohl mein Meister als auch der Cavalier selber herbei. Der Letztere erstaunte über die Herzhaftigkeit eines so kleinen Knaben, zumal da ich den, der mich geschlagen, noch immer mit sehr grimmigen Geberden ansah. Der Cavalier ließ sich mit dem Gänsegeneral in ein langes Gespräch ein, und als er von demselben meine und meiner Eltern Lage erfahren, sagte er: „Es ist Schade, daß dieser Knabe, dessen Gesichtszüge und angeborene Hestigkeit etwas Besonderes andeuten, in seiner zarten Jugend so verwahrloset werden soll. Wie heißest Du, mein Sohn?“ fragte er hierauf mit liebevoller Miene. — „David Rawlin,“ gab ich ganz trotzig zur Antwort. Er fragte mich weiter: ob ich mit ihm reisen und bei ihm bleiben wolle; denn er sei ein Edelmann, der nicht weit von da ein Schloß besitze, und große Lust habe, mich in eine bessere Lage zu setzen. Ich besann mich nicht lange, sondern versprach, ihm zu folgen, wofern er mir vor dem bösen Kerl Frieden schaffen und meinen Eltern aus dem Gefängniß helfen wolle. Ueber das Erstere lachte er, und versicherte, daß mir Niemand ein Leides zufügen solle; wegen meiner Eltern aber wolle er mit dem Oberrichter reden.

Eben der Bediente, der bisher mein Feind gewesen, nahm mich nun mit sehr freundlichen Geberden hinter sich

auf's Pferd, und ritt hinter dem Cavalier her, nachdem dieser zuvor dem Gänsehirten zwei Hände voll Geld gegeben und ihm anbefohlen hatte, meinen Eltern die Hälfte davon zu bringen, und ihnen zu sagen, wo ich geblieben wäre.

Ich kann nicht beschreiben, mit welcher Gewogenheit ich nicht allein von des Edelmanns Frau und ihren beiden Kindern, sondern auch von dem ganzen Hausgesinde aufgenommen wurde, weil mein munteres Wesen allen gefiel. Man ließ mich sogleich andere Kleider anziehen, und wandte alles Mögliche an mich, um mir eine bessere Erziehung zu geben. Einige Tage nachher nahm mich mein Herr mit-sich zum Obergerichter, und bewirkte so viel, daß meine Eltern, die fast ganz in Vergessenheit gerathen zu sein schienen, wieder auf's Neue verhöört wurden. Kaum aber hatte mein Herr meine Eltern recht in's Auge gefaßt, als ihm die Thränen über die Wangen rollten und er sich nicht enthalten konnte, vom Stuhl aufzustehen und sie beide zu umarmen.

Mein Vater, der sich nunmehr entdeckt sah, hielt es jetzt für besser, dem Obergerichter Alles ohne Rückhalt zu offenbaren. Mein Edelmann, welcher Eduard Saddy hieß, sagte öffentlich: „Ich bin in meinem Herzen völlig überzeugt, daß diese armen Leute an dem Verbrechen der beleidigten Majestät, welches ihre Eltern und Freunde begangen haben, unschuldig sind. Man verfährt zu scharf, wenn man

die Strafe der Eltern auch auf die unschuldigen Kinder ausdehnt, und mein Gewissen erlaubt mir nicht, diese beklagenswerthen Personen mit verdammten zu helfen, ungeachtet ihre Vorfahren seit hundert Jahren meine Todfeinde sind.“

Durch alle diese Vorstellungen konnte indeß der rebliche Mann nichts weiter ausrichten, als daß meinen Eltern alle ihre in Beschlag genommenen Sachen wieder zurück gegeben und sie selber in einer ihrem Stande angemesseneren Verwahrung gehalten wurden, weil der Obrichter zu vernehmen gab, daß er sie vermöge seiner Pflicht nicht eher völlig losgeben könne, bis er die ganze Sache nach London berichtet und von daher Befehl empfangen hätte, was er mit ihnen machen solle. Damit mußten wir uns denn für diesmal begnügen. Ich wurde von ihnen unzähligemal geküßt, und reiste sodann mit meinem gütigen Pflegevater wieder auf sein Schloß zurück, der mich von nun an gleich seinen leiblichen Kindern zu erziehen beschloß, auch meine Eltern mit hundert Pfund Sterling, desgleichen mit allerlei standesmäßigen Kleidern und anderen Sachen beschenkte.

Allein das Schicksal hörte nicht auf, meine armen Eltern zu verfolgen. Schon nach wenigen Wochen lief bei dem Obrichter ein königlicher Befehl ein, welcher dahin lautete: daß, ungeachtet wider meine Eltern nichts Erhebliches aufgebracht werden könne, sie dennoch verschiedener Muthmaßun-

gen wegen in das Staatsgefängniß nach London abgeliefert werden sollten.

Demnach wurden dieselben unvermuthet dahin abgeführt, und mußten um ihrer Feinde willen, die ihre Güter unter sich getheilet, so lange im Tower sitzen, bis sie einige Monate nach des Königs Enthauptung ihre Freiheit nebst der Hoffnung, zu ihren Erbgütern zu gelangen, wieder bekamen. Allein der Gram und Kummer hatte schon seit langer Zeit sie beide so sehr entkräftet, daß sie sich, obwohl noch in ihren besten Jahren, fast zugleich auf's Krankenbette niederlegten und binnen drei Tagen einander im Tode folgten.

Vor ihrem, mit so schmerzlichen Hintritt hatte ich noch das Glück, ihren letzten Segen zu empfangen, ihnen die Augen zuzudrücken, und zugleich Erbe ihres ganzen Vermögens zu werden, das sich etwa auf 150 Pfund Sterling belief.

Mein Edelmann ließ meine Eltern standesmäßig zur Erde bestatten, und nahm sich meiner nachher als ein Vater an; allein bald nachher zerfiel er, ich weiß nicht warum, mit dem Protector Cromwell, weshalb er ermordet und die Seinigen in eine eben so traurige Lage versetzt wurden, als die meinige war.

Mit diesem Pfeiler sank das ganze Gebäude meiner Hoffnungen für die Zukunft auf immer dahin. Da ich als

dreizehnjähriger Knabe keinen Freund zu finden wußte, der sich meiner annähme, so begab ich mich zu einem Kaufmann, dem der Verstorbene 200 Pfund Sterling für mich auf Zinsen gegeben hatte, und verzehrte bei ihm die Interessen dieses Kapitals. Dieser wollte mich anfangs zu seinem Gewerbe bereben, da ich aber durchaus keine Lust dazu zeigte, sondern entweder ein Gelehrter oder ein Soldat zu werden wünschte, so übergab er mich endlich einem guten Meister in den Sprachen zum Unterricht, bei welchem ich mich so sehr anstrengte, daß ich binnen Jahres Frist mehr lernte, als andere, die mich an Jahren weit übertrafen.

Eines Tages, als ich auf dem Plage spazieren gieng, wo so eben ein neues Regiment Soldaten gemustert werden sollte, fiel mir ein Mann in die Augen, dem alle Leute eine besondere Ehrerbietung bezeigten. Ich fragte einen neben mir stehenden alten Mann: wer dieser Herr sei? und bekam zur Antwort: daß dies derjenige Mann sei, welcher die Freiheit und Glückseligkeit der ganzen Nation wieder hergestellt habe, und einem jeden Unterdrückten sein Recht verschaffe. — „Wie heißt er mit Namen?“ fragte ich weiter. Worauf mir der Alte zur Antwort gab: „Er heißt Olivier Cromwell, und ist nunmehr des ganzen Landes Protector.“

Ich stand eine Weile in Gedanken, und fragte dann meinen Alten nochmals: „Sollte dieser Olivier Cromwell

wirklich ein so reblicher Mann sein?“ In diesem Augenblick wandte sich Cromwell gegen mich und sah mir starr in die Augen. Ich sah ihn nicht weniger starr an, und brach plötzlich mit unerschrockenem Muth in die Worte aus: „Mein Herr, verzeihet mir! ich höre, daß Ihr derjenige Mann sein sollet, der einem jeden, wer es auch sei, zu seinem Recht verheife. Daher liegt es bloß nunmehr an Euch, an mir eine Probe davon abzulegen, weil schwerlich irgend ein Engländer von Stande härter und unschuldiger gedrückt wird, als eben ich.“

Cromwell ließ seine Bestürzung über meine Freimüthigkeit deutlich genug merken, faßte indeß meine Hand, und führte mich bei Seite, wo er meinen Namen, Stand und meine Noth in kurzen Worten erfuhr. Er sagte hierauf nichts weiter als dies: „Mein Sohn, geduldet Euch nur kurze Zeit; ich werde nicht ruhen, bis Euch geholfen ist, und damit Ihr glaubet, daß es mein Ernst ist, will ich Euch gleich auf der Stelle ein Zeichen davon geben.“ Mit diesen Worten führte er mich mitten unter einen Haufen Soldaten, nahm einem Fähndrich die Fahne aus der Hand, übergab dieselbe an mich, und machte mich auf der Stelle zum Fähndrich, so wie den vorigen z. B. Lieutenant.

Mein monatlicher Sold belief sich zwar nicht höher als auf acht Pfund Sterling, doch Cromwell's Freigebigkeit

brachte mir desto mehr ein, so daß ich nicht allein keine Noth leiden durfte, sondern so gut und besser als andere Oberoffiziere leben konnte. Unterdeß verzögerte sich meine Wiedereinfegung in meine Güter so lange, bis Cromwell endlich darüber starb, sein Sohn Richard verworfen, und der neue König, Karl der Zweite, wieder in's Land gerufen wurde. Bei dieser Gelegenheit empörten sich meine Feinde aufs Neue wider mich, und brachten es dahin, daß ich meinen Posten verließ, und mit vierhundert Pfund Sterling in baarem Gelde nach Holland gieng, mit dem festen Vorsatze, mein widerwärtiges Vaterland nie wieder mit einem Fuße zu betreten.

Ich hatte gerade mein zwanzigstes Jahr erreicht, als ich nach Holland kam. Da ich indeß auch hier keine Aussicht für mich fand, so setzte ich von da meine Reise nach Deutschland fort, in der Absicht, bei den Kaiserlichen oder Kurbrandenburgischen Truppen Dienste zu suchen. Alzir: zu meinem Verdrusse ward so eben Friede geschlossen, und Niemand hatte Lust, mir zu Gefallen von neuem Krieg anzufangen.

Indeß begegnete mir auf der Reise durch den berühmtesten Thüringer Wald ein verzweifelter Streich. Ich wurde nämlich eines Abends von einem so grausamen Donnerwetter und Plazregen überfallen, daß ich bei hereinbrechender

Nacht genöthigt war, vom Pferde abzustiegen und es zu führen. Nachdem ich mich schon weit verirrt hatte, und etwa gegen Mitternacht mein Nachtlager unter einem Eichenbaume zu nehmen entschlossen war, fiel mir durch das Gesträuch der Schein eines von fern brennenden Lichtes in die Augen, und bewog mich, mit meinem Gaul dem Schimmer nachzugehen. Nach Verlauf einer halben Stunde gelangte ich endlich an ein Haus, worin es sehr herrlich und in Freuden zugiehg, indem ich von innen heraus eine seltsam klingende Musik hörte, und durch das Fenster fünf bis sechs Paare im Tanz erblickte. Mein von vielem Regen erkälteter Leib sehnte sich nach einer warmen Stube, daher pochte ich an, bat die herausguckenden Leute um ein Nachtquartier, und wurde von ihnen auf's Freundlichste empfangen. Der Wirth führte mein Pferd in einen Stall, brachte meinen blauen Mantelsack in die Stube, ließ dieselbe warm machen, damit ich meine nassen Kleider trocknen könnte, und setzte mir einige ganz wohl schmeckende Speisen vor, die ich mit großem Appetit verzehrte. Nachher hätte ich mich gern mit drei anwesenden ansehnlichen Männern in ein Gespräch eingelassen; da sie indeß weder englisch noch holländisch, vielweniger mein wenig- ges Latein verstehen konnten, und mit meinem gebrochenen Deutsch sich nicht begnügen wollten, so legte ich mich auf die Streu nieder, und zwar an die Seite eines Menschen, den

der Wirth für einen bettelnden Studenten ausgab. Ich blieb bei demselben liegen, ungeachtet der gute Wirth, unter dem Vorwande, daß ich da voll Ungeziefer werden würde, mir eine andere Stelle antweisen wollte.

Ich hatte die Thorheit begangen, verschiedene Goldstücke aus meinem Beutel sehen zu lassen, indeß dieselben nachher mit meinem übrigen Gelde um den Leib herum wohl verwahrt, meinen Mantelsack unter den Kopf, Pistolen und Degen aber neben mich gelegt. Gleichwohl war diese Vorsicht insofern vergeblich, weil ich in einen so tiefen Schlaf fiel, der, wosfern es Gott nicht verhütet, mich in den Todes-schlaf versenkt hätte. Denn bald nach meinem Niederlegen machten die drei ansehnlichen Männer, welche sämmtlich Spitzbuben waren, einen Anschlag auf mein Leben, und hätten mich mit leichter Mühe ermordet, wenn nicht der ehrliche, neben mir liegende Student, welches der nunmehr selige Heinrich Schimmer war, im verstellten Schlafe Alles mit angehört und mich errettet hätte.

Die Mörder entfernten sich nämlich zuvor auf kurze Zeit aus der Stube. Schimmer bemühte sich während dieser Zeit mich zu ermuntern, und da dies nicht möglich war, so nahm er meine zu Häupten liegenden Pistolen und Degen unter seinen Rock, der ihm zur Decke diente. Nicht lange darauf bemerkte er, daß sie alle drei wieder zurück kamen,

und daß einer, mit einem großen Messer in der Hand, mir die Kehle abzuschneiden Miene machte.

Zwei derselben ließen sich auf ihre Kniee nieder, der eine nämlich, um mir den tödtlichen Schnitt zu geben, der andere aber, um Schimmer's Bewegungen zu beobachten, als dieser letztere plötzlich aufsprang, und beide fast zu gleicher Zeit vermittelst meiner Pistolen niederschoss. Indem ich durch den doppelten Knall erweckt auffuhr, sah ich, wie der dritte Mörder von Schimmer mit dem Degen niedergestochen wurde. Dessen ungeachtet hatten sich noch drei Männer und vier Weibspersonen vom Lager erhoben, die uns mit hölzernen Werkzeugen niederzuschlagen gedachten. Allein da ich unter Schimmer's Rocke meinen Degen fand und zum Zuge kam, brachten wir es sehr bald dahin, daß diese sieben Personen übel zugerichtet ihr voriges Lager wieder auffuchen mußten. Bei dem ganzen Streite war mir am lächerlichsten, daß mich eine Frauensperson mit einer ziemlich vollen Geißel über den Kopf schlug, so daß mir fast Hören und Sehen verging; nachdem ich indeß diese Amazonin durch einen gewaltigen Hieb über den Kopf in Ohnmacht gebracht, hatte ich Zeit genug, mich ihres kostbaren Gewehrs zu bemächtigen und es in meinem Busen zu verbergen.

Während Schimmer die Pistolen auf's Neue lud, kam der Wirth mit noch zwei handfesten Kerlen hinzu und fragte:

was es gäbe? Schimmer antwortete: „Es giebt hier Schelme und Spißbuben zu ermorden, und derjenige, der die geringste Miene macht, uns anzugreifen, soll ihnen im Tode Gesellschaft leisten.“ Hierauf stellte sich der Wirth nebst seinen Beiständen als die ehrlichsten Leute von der Welt, schlugen die Hände zusammen und schrien: „O welch ein Anblick! Was hat uns das Unglück heute für Gäste zugeführt!“ Allein Schimmer stellte sich wie ein zweiter Herkules an, und befahl, daß der Wirth sogleich mein Pferd gesattelt hervor führen sollte, während sich seine zwei Beistände wie ein paar Hunde vor der Stubenthür niederlegen mußten. Wir beide kleideten uns unterdeß völlig an, ließen mein Pferd heraus führen, die Thür öffnen, und den Wirth den Mantelsack aufbinden. Darauf reisten wir noch vor Tages Anbruch ab, und erinnerten uns erst nachher, daß der Wirth vor Angst uns nicht einmal die Zehrungskosten abgefordert hatte, wofür wir ihm drei bis vier Tode und sechs schwer Verwundete hinterlassen hatten.

Wir führten das Pferd hinter uns her, und folgten, ohne ein Wort mit einander zu reden, Schritt vor Schritt dem gebahnten Wege, ohne zu wissen, wo derselbe hinführte, bis endlich der helle Tag anbrach, der mir diesmal noch erwünschter als sonst erschien. Da ich indeß mein Pferd betrachtete, fand sich, daß mir der Wirth, statt meines blauen

Mantelsack einen grünen aufgebunden hatte. Ich gab dies Schimmer'n auf lateinisch zu verstehen, und dieser war eben so neugierig als ich, zu erfahren, was wir für Raritäten darin antreffen würden. Wir führten daher das Pferd seitwärts ins Gebüsch, packten den Mantelsack ab, und fanden darin fünf vergoldete silberne Kelche, drei silberne Oblatenschachteln, allerlei Beschläge, die von Büchern abgebrochen waren, nebst anderen kostbaren und mit Perlen gestickten Kirchenornaten; zuletzt aber kam uns in einem Bündel zusammen gewickelter schwarzer Wäsche ein leberner Beutel in die Hände, worin sich sechshundert Stück Dukaten befanden.

Schimmer'n so wie mich besiel bei diesem Funde ein zntsetzlicher Schrecken, so daß uns der Angstschweiß über unsere Gesichter rann, und wir beiderseits nicht wußten, was wir mit diesen Geräthen anfangen sollten. Endlich, nachdem wir einander lange stillschweigend angesehen, sagte mein Gefährte: „Werther Fremdling, ich merke aus Allem, daß Ihr eben so redlich gesinnt seid als ich. Darum wollen wir Gelegenheit suchen, die zu Gottes Ehre geweihten Sachen und Heiligthümer von uns und an einen Ort zu schaffen, von wo sie wieder an ihre Eigenthümer abgeliefert werden können; denn die, welche vergangene Nacht von uns getödtet und verwundet worden, sind unzweifelbar Kirchendiebe gewesen. Was aber diese sechshundert Dukaten anbelangt, so glaube

ich, daß wir dieselben für unsere ausgestandene Gefahr und Mühe gar wohl behalten können. Was meint Ihr dazu?"

Ich gab ihm zu verstehen, daß meine Gedanken mit den seinigen völlig übereinstimmten; worauf wir wieder aufpackten, und unseren Weg, so eilig als möglich, weiter fortsetzten. Unterweges sagte mir Schimmer: ich sollte mich nur um nichts bekümmern, denn da ich ohnehin der deutschen Sprache unkundig wäre, so wollte er schon Alles so einzurichten suchen, daß wir ohne fernere Weitläufigkeit und Gefahr fortkommen könnten, wohin es uns beliebte.

Mit großer Beschwerde reisten wir den ganzen Tag, und zwar ohne Speise und Trank, durch den fürchterlichen Wald, und erreichten endlich bei Sonnen Untergang einen ziemlich großen Flecken, woselbst Schimmer sogleich nach des Priesters Wohnung fragte, und nebst mir vor derselben halten blieb.

Der ehrwürdige, etwa sechzigjährige Priester kam gar bald vor die Thür, und Schimmer redete ihn in lateinischer Sprache folgendermaßen an: „Mein Herr, es mag uns vielleicht als eine Unhöflichkeit ausgelegt werden, daß wir bei Euch um ein Nachtquartier bitten, da wir doch als Fremde in das Wirthshaus gehören; allein ein ganz besonderer Vorfall zwingt uns, in Berücksichtigung Eures heiligen Amtes, bei Euch Rath und Hilfe zu suchen. Daher schlaget uns

keines von beiden ab, und seid versichert, daß wir beide keine Bosheit, sondern die redlichste Gesinnung im Herzen hegen. Solltet Ihr indeß, dieser Versicherung ungeachtet, noch irgend Mißtrauen hegen, — was man Euch bei den gegenwärtigen Zeitläufen wohl zu gute halten muß — so brauchet Eurerseits alle nur erdenkliche Vorsicht, laßet Euch aber dennoch erbitten, unser Geheimniß anzuhören."

Der redliche Geistliche machte nicht die geringste Einwendung, sondern ließ unser Pferd in den Stall führen; uns selbst aber nöthigte er sehr treuherzig in seine Stube, wo wir von seiner Hausfrau und seinen erwachsenen Kindern wohl empfangen wurden. Nachdem wir auf ihr bringendes Bitten die Abendmahlzeit bei ihnen eingenommen, führte uns der ehrwürdige Pfarrer auf seine Studierstube, und hörte daselbst nicht allein die in vergangener Nacht vorgefallene Mordgeschichte mit Erstaunen an, sondern entsetzte sich noch mehr, als wir ihm das so wunderbar überkommene Kirchengeschmeide und Geräthe vorzeigten. An gewissen Zeichen erkannte er sogleich, daß es unfehlbar aus der Kirche einer drei Meilen von da entfernten Stadt entwendet sein müsse, und hoffte das Nähere darüber von einem angesehenen Beamten dieser Stadt zu erfahren, der am folgenden Tage zu ihm kommen und mit einer seiner Töchter Verlobniß halten wollte.

Schimmer fragte ihn hierauf, ob wir als ehrliche Leute genug thäten, wenn wir alle diese Sachen seiner Verwahrung überließen, um sie wieder an den gehörigen Ort zurückzuliefern, während wir selber, um uns nicht in fernere Weitläufigkeiten zu verwickeln, unsere Reise fortsetzten. Der Priester befann sich eine Weile, und sagte dann: er sei nicht der Mann, der uns auf unserer Reise Hindernisse in den Weg legen wolle, auch sei er gern bereit, die Kirchengüter an ihren gehörigen Ort hinzuschaffen. „Alein, meine Herren,“ fuhr er fort, „da Euch beiden die Redlichkeit aus den Augen leuchtet, Eure Begebenheit sehr wichtig, und die Auslieferung so kostbarer Sachen höchst rühmlich und merkwürdig ist: warum wollt Ihr Euch durch einen kleinen Aufenthalt oder wenige Versäumniß abschrecken lassen, diese Geschichte öffentlich kund zu machen?“

Schimmer versetzte hierauf: „Mein ehrwürdiger Herr, ich trage kein Bedenken, Euch mein ganzes Herz zu offenbaren. Wisset nämlich, daß ich aus der Grafschaft Lippe gebürtig bin, und vor etlichen Jahren auf der berühmten Universität Jena den Studien obgelegen habe. Nicht lange nachher hatte ich indeß das Unglück, an einem nicht weit von hier entfernten fürstlichen Hofe, wo ich etwas zu suchen hatte, mit einem jungen Cavalier in Händel zu gerathen, und denselben in einem förmlichen Duell zu schlagen, weshalb

ich flüchtig werden und unter den kaiserlichen Kriegsvölkern Dienste suchen mußte. Da ich mich nun hier sehr wohl hielt und zugleich eine Summe Geldes daran zu setzen hatte, so gab mir mein Obrister gleich im andern Jahre die beste Unteroffizierstelle, und machte mir zugleich Hoffnung, daß, wofern ich fortsühre, mich gut zu halten, mir nächstens eine Fahne in die Hand gegeben werden sollte. Allein vor etwa vier Monaten, als wir im Oesterreichischen in den Winterquartieren lagen, machte mich mein Obrister wider alles Vermuthen zum Lieutenant bei seiner Leibkompagnie. Diese rasche Beförderung zog mir indeß den Haß aller Andern zu, denen ich vorgezogen worden war, und da ich oben drein ein Lutheraner bin, so wurde ich oft hinter dem Rücken ein „verfluchter Keger“ genannt, der des Obristen Herz unfehlbar bezaubert haben müsse. Da es verschworen sich sogar etliche, mich bei ehester Gelegenheit aus der Welt zu schaffen. Als ich nun zufällig einst mit ihnen zusammen gerieth, wollte man den Anschlag ausführen; allein die Sache mißlang. Ich faßte nämlich noch bei Zeiten mein Seitengewehr, stieß zwei danieder, verwundete drei andere sehr stark, und wurde hierauf, ebenfalls stark verwundet, in Arrest gebracht. Es wurde mir viel von Todtschießen vorgeschwatzt, weshalb ich mich, ungeachtet meine Wunden schon fast ganz geheilt waren, immer sehr krank stellte, bis

es mir in der einen Nacht gelang, zu entfliehen. Bei Regensburg vertauschte ich meine Kleider mit dem Anzuge eines armen Studenten, und in dessen schwarzer Kleidung und ärmlichem Aufzuge kam ich glücklich fort, und gelangte bis in die Mordgrube des Thüringer Waldes, wo ich diesen jungen Engländer aus seiner Mörder Händen zu befreien das Glück hatte. Unter diesen Umständen, mein werther Herr," fuhr Schimmer in seiner Rede fort, „will es sich nicht wohl thun lassen, daß ich mich in hiesiger Gegend lange aufhalte oder meinen Namen kund mache, weil mich gar leicht der erzürnte Fürst, der seinen erstochenen Cavalier wohl noch nicht vergessen haben wird, verhaften und bestrafen lassen könnte. Indeß von Detmold aus, woselbst meine Eltern leben, will ich mich bemühen, meine Angelegenheiten an dem fürstlichen Hofe wieder ins Reine zu bringen.“

„Wenn ihr sonst keine Furcht habt,“ versetzte hierauf der Priester, „so will ich Euch bei Gott versichern, daß Ihr in dieser Gegend vor dergleichen Gefahren so sicher leben könnt, als in Eurem Vaterlande.“ Da er überdies noch versprach, mit seinem künftigen Schwiegersohne Alles zu unserm Vortheil und Nutzen einzurichten, so beschloffen wir, uns diesem redlichen Manne ganz anzuvertrauen. Bloß die sechshundert Stück Dukaten verschwiegen wir ihm vorläufig

noch, die ich nebst der in jenem Kampf eroberten Geldkage, in welcher sich gegen drittheil hundert deutsche Thaler in Silbermünze befanden, in meine Reittaschen verbarg, und Schimmer'n versprach, mit ihm das eine wie das andere redlich zu theilen.

Mittlerweise schrieb der Priester den ganzen Vorfall seinem künftigen Schwiegersohn, und schickte noch in derselben Nacht einen reitenden Boten an diesen in die Stadt; worauf der redliche Beamte schon am folgenden Morgen bei guter Zeit ankam, und das Kirchengut, welches erst vor drei Tagen aus dastiger Stadtkirche gestohlen worden, mit vieler Freude in Empfang nahm. Schimmer und ich ließen uns bereden, mit ihm und etwa zwanzig wohl bewaffneten Bauern zu Pferde, die saubere Herberge im Walde noch einmal zu besuchen, die wir denn gegen Mitternacht nach vielem Suchen auch endlich fanden. Indes nicht bloß der heillose Wirth mit seiner ganzen Familie, sondern auch die andern Galgenvögel waren alle ausgeflogen, bis auf zwei Frauenspersonen und einen Mann, die gefährlich verwundet in der Stube lagen und von einer steinalten Frau gepflegt wurden. Diese wollte anfangs von nichts wissen, stellte sich auch ganz taub und halb blind; doch endlich nach scharfen Drohungen zeigte sie einen alten wohl verdeckten Brunnen, aus welchem nicht allein die vier kenntlichen Leichen der

von uns erschossenen und erstochenen Spitzbuben, sondern überdies auch noch fünf, theils halb, theils ganz verwesete Menschengeriptionen gezogen wurden. Uebrigens ward sowohl von den Verwundeten als auch von der alten Frau versichert, daß der Wirth nebst den Seinigen und etlichen Gästen schon gestern Vormittags mit Sack und Pack ausgezogen wäre, auch nichts zurückgelassen hätte, als etliche schlechte Stück Hausgeräthe und einige Lebensmittel für die Verwundeten, die nicht mit fortzubringen gewesen. Am folgenden Tage fanden sich bei genauem Nachsuchen noch dreizehn im Keller vergrabene menschliche Körper, die unfehlbar von diesem höllischen Gastwirthe und seinen teuflischen Genossen ermordet sein mochten, und uns Allen wehmüthige Klagen über die unmenschliche Wuth der Menschen gegen ihre Mitmenschen auspreßten. Unterdeß kamen zwei, von dem vorsichtigen Beamten dahin bestellte Wagen an, auf die wir, da sonst weiter nichts zu thun war, die drei Verwundeten nebst der alten Frau setzten, und sie, in Begleitung von zehn handfesten Bauern zu Pferde, nach der Stadt zurückschickten.

Der Beamte, der nebst uns und den Uebrigen das ganze Haus, Hof und Garten nochmals eifrig durchsucht, aber nichts Merkwürdiges angetroffen hatte, war nunmehr ebenfalls auf den Rückweg bedacht. Da warf Schimmer seine, bisher in der Hand gehabte Hacke von ungefähr auf den

Rüchenheerd, und glaubte dabei ein besonderes Getöse wahrzunehmen. Sogleich nahm er sein Werkzeug nochmals auf, that etliche Schläge in den Heerd, und entdeckte wider alles Vermuthen einen darein vermauerten Kessel, worin sich, da es nachher durchgesehen wurde, zweitausend Thaler Geld und beinahe eben so viel Gold und Silberwerk befand. Wir erstaunten alle darüber, und wußten nicht zu begreifen, wie es möglich, daß der Wirth einen so kostbaren Schatz im Stich lassen können, muthmassten indeß, daß er vielleicht beschloffen, denselben ein andermal abzuholen. Indem trat ein alter Bauer herein, welcher erzählte: daß vor etlichen vierzig Jahren in Kriegszeiten ebenfalls ein Wirth aus diesem Hause, Mordthaten und Diebstahls halber, gerädert worden, der noch auf dem Richtplaz, kurz vor seinem unbußfertigen Ende, versprochen habe, einen Schatz von mehr als vier tausend Thaler Werth zu entdecken, dafern man ihm das Leben schenken wolle. Allein die Gerichtsherrn, welche mehr als zu viel Proben seiner Schelmerci erfahren, hätten nichts anhören wollen, sondern das Urtheil an ihm vollziehen lassen. Demnach könne es wohl sein, daß seine Nachkommen hievon nichts gewußt, und diesen nunmehr entdeckten Schatz also hätten entbehren müssen.

Der hierüber noch mehr erfreute Beamte packte denselben in mehrere Futtersäcke der Bauern, die er versiegelte.

Sodann nahmen wir unseren Weg wieder zurück, er in die Stadt, Schimmer und ich nebst vier Bauern zu unserem gutthätigen Pfarrer, der über unsern Bericht von den ferneren Begebnissen höchst verwundert war.

Wir hatten dem redlichen Beamten versprochen, ihn daselbst zu erwarten, und er stellte sich auch wirklich am dritten Tage bei uns ein, brachte für Schimmer und mich zweihundert Stück Dukaten zum Geschenk mit, desgleichen ein ganzes Stück Scharlach nebst allem Zubehör der Kleidung, die uns zwei Schneider aus der Stadt in der Pfarrwohnung sogleich anfertigen mußten. Unterdeß nahm er unsere nochmalige Aussage über diese Begebenheit zu Protokoll, und hielt darauf seine Verlobung mit des Pfarrers Tochter, welchem Feste wir ebenfalls noch beizuwohnen genöthigt wurden. Als sich hierauf Schimmer ein gutes Pferd gekauft, und unsere übrige Equipage völlig gut eingerichtet war, nahmen wir von dem gätherzigen Priester und den Seinigen herzlich Abschied, und ließen uns von sechs handfesten, wohlbewaffneten und gut berittenen Bauern zurück durch den Thüringer Wald begleiten. So setzten wir denn unsere Reise ohne ferneren Anstoß bis nach Detmold fort, wo wir von Schimmer's Mutter, die vor etwa sechs oder acht Wochen ihren Mann durch den Tod eingebüßt hatte, sehr wohl aufgenommen wurden.

Hier theilten wir die auf unserer Reise so wunderbar erworbenen Geldsummen ehrlich mit einander, und lebten über ein Jahr wie Brüder zusammen; binnen welcher Zeit ich so gut deutsch reden lernte, daß ich fast meine Muttersprache darüber vergaß, und mich zugleich zur evangelisch lutherischen Religion bekannte.

Schimmer's Bruder hatte bereits die väterlichen Güter übernommen, und ihm etwa dreitausend deutsche Thaler heraus gegeben, welche dieser zu einer bürgerlichen Nahrung anlegen und sodann eine ebenfalls bemittelte Jungfrau heirathen wollte. Zugleich wollte er mich mit seiner einzigen, schönen Schwester vermählen. Allein zu meinem Verdrusse hatte sich diese bereits mit einem andern wohlhabenden jungen Menschen eingelassen, so daß für mich keine Aussicht übrig blieb. Da nun auch meines lieben Schimmer's Braut etwa drei Wochen vor der Hochzeit durch den Tod hinge-
 rafft wurde, so faßten wir beide einen ganz andern Entschluß. Wir nahmen jeder von seinem Vermögen tausend Dukaten, legten die übrigen Gelder in sichere Hände, und begaben uns unter die holländischen Ostindiensfahrer, wo wir denn auf zwei glücklichen Reisen unser Vermögen bedeutend vermehrten, und so eben die dritte zu unternehmen gesonnen waren, als uns die bösen Verräther, Alexander und Gallus, zu großem Gewinne Hoffnung machten, und uns be-
 fessenburg. II.

wogen, mit ihnen nach der Insel Amboina zu schiffen.

Was auf dieser Fahrt vorgegangen, hat gestern bereits meine werthe Schwägerin ausführlich erzählt, und ich will daher bloß noch so viel hinzufügen, daß Schimmer und ich zu den beiden tugendhaften Schwestern, Philippine und Judith, eine herzliche Neigung faßten, während unser dritter Gefährte, Jacob Barson, sich nach Sabinens Besitz sehnte. Nachdem indeß die fromme Philippine ihr junges Leben eingebüßt, und wir Uebrigen auf diese Felseninsel verschlagen worden, hat es sich nachmals so gefügt, daß Judith und Sabine an Albert und Stephan, die Söhne unseres Altvaters, wir drei Freunde aber an drei Töchter desselben vermählt wurden.“

Hiemit endigte David Rawkin seine und seines Freundes Schimmer's Lebensgeschichte, die wir mit besonderem Vergnügen angehört hatten, weshalb wir uns bei diesem fünf- und achtzig jährigen Greise, der seines hohen Alters ungeachtet noch so frisch und munter als ein Mann von etwa vierzig Jahren war, auf's Höflichste dafür bedankten. Der Altvater aber sagte zu demselben:

„Mein werther Sohn, Ihr habt Eure Erzählung für jetzt zwar sehr kurz, aber doch sehr gut gethan. Jedoch seid Ihr unsern zuletzt angekommenen lieben Freunden noch den

Bericht von Euren zwei ostindischen Reisen schuldig geblieben, und da dieser so viel Merkwürdiges enthält, so mögen sie Euch zu einer andern Zeit darum ersuchen. Was den Jacob Barson anlangt, so will ich in der Kürze nur so viel von ihm sagen. Er war ein geborener Schwede, und seines Handwerks ein Schlosser, der in allerlei Eisen- und Stahlarbeit große Kunstfertigkeit und Erfahrung besaß. In seinem vier und zwanzigsten Jahre hatte ihn seine Lust zu reisen auf's Schiff getrieben, und ihn sehr bald zu einem erfahrenen Seemann gemacht. Er hatte Ost- und Westindien besucht, und sich dabei oft großen Reichthum erworben, den er aber immer durch allerlei Anfälle wieder verlor. Dennoch behielt er seine Neigung, fremde Länder zu besuchen, und würde schwerlich auf dieser Insel bei uns geblieben sein, wenn ihn nicht seine Ehefrau, meine Tochter, und seine Kinder mit der Zeit an diesen Aufenthalt gefesselt hätten. Er ist uns übrigens durch seine Kenntniß im Bearbeiten des Eisens und anderer Metalle sehr nützlich geworden, und wir haben seiner Geschicklichkeit sehr Vieles zu verdanken. Sein Tod erfolgte vor etwa sechs Jahren, bald nach dem Hintritt seiner Frau, und so hat er seinen vorangegangenen Freund Schimmer nur um drei Jahre überlebt."

„Nunmehr aber, meine Lieben,“ fuhr unser Altvater fort, „wird es Zeit sein, der Ruhe zu pflegen, um morgen.

so Gott will, des seligen Schimmer's und seiner Nachkommen Wohnstätte in Augenschein zu nehmen.“

Da es bereits Mitternacht geworden war, so folgten wir seinem Rathe, und am andern Morgen traten wir mit unserem Altvater die Reise nach Simonsraum an. Nachdem wir diese Pflanzstadt nebst den von dem seligen Simon Heinrich Schimmer daselbst hinterlassenen Einrichtungen und dem großen Thiergarten betrachtet hatten, und von den Einwohnern mit Speise und Trank wohl bewirchet worden waren, lehrten wir wieder nach der Albertsburg zurück. Nach der Abendmahlzeit fuhr der Altvater fort, und Versammelten den Rest seiner Lebensgeschichte zu erzählen.

„Ihr wißt nunmehr, meine Geliebten,“ hob unser Altvater an, „wer diejenigen Personen gewesen sind, die ich im Jahr 1668 mit Freuden auf meiner Insel ankamen und bleiben sah, wodurch die Zahl der sämtlichen Einwohner gegen zwanzig Personen stark wurde. Der redliche Schimmer gewann sehr bald meine Tochter Elisabeth lieb, und bewog nachmals auch seine Gefährten, Jacob und David, ihre beiden mitgebrachten Geliebten an meine zwei ältesten Zwillingssöhne abzutreten, und ihre Herzen meinen zwei noch übrigen Töchtern zuzuwenden. So geschah es denn, daß schon im folgenden Jahre Jacob Barson mit Maria, Schimmer mit Elisabeth, mein ältester Sohn mit

Judith, und Stephan mit Sabinen von mir ehelich zusammengegeben wurden, während der gute David, da die ihm verheißene Christina noch allzu jung war, sich noch einige Jahre zu gedulden versprach.

Unser dritter Sohn, Johannes, der damals in sein zwanzigstes Jahr trat, begann allmählig sich ebenfalls nach einem Ehegemahl zu sehnen. Seine Mutter und ich wußten ihm nicht zu rathen, bis endlich der alte Amias sich des schwermüthigen Jünglings annahm, und abermals die Fahrt nach der Insel Helena in Vorschlag brachte, zumal da wir jetzt ein tüchtiges Schiff in Bereitschaft hatten, das bloß einer gehörigen Ausrüstung bedurfte. Meine Concordia wollte zwar anfangs durchaus nicht darcin willigen, ließ sich aber doch endlich überreden, und willigte ein, daß unsere Söhne und ihre Frauen mit Amias, Barson und Schimmer zu Schiffe gehen sollten, um für die drei Jüngsten irgend woher Ehefrauen zu holen.

Nachdem das Schiff mit Allem wohl ausgerüstet war, giengen sie unter Anführung des wackern Amias unter Segel, und wurden von uns Zurückbleibenden mit thranenden Augen und unzähligen Glückwünschen so weit begleitet, bis sie uns aus dem Gesicht entschwanden.

Die Schiffenden gelangten unterdeß nach einer sechs Wochen langen Fahrt zu einer kleinen flachen Insel, wo sie

weder Menschen noch Thiere, sondern bloß Schildkröten und einige Arten von Vögeln und Fischen antrafen. Nachdem sie hier mehrere Tage verweilt, um ein heftiges Sturmwetter, das unterdeß auf der hohen See wüthete, vorüber gehen zu lassen, vernahmen sie eines Morgens von der See her Kanonenschüsse, und erkannten in den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne, wie ein holländisches Schiff von zwei Barbarenschiffen angegriffen wurde, und im Kampfe mit denselben beinahe schon unterlag.

Amias, Barson, Schimmer und meine Söhne sahen sehr wohl ein, daß, wofern der Holländer unterläge, auch sie verloren sein würden. Sie giengen daher sogleich auf ihrem mit sechs Kanonen ausgerüsteten Schiffe in See, fielen den Barbaren im Rücken an, und halfen es endlich dahin bringen, daß derselbe von dem Holländer nach einem verzweifelten Kampfe endlich überwunden, und sein Schiff mit allen darauf befindlichen Gefangenen an die wüste Insel gebracht wurde.

Der Hauptmann und die übrigen Herren des holländischen Schiffes unterließen nicht, meinen Söhnen für ihre Lebensrettung ihre dankbare Erkenntlichkeit zu bezeigen und ihnen die Hälfte des eroberten Geldes und Gutes anzubieten, was diese indeß anzunehmen sich weigerten. Da die Holländer sich genöthiget sahen, um der Verbesserung ihres

Schiffes willen wenigstens vierzehn Tage auf dieser Insel still zu liegen, so beschloßen die Meinigen ebenfalls, bis zu ihrer Abfahrt daselbst zu verharren, zumal da Amias gewahr wurde, daß sich verschiedene, theils jüngere, theils ältere Frauenspersonen unter jenen befanden.

Eines Tages war Schimmer so glücklich, mit einer derselben in's Gespräch zu kommen. Auf sein Befragen erfuhr er: sie sei eine Wittwe, deren Mann vor etwa drei Monaten in einem Gefecht mit den Seeräubern seinen Tod gefunden, und die nunmehr nebst ihrer vierzehnjährigen Stieftochter auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung die hinterlassenen Güter ihres seligen Mannes zu Gelde machen wolle; allein sie werde von einem auf diesem holländischen Schiffe befindlichen Kaufmanne so mit Liebesanträgen bestürmt, daß sie fürchte, sie werde sich endlich, obwohl gezwungen, seinem Willen fügen müssen. Sie erzählte ferner, daß sie außer ihrer Tochter auch noch eine Dienerin bei sich habe, und daß sie, um den Liebesanträgen des verhaßten Kaufmanns zu entgehen, gern die Verlassenschaft ihres Mannes im Stich lassen, und entweder in Holland oder an jedem andern Orte ihr Leben in ruhiger Einsamkeit hinbringen würde.

Als Schimmer der übrigen Gesellschaft diese Nachricht mitgetheilt hatte, glaubten alle darin eine Fügung des Him-

melß zu entdecken. Die Wittwe ward von den Frauen meiner Söhne zu einem Besuch in ihre Hütte eingeladen, und nachdem sie sich gegenseitig kennen gelernt und lieb gewonnen, bat die Fremde, welche Virgilia von Cattmers hieß, daß man sie nebst ihrer Stieftochter Gertraud und ihrer Dienerin Blandine aus dem holländischen Schiffe hinweg und nach unserer glückseligen Felseninsel führen möchte. Nach vielfachen Ueberlegungen und Erkundigungen war ihr endlich ihre Bitte bewilligt, und die Abreise auf einen der nächstfolgenden Tage festgesetzt, doch so, daß weder der in Virgilien verliebte holländische Kaufmann noch irgend Jemand auf dem Schiffe das Geringste von dem Vorhaben der drei Frauenzimmer erfahren durfte.

Während nun die Holländer ihr schwer beschädigtes Schiff eben auf die Seite glegt hätten, um es auszubessern, meldete ihnen Amias, daß er mit den Seinigen nicht länger daselbst harren könnte, sondern seine Reise nach der Insel Helena fortzusetzen gedächte, welches die treuherzigen Holländer ohne Argwohn anhörten und billigten. In der nächsten Nacht, sobald Virgilie nebst ihrer Tochter und Dienerin sich mit Sack und Pack heimlich auf unserm Schiffe eingefunden, ließ Amias plötzlich die Anker lichten und segelte mit den Meinigen auf die hohe See. Anstatt aber ihren Lauf nach der Insel Helena zu nehmen, richteten sie

ihre Fahrt nach unserer Insel Felsenburg, woselbst sie auch wohlbehalten anlangten.

Ich will, meine Lieben, — fuhr der Altvater fort — die gegenseitigen Freudenbezeugungen bei ihrer glücklichen Ankunft auf unserer Insel mit Stillschweigen übergehen, und bloß noch so viel hinzufügen, daß mir nachher die Meinen einen umständlichen Bericht von ihrer Reise abstatten, worauf die mit ihnen angekommene junge Wittwe ebenfalls uns ihren wunderbaren Lebenslauf erzählte. Da ich indeß nicht im Stande bin, denselben so umständlich wieder zu erzählen, als er von ihrer eigenen Hand beschrieben ist, so will ich denselben hiemit meinem lieben Vetter Eberhard einhändigen, damit er Euch die ganze Geschichte vorlese.“

Mit diesen Worten übergab mir der Altvater diesen in holländischer Sprache geschriebenen Lebenslauf, welchen ich sofort den Uebrigen in deutscher Sprache vorlas, wie folget.

G e s c h i c h t e
 der Virgilia von Gattmers.

Es war im Jahr 1647, als ich, Virgilia von Gattmers, geboren wurde. Mein Vater war ein Rechtsgelehrter und Procurator zu Rotterdam, der wegen seiner großen Rechtskenntniß und Erfahrung von den vornehmsten Personen zu ihrem Anwalt erwähnt wurde, und daher Aussicht hatte, ehestens zu einer noch höheren Stelle befördert zu werden. Allein er wurde eines Abends auf freier Straße meuchelmörderischer Weise mit neun Dolchstichen um's Leben gebracht, und zwar gerade, als meine Mutter von einer jungen Tochter entbunden war. Ich war damals zwar erst fünfzehalb Jahre alt, weiß mich aber noch recht wohl zu erinnern, wie der stark blutende Körper meines Vaters von den dazu bestellten Personen besichtigt, und dabei öffentlich gesagt wurde, daß diesen Mord Niemand anders angestiftet haben könnte, als ein gewissenloser reicher Mann, ge-

gen den er Tages zuvor einen rechtlichen Prozeß zu Ende gebracht, der mehr als hunderttausend Thaler betroffen, und wobei mein Vater für seine Mühe sogleich auf der Stelle zweitausend Thaler bekommen hatte.

Ich für meine Person war unglücklich genug, einen so treuen Vater dergestalt zu verlieren; allein das unerforschliche Schicksal hatte noch Schlimmeres über mich verhängt. Denn zwölf Tage darauf starb auch meine liebe Mutter, und nahm ihr jüngst gebornes Töchterlein, welches etwa vier Stunden vor ihr verschieden, zugleich mit in's Grab. Da ich nun die einzige Erbin von meiner Eltern Verlassenschaft war, so fand sich gar bald ein wohlhabender Kaufmann, der von mütterlicher Seite mein naher Vetter war, und also nebst meinem zu Gelde geschlagenen Erbtheile auch zugleich noch die Vormundschaft übernahm. Mein Vermögen belief sich etwa auf 18000 Thaler, ohne den Schmuck, Kleidung und Hausrath, den mit meine Mutter in ihrer wohlbestellten Haushaltung zurückgelassen hatte. Allein die Frau meines Pflegevaters besaß außer andern Lastern auch noch einen so schrecklichen Geiz, daß sie meine schönsten Sachen unter ihre drei Töchter vertheilte, denen ich bei zunehmenden Jahren als Magd aufwarten, und dabei zufrieden sein mußte, wenn mich Mutter und Töchter nicht täglich aufs Kerzste mit Schlägen tractirten. Wem wollte ich mein

Elend Klagen, da ich in der ganzen Stadt sonst keinen Anverwandten hatte? Fremden Leuten aber durste ich mein Herz nicht eröffnen, weil ich für meine Aufrichtigkeit von den vier Kurien schon oft übel belohnt worden war.

So ertrug ich nun mein Elend bis in mein vierzehntes Jahr mit größter Geduld, und wuchs zu Jedermanns Verwunderung bei schlechter Pflege dennoch sehr schnell in die Höhe. Meiner Pflegemutter größter Verdruß bestand darin, daß die Leute von meiner Gesichtsbildung und Leibesgestalt mehr Wesens und Rühmens machten, als von ihren eigenen Töchtern, die nicht nur von Natur sehr häßlich, sondern auch an eine üppige und leichtfertige Lebensweise gewöhnt waren. Ich mußte deshalb viele Schmäheben und Verdrießlichkeiten erdulden, war aber bereits in Leiden so abgehärtet, daß ich mich fast nicht mehr darum bekümmerte.

Mittlerweile fand ich unvermuthet einen Liebhaber in dem vornehmsten Handlungsbdiener meines Pflegevaters. Es war dies ein Mensch von etlichen zwanzig Jahren, der es täglich mit ansehen mußte, wie unbillig und schlecht ich arme Waise für mein Geld, welches mein Pflegevater zu seinem Nutzen verwendet hatte, gehalten wurde. Da ihm alle Gelegenheit benommen war, mit mir im Vertrauen zu sprechen, so steckte er mir eines Tages einen kleinen Brief in die Hand, worin er mir nicht allein sein herzliches Mit-

leiden über meine Lage, sondern auch die Ursachen desselben nebst dem Antrage seiner treuen Liebe an den Tag legte, mit dem Versprechen: daß, wosfern ich mich entschließen wolle, ihn zu heirathen, er mich ehestens aus diesem traurigen Zustande erlösen und mir zu meinem väterlichen und mütterlichen Erbtheile verhelfen wolle, um welches es ohnehin jezt sehr gefährlich stände, da mein Pflegevater allem Anschein nach in Kurzem bankerott werden würde.

Ich armes unschuldiges Kind wußte mir von allen diesen Dingen keinen rechten Begriff zu machen, und war noch dazu so unglücklich, diesen treu gemeinten Brief zu verlieren, ehe ich denselben schriftlich oder mündlich beantworten konnte. Meine Pflegemutter hatte denselben gefunden, ließ sich aber nicht das Geringste gegen mich merken, außer daß sie mir nicht mehr aus meiner Kammer zu gehen erlaubte, und mich von nun an wie eine Gefangene hielt. Allein wenige Tage nachher erfuhr ich, daß man diesen Handlungsdienner früh in seinem Bette todt gefunden, und daß er allem Anschein nach an einem Sticflusse gestorben sei.

Der Himmel wird am besten wissen, ob dieser redliche Mensch nicht um seiner zu mir geäußerten Liebe willen von meiner bösen Pflegemutter durch Gift aus der Welt geschafft worden ist; denn, wie jung ich auch damals war, so konnte ich doch leicht einsehen, was für ein ruchloses Leben,

zumal in Abwesenheit meines Pflegevaters, im Hause geführt wurde. Unterdeß traf dennoch ein, was der verstorbene Handlungsdiener voraus gesagt hatte. Wenige Monate nachher machte sich nämlich mein Vetter oder Pflegevater auf und davon, und hinterließ seinen Gläubigern ein ziemlich ausgeleertes Nest; die Frau desselben behielt indeß dennoch ihr Haus und die übrigen ihm zugebrachten Sachen, so daß sie mit ihren Kindern noch immer ihr Auskommen hatte. Ich für meine Person mußte zwar bei ihr bleiben, durfte mich aber nie unterstehen zu fragen, wie es um mein Vermögen stände, bis endlich ihr ältester Sohn aus Ostindien zurück kam, und sich über das verkehrte Hauswesen seiner Eltern nicht wenig verwunderte. Er mochte von vertrauten Freunden sehr bald erfahren haben, daß nicht sowohl seines Vaters Nachlässigkeit, als die üble Wirthschaft seiner Mutter und Schwestern an diesem Unglück Schuld sei; weshalb er, als ein tugendhafter und verständiger Mann, bald anfieng, ihnen ihre üble Lebensweise anfangs in sanften Worten, dann aber sehr ernstlich zu Ermüthe zu führen. Die vier Furien zankten sich weidlich mit ihm herum, mußten aber doch zuletzt nachgeben, da sie nicht mit Unrecht vermutheten, daß er durch seinen erworbenen Credit und großes Gut ihre gesunkenen Glücksumstände wieder herzustellen im Stande sei. Sobald ich dies merkte,

nahm ich nicht länger Anstand, dem redlichen Manne meine Noth zu klagen, und da es sich gerade fügte, daß ich ihn: eines Tages auf Befehl seiner Mutter ein Körbchen voll sauberer Wäsche überbringen mußte, so gab dies die beste Gelegenheit, ihm die Gedanken meines Herzens zu offenbaren. Er schien mir diesen Tag etwas aufgeräumter und freundlicher zu sein als sonst, und nachdem ich ihn begrüßt und ihm die Wäsche eingehändigt hatte, sagte er zu mir: „Es ist kein gutes Verzeichen für mich, schöne Virgilia, daß Ihr das erstemal auf meiner Stube mit einem Körbchen erscheint. Gewiß, mich sollte dies fast abschrecken, Euch meine aufrichtige und redliche Liebe vorzutragen.“ Ich schlug auf diese Reden meine Augen, aus denen sogleich helle Thränen herabrollten, zur Erde nieder, und sagte drauf mit furchtsamen, abgebrochenen Worten: „Ach, mein Herr, scherzet nicht mit einer Unglücklichen, sondern habet vielmehr Mitleid mit einer armen von aller Welt verlassenen Waise, die nach ihrem geziemenden Erbtheil nicht einmal fragen darf, überdies für ihr eigen Geld gleich einer Magd dienen, und von Jugend an bis diesen Tag die jämmerlichsten Schläge von Eurer Mutter und Euren Schwestern erdulden muß.“ — „Wie? was höre ich?“ gab er mir hierauf zur Antwort. „Ich glaubte, Euer Geld wäre in die Bank niedergelegt, und die Meinigen berechneten Euch die

Zinsen davon?" — „Ach, mein Herr,“ versetzte ich, „nichts weniger als dies. Euer Vater hat das Kapital nebst Zinsen und allen meinen andern Sachen an sich genommen; wo es aber hingekommen ist, darnach habe ich bis diesen Augenblick nicht fragen dürfen, wenn ich nicht die kläglichsten Martern erdulden wollte.“ — „Das sei dem Himmel geklagt!“ rief Ambrosius von Keelen, denn so hieß er; schlug zugleich die Hände über dem Kopf zusammen, und blieb eine lange Weile in tiefen Gedanken auf dem Stuhle sitzen. Ich für mein Theil wußte nicht, wie ich mit ihm daran war, weshalb ich mich vor ihm niederwarf, seine Kniee umfaßte, und mit Thränen zu ihm sprach: „Ich bitte Euch um Gottes willen, mein Herr, nehmet es nicht übel, daß ich Euch mein Elend geklagt habe. Schaffet nur, daß mir Eure Mutter auf meine ganze gerechte Forderung etwa zwei oder drei hundert Thaler zahle, so soll das Uebrige gänzlich vergessen sein; ich aber will mich sogleich aus Eurem Hause wegbegeben und andere Dienste suchen. Vielleicht ist der Himmel so gnädig, mir etwa mit der Zeit einen redlichen Handwerksmann zuzuführen, der mich zur Ehe nimmt, und auf meine Lebenszeit ernähret; denn ich kann die Tyrannei Eurer Mutter und Schwestern unmöglich länger ertragen.“ Der gute Mann konnte sich hiebei selber der Thränen nicht enthalten, hob mich indes sehr liebevoll

von der Erde auf, drückte einen Fuß auf meine Stirn, und sagte: „Gebt Euch zufrieden, meine Freundin; ich schwöre zu Gott, daß mein ganzes Vermögen und Alles, was ich habe, zu Eurer Zufriedenstellung bereit sein soll, denn ich müßte sonst befürchten, daß Gott unter diesen Umständen die Vergehungen meiner Eltern an mir heimsuchte. Unterdeß gehet hin, und laßt Euch diesen Tag über weder gegen meine Mutter noch gegen meine Geschwister das Geringsste merken; ich aber will noch vor Abend, Eures Anliegens wegen mit ihnen sprechen, und gleich morgen früh Anstalt machen, daß Ihr Eurem Stande gemäß gekleidet und gehalten werdet.“

Ich trocknete demnach meine Augen, und gieng mit getröstetem Herzen von ihm; er aber besuchte gute Freunde, und nahm noch denselben Abend Gelegenheit, mit seiner Mutter und Schwester meinetwegen zu sprechen. Wiewohl sie nun mich, auf sein Begehren, entfernt hatten, damit ich sein Gespräch nicht mit anhören möchte, so habe ich doch nachher vernommen, daß er ihnen eine scharfe Strafpredigt gehalten und ihnen unter andern auch dies vorgeworfen habe: wie sie es denn beantworten könnten, daß sie mein Geld durchgebracht, meine Kleider und Geschmeide unter sich getheilet, und überdies noch mich selber so jämmerlich gemißhandelt hätten? Allein dadurch ward mein Zustand nur noch schlimmer. Denn kaum war Ambrosius auf

seine Stube gegangen, und ich wieder zu meinen Peinigern hinein getreten, als die Alte mich mit funkelnden Augen sorgendermaßen anredete: „Was hast Du verruchtes Findelkind für ein geheimes Verständniß mit meinem Sohne? und weswegen willst Du mir denselben auf den Hals hehen?“ Ich hatte noch nicht einmal meinen Mund geöffnet, um mich zu rechtfertigen, als alle vier Furien über mich herfielen und wahrhaft mörderisch mit mir umgiengen. Denn nachdem man mir die Hälfte meines Haupthaars ausgerauft, das Gesicht zerkratzt, und Mund und Nase blutrünstig geschlagen, trat mich die Alte wiederholt so heftig auf meinen Unterleib und Magen, daß ich unter ihren Füßen ohnmächtig, ja mehr als halb todt liegen blieb. Eine alte Dienstmagd, die diesem Auftritt weder Einhalt thun, noch ihn länger mit ansehen konnte, lief sogleich, und rief den Ambrosius zu Hilfe. Dieser kam auch sehr bald mit seinem Diener herbei geeilt, und da er mich so übel zugerichtet fand, zerprügelte er seine drei leiblichen Schwestern dergestalt, daß sie vier Wochen lang das Bette hüten mußten; mich halb todes Geschöpf aber trug er auf seinen Armen in sein eigenes Bette, ließ einen verständigen Arzt nebst zwei Wartfrauen holen, und traf zu meiner Verpflegung die besten Anstalten. Wie gut er gegen mich gesinnt war, sah ich daraus, daß er mich oft besuchte und sich mit Thrä-

nen in den Augen nach meinem Befinden erkundigte. Ja, als er bemerkte, daß es mir unmöglich sei, in diesem unglücklichen Hause einige Ruhe zu haben, viel weniger zu genesen, ließ er mich in ein anderes, dem seinen benachbartes Haus bringen, wo in dem einsamen Hintergebäude Alles zu meiner bequemeren Verpflegung eingerichtet wurde.

Dessen ungeachtet schien meine Krankheit von Tage zu Tage gefährlicher zu werden. Die Fußtritte meiner Pflegemutter hatten nämlich an meinem Unterleibe eine starke Geschwulst verursacht, zu welcher sich noch ein schlimmes Fieber gesellte, so daß der Medicus, nachdem er über drei Monat an mir kurirret hatte, endlich vernehmen ließ: es müsse sich irgendwo in meinem Leibe ein Geschwür angesetzt haben, das, wenn es zum Ausbrechen käme, mir entweder einen plötzlichen Tod oder baldige Genesung verursachen würde.

Ambrosius war bei diesen Worten ganz trostlos, zumal da ihm zu gleicher Zeit sein Kompagnon in Amsterdam Nachricht gab, daß die Spanier ein holländisches Schiff angehalten, worauf sich von ihren gemeinschaftlichen Waaren mehr als zwanzigtausend Thaler an Werth befänden, und daß sich Ambrosius eiligst dahin begeben müsse, um dies Schiff auszulösen, weil er, der Kompagnon, wegen eines Beinbruchs diese Reise nicht antreten könne.

Kaum hatte mir Ambrosius dies eröffnet, als ich ihn inständig bat, um meinethwillen dies wichtige Geschäft ja nicht zu verabsäumen, weil ich zu Gott hoffte, daß er mich während der Zeit seiner Abwesenheit vielleicht wieder gesund herstellen würde; sollte ich indes sterben, so hätte ich mir nichts weiter aus, als daß er mich ehrlich begraben ließe, und mich dann und wann seines Andenkens würdigte. „Ach,“ versetzte er hierauf mit Thränen in den Augen, „sterbet Ihr, meine geliebte Virgilla, so stirbt mit Euch alles mein künftiges Vergnügen. Ihr müßt nämlich wissen, daß ich Eure Person einzig und allein zu meinem Ehegemahl erwählt habe, und daß ich, wofern ich Euch verlieren sollte, nie mehr zu heirathen Willens bin. Saget mir daher, ob Ihr nach wieder erlangter Gesundheit meine treue Liebe durch Eure Gegenliebe belohnen wollet?“ — „Ich gebe,“ war meine Antwort, „meine Ehre, mein zeitliches Glück und Alles, was an mir ist, in Eure Hände. Betrachtet demnach mich arme Waise ganz als Euer Eigenthum, und machet mit mir, was Ihr bei Gott, Eurem guten Gewissen und vor der Welt verantworten könnt.“ Durch diese meine Erklärung ward Ambrosius so erfreut, daß er fast kein Wort hervorzubringen vermochte. Jedoch erlaubte er sich, einen feurigen Kuß auf meine Lippen zu drücken, der, als der erste, den ich meines Wissens von einer Manns-

persen auf meinen Mund empfangen, mir viele Beschämung verursachte. Nachdem er mir indeß seine unverbrüchliche Treue aufs Heiligste zugeschworen hatte, konnte ich ihm nicht verwehren, noch mehrere dergleichen auf meinen bloßen Wangen, Lippen und Händen zu wiederholen. So brachten wir denn fast einen halben Tag unter den vertrautesten Gesprächen hin, und endlich glückte es mir, ihn zu überreden, daß er schon den folgenden Tag seine Reise nach Spanien antrat, nachdem er von mir den zärtlichsten Abschied genommen, tausend Stück Dukaten zu meiner Verpflegung zurückgelassen, und meinetwegen die sorgfältigsten Vorkehrungen getroffen hatte.

Etwa einen Monat nach der Abreise meines lieben Ambrosius brach das Geschwür in meinem Leibe, das sich, des Arztes und meiner eigenen Meinung nach, am Magen und Zwergfell angelegt hatte, in der Nacht plötzlich auf; weswegen etliche Tage nach einander eine erstaunliche Menge Eiter durch den Stuhlgang zum Vorschein kam. Hierauf begann die Geschwulst meines Leibes sich allmählig zu setzen, das Fieber nachzulassen, und die Hoffnung auf meine völlige Genesung immer mehr zuzunehmen. Allein das Unglück, welches mich von Jugend an so grausam verfolgte, hatte sich schon wieder aufs neue gerüstet, mir den empfindlichsten Streich zu versetzen.

Als ich nämlich einst um Mitternacht in süßem Schlummer lag, wurde plötzlich meine Thür von Gerichtsdienern geöffnet, und ich nebst meiner Wartfrau in das gemeine Stadtgefängniß abgeführt und ungeachtet meiner großen Schwachheit mit schweren Ketten belastet, ohne daß ich wußte, aus welchen Ursachen man so grausam mit mir umgieng. Indes schon am folgenden Tage ward mir nur zu klar, in welchen bösen Verdacht ich arme Kreatur gerathen war. Es traten nämlich einige angesehene Männer zu mir in's Gefängniß, die nach weitläufigen Erkundigungen über meinen Lebenswandel endlich eine roth angestrichene Schachtel herbei bringen ließen, und mich fragten: ob diese Schachtel mir zugehöre oder mir sonst etwa bekannt sei? Ich konnte mit gutem Gewissen Nein dazu sagen; als indes die Schachtel geöffnet und mir darin, ein halb verwesenes Kind vorgezeigt wurde, entsetzte ich mich dermaßen über diesen ekelhaften Anblick, daß mir eine Ohnmacht zustieß. Nachdem man mich wieder zur Besinnung gebracht, wurde ich aufs Neue befragt: ob dieses Kind nicht von mir zur Welt geboren, dann aber ermordet und hinweg geworfen worden sei?

Ich erfüllte das ganze Gemach mit meinem Jammergeschrei, und betheuerte meine Unschuld nicht bloß mit vielen Thränen, sondern auch mit den nachdrücklichsten Wor-

ten; allein Alles war umsonst. Es wurden mir nämlich zwei, mit meiner seligen Mutter Namen bezeichnete Teller-tücher, worein das Kind gewickelt gewesen, gleichsam als stumme Zeugen der Sache vorgelegt, und ich konnte nicht leugnen, daß unter meinem wenigen Weißzeuge eben solche Teller-tücher sich befänden. Ueberdies wurde ich angewiesen, mich von zwei Wehemüttern besichtigen zu lassen. Obwohl ich nun gedachte, daß eben auf diesem mir so peinlichen Wege meine Unschuld völlig an den Tag kommen würde, so mußte ich dennoch zu meinem Schmerz erfahren, wie diese ohne Scheu bestätigten, daß ich allem Anscheine nach vor Kurzem ein Kind zur Welt geboren haben müsse. - Ich betrieb mich nun auf meinen bisherigen Arzt und auf meine beiden Wartfrauen. Allein der Art suchte die Achseln und meinte, daß er nicht eigentlich sagen könne, wie es mit mir beschaffen gewesen, ob er mich gleich auf ein innerliches Magen-schwür kurirt habe; die eine Wartfrau aber zog ihren Kopf aus der Schlinge und sagte: sie wisse von meinem Zustande wenig zu sagen, weil sie zwar oft bei Tage, selten aber des Nachts bei mir gewesen, — schob hiemit Alles auf die andere Wartfrau, die gleich mir in Ketten und Banden lag.

„O du barmherziger Gott!“ rief ich aus, „wie kannst du zulassen, daß sich alle möglichen Umstände mit der Bos-

heit der Menschen vereinigen müssen, um das Unglück einer armen Waise zu befördern? O Ihr Richter, übereilet Euch nicht zu meinem Verderben, sondern höret mich an, auf daß Euch Gott wiederum höre!" Hierauf erzählte ich ihnen mein von Kindheit an geführtes trauriges Leben. Allein, als ich damit zu Ende war, hatte ich bloß tauben Ohren gepredigt und hatte nichts weiter davon, als daß man mich eine sehr ausgewigte Dirne und gewandte Schwägerin nannte: dessen ungeachtet aber sollte ich mir nur ja keine Hoffnung machen, sie zu verwirren, sondern lieber bei Zeiten mein Verbrechen gestehen, widrigenfalls man sonst ehestens Anstalt zur Tortur machen würde. Dies war der Bescheid, den mir die strengen Richter hinterließen. Ich armes, von aller Welt verlassenes Mädchen wußte mir weder zu helfen noch zu rathen, und verfiel darüber in ein hitziges Fieber, das einige Wochen hindurch mir meinen Verstand verwirrte. Sobald ich mich indeß durch die mir gereichten Arzneien wieder etwas erholt hatte, verhörten mich die Richter auf's Neue, bekamen aber von mir weiter keine Antwort als die vorige. Sie gaben mir demnach noch drei Tage Bedenkzeit, nach deren Verlaufe sie wiederum in Begleitung des Scharfrichters erschienen, der sein peinigliches Werkzeug vor meine Augen hinlegte und sodann mit grim-

niger Geberde sagte: daß er mich in Kurzem zu einem willigen Geständniß meiner Bosheit bringen wollte.

Bei diesem Anblick veränderte sich meine ganze Gesinnung dergestalt, daß ich auf einmal Lust bekam, lieber tausendmal den Tod, als dergleichen Pein zu leiden. Demnach sprach ich mit großer Herzhaftigkeit zu meinen Richtern: „Wohlan, ich sehe, daß ich, was mein zeitliches Glück, Ehre und Leben anbelangt, von Gott und aller Welt verlassen bin, und der schmähhlichen Tortur auf keine andere Weise entgehen kann, als wenn ich alles das, was Ihr an mir sucht, eingestehe und auf mich nehme. Daher verschonet mich nur mit unnöthiger Marter, und erfraget von mir, was Euch beliebt, ich will Euch nach Eurem Belieben antworten, es mag nun zu meinem Frommen oder Schaden gereichen.“ Hierauf ermahnten sie mich ernstlich, vor Gott und der-Obrigkeit ein wahrhaftes Bekenntniß abzulegen, und begannen sodann, mir mehr als dreißig Fragen vorzulegen. Sobald ich nun die eine oder die andere, der Wahrheit und meinem guten Gewissen zufolge, verneinen und irgend etwas zu meiner Entschuldigung vorbringen wollte, wurde sogleich der Scharfrichter mit seinen Marterzeugen näher zu treten geheißen. worauf ich vor Angst jedesmal so antwortete, wie es meine peinlichen Richter gern

hören und haben wollten. Kurz, man brachte so viel von mir heraus, daß ich das mir unbekannte, halb verwesete Kind von Ambrosius empfangen, zur Welt geboren, selbst ermordet und es dann durch meine Wartsfrau in den Kanal werfen lassen, woran doch in der That Ambrosius und die Wartsfrau sowohl als ich vor Gott und allen heiligen Engeln unschuldig waren.

Meine Peiniger meinten nunmehr ihr Amt an mich auf das Beste verwaltet zu haben, und verbreiteten durch die ganze Stadt das Gerücht, daß ich in aller Güte und ohne Marter den Kindermord nebst allen ferneren Umständen so bekannt hätte, daß Niemand mehr daran zweifeln dürfe. Sonach blieb nichts mehr übrig, als zu bestimmen, auf welche Art und Weise und welchen Tag die arme Virgilia vom Leben zum Tode gebracht werden solle. Gleichwohl wurde noch immer kein Priester oder Seelsorger zu mir gesendet, ungeachtet ich schon seit etlichen Tagen darum angehalten hatte. Endlich, nach Verlauf von etwa zwei Wochen, stellte sich einer, und zwar ein mir wohlbekannter, frommer Geistlicher bei mir ein. Nachdem er mich begrüßt, war seine erste und ernstliche Frage: ob ich die berüchtigte junge Rabenmutter und Kindermörderin sei? zugleich aber auch: wie ich mich meiner leiblichen Gesundheit nach und an meinem Gewissen befände? „Mein Herr,“ gab ich ihm

sehr freimüthig zur Antwort, " in meinem Gewissen befinde ich mich besser und gesünder als an meinem Leibe; übrigens aber kann ich Gott zum Zeugen anrufen, daß ich nie eine Mutter weder eines todtten noch eines lebendigen Kindes gewesen bin, viel weniger ein Kind ermordet oder es zu ermorden geheissen habe. Ja, ich rufe nochmals Gott zum Zeugen an, daß ich niemals vor einem Manne erkannt worden, und also noch eine reine Jungfrau bin; bloß das grausame Verfahren meiner Richter und die Furcht vor der Tortur haben mich genöthigt, solche Sachen zu bekennen, von denen mir nie etwas in die Gedanken gekommen ist, und noch diese Stunde bin ich entschlossen, lieber mit freudigem Herzen in den Tod zu gehen, als die Tortur auszustehen." Der fromme Mann sah mich starr an, als ob er aus meinen Augen die Bestätigung meiner Reden abnehmen wollte, und redete mir scharf in's Gewissen; da ich aber bei meiner Aussage beharrte und ihm meinen ganzen Lebenslauf erzählte, sagte er: „Meine Tochter, Eure Angelegenheiten müssen, so Gott will, auf einen andern Fuß kommen. Zwar heiße ich es nicht recht, daß Ihr aus Furcht vor der Tortur Euch zu einer Kinder- und Selbstmörderin macht; allein es sind noch andere, Euch unbewußte Mittel vorhanden, Eure Schuld oder Unschuld an's Licht zu bringen." Hierzu fügte er noch einige tröstliche Ermahnungen,

und nahm sodann mit dem Versprechen Abschied, mich längstens in zwei Tagen wieder zu besuchen.

Schon am folgenden Tage erfuhr ich unverhofft, daß Gott zwei Wege gezeigt habe, mich aus meinem Elende zu retten. Vor's erste kam nämlich meine Unschuld dadurch ziemlich an den Tag, daß die alte Dienstmagd meiner Pflegemutter, von ihrem Gewissen getrieben, der Obrigkeit anzeigte, wie nicht ich, sondern die mittlere Tochter meiner Pflegemutter das gefundene Kind geboren, es vermittelst einer großen Nadel ermordet, dann eingepackt und es hinweg zu werfen befohlen habe: und zwar hätten nicht allein die übrigen zwei Schwestern, sondern auch die Mutter selbst mit Hand angelegt, indem es nicht das erstemal sei, daß sie dergleichen begangen. Die zweite tröstliche Nachricht war, daß mein einziger Freund, Ambrosius, vor wenigen Stunden zurückgekehrt, und zu meiner Befreiung das Neueste aufzubieten im Begriff sei.

Noch denselben Abend erhielt er Erlaubniß, mich in meinem Gefängniß zu besuchen, und wäre vor Schrecken beinahe in Ohnmacht gefallen, als er mich Elende noch in Ketten und Banden liegend antraf; allein schon nach Verlauf einer halben Stunde sah er zu seiner Freude mich von allen Fesseln befreit und nach einem leidlicheren Gefängniß gebracht. Ich will mich hier nicht dabei aufhalten, zu be-

schreiben, wie traurig und zärtlich zugleich unser beiderseitiges Wiedersehn gewesen, sondern nur so viel hinzufügen, daß ich nach zwei Tagen durch seine Bemühung wieder in Freiheit gesetzt wurde. Ueberdies ließ Ambrosius es sich viel kosten, von meinen Richtern Genugthuung wegen des erlittenen Schimpfs zu erhalten, und empfing sowohl von den geistlichen als weltlichen Gerichten die herrlichsten Zeugnisse für seine und meine Person.

Hierauf bemühte sich Ambrosius, seine lasterhafte Mutter und Schwestern durch eine bedeutende Geldsumme von aller ferneren gerichtlichen Untersuchung zu befreien, zumal da ich meinerseits ihnen alles mir zugesügte Unrecht von Herzen vergeben hatte. Allein er konnte es nicht bewirken, sondern mußte der Gerechtigkeit ihren Lauf lassen. Da nachmals nämlich ausgemittelt wurde, daß dies schon das dritte Kind sei, welches seine zwei älteren Schwestern geboren und mit Hilfe ihrer Mutter ermordet hätten, so empfingen sie ihren verdienten Lohn, indem die Mutter nebst den beiden älteren mit dem Leben büßen, die jüngste aber in ein Zuchthaus wandern mußte.

Ehe dies noch geschah, reiste mein Ambrosius, weil er vermuthlich dies traurige Ergebniß nicht abwarten wollte, mit mir nach Amsterdam, und ließ sich mit mir ehelich verbinden. Von nun an führte ich ein halbes Jahr lang mit

ihm ein recht vergnügtes und stilles Leben, indem er mit seinem Compagnon eine der bedeutendsten Handlungen daselbst anlegte. Allein, da das Verhängniß einmal beschlossen hatte, daß ich meine Jugendjahre in Betrübniß hinbringen sollte, so mußte meinen treuen Ambrosius wider Vermuthen die rothe Ruhr befallen, die ihn siebzehn Tage lang so abmattete, daß er darüber seinen Geist ausgab und mich zur Wittwe machte. Ich will meinen darüber empfundenen Schmerz nicht weiter beschreiben, sondern bloß sagen, daß mein Herz nichts weiter wünschte, als im Grabe bald an seiner Seite zu ruhen. Der Verstorbene hatte noch vor seinem Ende für mein zeitliches Glück gesorgt, und sein ganzes Vermögen nebst meiner Person an seinen Compagnon vermacht, doch mit dem Vorbehalt, daß, wenn ich denselben nicht zu heirathen Lust hätte, er mir im Ganzen zwölftausend Thaler auszahlen und mir meinen freien Willen lassen sollte.

Wilhelm von Gattner, so hieß der Compagnon meines seligen Ehemannes, war ein Mann von acht und dreißig Jahren und etwa seit zwei Jahren Wittwer. Von seiner verstorbenen Frau hatte er eine einzige Tochter, Namens Gertraud, die aber wegen ihrer Kindheit seinem Hauswesen noch nicht vorstehen konnte. Daher gab er mir nach verlossenem Trauerjahre sowohl seine Zuneigung als

auch den letzten Willen meines seligen Mannes in sehr beweglichen Ausdrücken zu erkennen, und gewann durch seine täglichen Bewerbungen dergestalt mein Herz, daß ich mich entschloß, die Heirath mit ihm einzugehen, da er mich hinlänglich überzeugete, daß sowohl der Wittwenstand als auch jede anderweitige Heirath für mich sehr gefährlich sein würde.

Ueber diesen meinen zweiten Ehemann habe ich nie im mindesten Ursache zu Klagen gehabt; denn er hat mich während unseres fünfjährigen Ehestandes mit keiner Miene, viel weniger mit einem Worte betrübt. Zehn Monat nach unserer Verheirathung gebar ich ihm eine junge Tochter, die aber nach anderthalb Jahren an den Masern starb, doch ersetzte uns der Himmel diesen Verlust durch die Geburt eines jungen Sohnes, über welchen mein Ehemann eine große Freude empfand. Etwa zwei Jahre nachher erhielt mein Wilhelm die traurige Nachricht, daß sein Vater auf dem Kap der guten Hoffnung gestorben sei. Da nun derselbe in dem erwähnten Lande Güter angelegt und besessen hatte, die über 30,000 Thaler werth waren, so faßte mein Mann den Entschluß, dahin abzureisen, die Güter in Besitz zu nehmen, und seinen beiden Geschwistern zwei Theile des Werthes herauszugeben. Zwar fragte er mich vorher um Rath, und ob ich mich wohl entschließen könnte, Europa zu verlassen und in einem andern Welttheile zu wohnen, wobei er mir die

Lage jenes Landes und die dortige Lebensweise sehr anmuthig schilderte; da ich nun merkte, daß ihm so viel daran gelegen war, gab ich meinen Willen darcin, und sagte ihm, daß ich in seiner Gesellschaft lieber bis an's Ende der Welt reisen, als ohne ihn in Amsterdam bleiben wolle. Demnach trafen wir auf's Eiligste Anstalten zu unserer Abreise, machten unsere Sachen theils zu Gelde, theils ließen wir sie in Verwahrung unseres Schwagers, der ein wohlhabender Juwelier war, und reisten sodann in Gottes Namen von Amsterdam ab und dem Kap der guten Hoffnung oder vielmehr unserem Unglück entgegen. Auf den Canarischen Inseln, an denen wir, um uns ein wenig zu erfrischen, anlandeten, starb unser kleiner Sohn und wurde daselbst zur Erde bestattet. Als wir von da unsere Reise weiter fortsetzten, ward unser Schiff von zwei Räubern angefallen, mit denen wir uns in ein Treffen einlassen mußten. Zwar waren wir so glücklich, den Räubern zu entkommen, ich selbst aber wurde bei dieser Gelegenheit die unglücklichste Person von der Welt, indem mein lieber Mann mit einer kleinen Kugel durch den Kopf geschossen wurde und also sein Leben einbüßte.

Der Himmel weiß, ob mein seliger William seinen tödtlichen Schuß nicht vielmehr von einem Meuchelmörder als von den Seeräubern bekam; denn alle Umstände kamen mir dabel sehr verdächtig vor. Doch Gott verzeihe es mir,

wenn ich den Severin Water in unrechtem Verdacht gehabt.

Dieser Severin Water war ein junger holländischer Kaufmann, der sehr frech und wollüstig war, und schon in Amsterdam oft Gelegenheit gesucht hatte, mich zum Ehebruch zu verführen. Ich warnte ihn mehrere mal, meine Tugend mit dergleichen Anträgen zu verschonen, oder ich würde mich sonst genöthiget finden, es meinem Manne zu entdecken. Da er indeß noch immer nicht nachließ, so bat ich wirklich meinen Mann inständig, seine und meine Ehre gegen diesen verliebten Thoren zu schützen. Allein mein William gab mir zur Antwort: „Mein Engel, lasset diesen Hasen laufen; da ich mich Eurer Tugend vollkommen versichert halte, so weiß ich, daß er bei Euch nichts zu meinem Nachtheil erlangen wird. Indesß ist es nicht rathsam, ihn für jetzt zum offenbaren Feinde zu machen, weil ich durch seine Person auf dem Ray der guten Hoffnung gewisse wichtige Vortheile zu erreichen gedenke.“ Aus eben dieser Rücksicht sah es mein William nicht ungern, daß Severin in seiner Gesellschaft mit dahin reiste; ich indeß war um so verdrießlicher, daß ich diesen verliebten Gecken täglich vor mir sehen und mit ihm reden mußte. Bei meines Mannes Lebzeit führte er sich noch ziemlich vernünftig auf, doch kaum war dieser einige Tage todt, so trug er mir auch schon seine Person zur Heirath an.

Ich nahm diese Leichtfertigkeit sehr übel auf, und bat ihn, mich wenigstens noch ein Jahr lang mit dergleichen Anträgen zu verschonen; allein er verlachte meine Einfalt und sagte mit frechen Gebärden: er frage nichts darnach, ob ich schwanger sei oder nicht, denn er wolle meine Leibesfrucht für die seine anerkennen, überdies sei man auf dem Schiffe der geistlichen Kirchen=Censur nicht so unterworfen, als in unserem Vaterlande, und was dergleichen Geschwäzes mehr war. Da ich indeß vor der Person und dem ganzen Wesen dieses Wüstlings einen natürlichen Abscheu hatte, so suchte ich ihn durch die kränkendsten und anzüglichsten Reden mir vom Halse zu schaffen; doch der freche Bube lehrte sich an nichts, sondern schwur, eher sein ganzes Vermögen nebst dem Leben aufzuopfern, als mich dem Wittwenstande oder einem andern Manne zu überlassen, zugleich sagte er mir frei in die Augen, er wolle noch so lange sich gedulden, bis wir das Kap der guten Hoffnung erreicht hätten, nach diesem würde sich zeigen, ob er mich mit Güte oder mit Gewalt ins Ehebett führen sollte.

Ich Elende wußte gegen diesen Trohigen nirgends Schutz zu finden, weil er sowohl die Befehlshaber des Schiffes als die meisten andern Leute durch Geschenke auf seine Seite gebracht hatte. So wurden denn meine Klagen von jedermann verlacht, und ich selbst ein Spott der rohen Boots-

knechte, indem mir ein jeder vorwarf: meine Keuschheit sei bloß Verstellung, ich wollte nur sehr gebeten sein, würde aber meine Tugend schon wohlfeiler verkaufen, sobald nur ein junger Mann — — —

Ich scheue mich, an die lasterhaften Neben zurück zu denken, die ich zu meiner Herzensqual täglich von diesen Unmenschen anhören mußte. Ueberdies klagte mir meine Dienerin Blandina mit weinenden Augen, daß Severin ihr schändliche Unzucht zugemuthet und versprochen hätte, sie auf dem Kap der guten Hoffnung neben mir als Buhlerin beizubehalten; sie habe ihn nun zwar ins Angesicht gespien, dafür aber eine derbe Dhrseige hinnehmen müssen. Auch meiner zarten und noch nicht mannbaren Tochter Gertraud hatte der Bösewicht seine Unzucht angetragen; doch führte mich der Himmel noch zu rechter Zeit herbei, um die Unschuldige zu retten.

Während nun so mein Jammerstand den höchsten Gipfel erreicht hatte, war die Hülfe des Höchsten mir ganz nahe. Indesß will ich nicht weiter erzählen, wie ich nebst meiner Tochter und Dienerin von den Söhnen und Freunden unseres theuern Altvaters aus dieser Angst und Noth gerissen und gerettet worden bin, da ich ja doch weiß, daß dieser in seiner Lebensbeschreibung dies alles mit aufgezeichnet haben wird.“

Dies war es, was ich meinen Zuhörern aus der eigenen Handschrift Virgillens vorlesen konnte. Worauf unser Urtvater seine Erzählung folgendermaßen fortsetzte:

„Unsere allseitige Freude über die erwünschte Wiederkunft der Meinigen war unvergleichlich, zumal da die mitgekommene junge Wittwe nebst ihrer Tochter und der andern eben so wohlgebildeten Jungfrau an unsrer Lebensweise viel Vergnügen fanden. So wurde denn der nächste Winter unter allerlei Ergötzlichkeiten zugebracht. Noch vor Ablauf desselben ließ sich die tugendhafte Virgilia von Gattmers mit meinem Sohne Johann durch mich ehelich zusammen geben, eben so bald darauf Christoph mit Blandina, die einander allem Anschein nach von Herzen liebten, so daß wir abermals zwei Hochzeitfeste zugleich begingen. Ihnen folgte etwas später die Vermählung meines Sohnes Christian mit Gertraud, und Christinens mit David Karolin, so daß die Meinigen nunmehr sämmtlich wohl berathen waren. Unser Stück wurde in den nächsten Jahren bloß durch einen einzigen Unfall betrübt, nämlich durch den Tod unseres Freundes Amias, der beim Sprengen einer Felswand von einem Felsstück so heftig getroffen wurde, daß er ungeachtet aller von uns angewandten Mittel seinen Geist aufgab.

Bei der allmählichen Vergrößerung unserer Familie fanden die Meinigen für gut, sich von uns zu trennen und für

sich besondere Wohnungen und Pflanzstädte auf der Insel anzulegen. Hüter mit seiner Ehegattin, der jüngeren Concordia, war der erste, der auf diese Weise nebst den Seinigen von uns schied und für sich und sein Geschlecht einen neuen Wohnsitz anlegte, ihm folgte mein ältester Sohn Albert mit seiner Judith, ferner Stephan mit Sabinen, dann Larson mit Marien, Schimmer mit den Seinigen, und zuletzt mein Sohn Johann mit Virgilien. Nachdem meine Kinder sich auf diese Art angebaut hatten, begannen sie auf diesem Hügel das gegenwärtig noch stehende, viereckige, schöne Gebäude für mich als ihren Vater und König aufzuführen, welches nach drei Jahren fertig und von mir Albertsburg genannt wurde.

So erreichten wir den ersten Januar des Jahres 1700, den wir als den Neujahrstag und zugleich als den Beginn eines neuen Jahrhunderts durch Kanonenschüsse, Gottesdienst und andere Festlichkeiten begingen. Nun könnte ich zwar noch manches andere erzählen, von der Entdeckung der Insel Klein-Felsenburg, von unseren gemachten Erfindungen und Wirthschaftseinrichtungen, dergleichen von den vielerlei Waaren und Geräthschaften, die uns von Zeit zu Zeit durch die Winde und Wellen zugeführt wurden, allein ich will dies auf ein andermal versparen. Für jetzt will ich bloß noch hinzufügen, daß in dem eingetretenen achtzehnten Jahrhundert ein großer

Theil der Meinigen, nämlich meine Ehegattin Concordia, ferner mein Sohn Johann, meine Töchter, Concordia, Maria und Elisabeth, so wie auch Hüller, Schimmer, Larson, Virgilia von Gattmers, Blandina und Gertraud, mir nach und nach durch den Tod entrissen und aus diesem irdischen Paradiese in das himmlische versetzt worden.

Nunmehr aber, mein Herr Wolfgang, — fuhr der Urtvater fort, indem er sich bei dem Andenken an seine verstorbenen Geliebten mit weinenden Augen zu dem Kapitain Wolfgang wandte — werdet Ihr die Güte haben, und dasjenige erzählen, was Ihr binnen der Zeit Eurer ersten Anwesenheit auf dieser Insel angetroffen und erfahren habt.“

Der redliche Mann war auch sogleich bereit, des Urtvaters und seine eigene Geschichte fortzusetzen, und begann, wie folget:

F o r t s e t z u n g

der Geschichte des Capitain Wolfgang.

„Meine frühere Lebensgeschichte, und wie ich von meinen rucklosen Gefährten an diesen vermeintlich wüsten Felsen ausgelegt worden, habe ich Euch, meine werthesten Freunde, — hier wendete er sich zu mir und dem Magister Schmelzer — bereits ein andermal schon erzählt. Die Werkzeuge meiner Lebensrettung waren damals sechs rebliche Männer aus Simons und Christians Geschlecht, die auf die Jagd von Seelöwen und Seekälbern ausgegangen waren. Sie führten mich zuerst in ihre Behausung, erquickten mich, und gaben sodann dem Altvater von meiner Ankunft Nachricht. Dieser unvergleichliche Mann hatte kaum das Hauptsächlichste von meinen Schicksalen vernommen, als er mich sogleich herzlich umarmte und mir versprach: er werde mir meinen erlittenen Schaden dreifach ersetzen, und wenn ich keine Lust hätte, auf der Insel zu bleiben, so werde sich mit der Zeit schon Gelegenheit finden, wieder in mein Vaterland zurückzukehren.

Unterdeß nahm er mich mit sich auf seinen Hügel, gab mir eine eigene, wohl eingerichtete Kammer ein, zog mich an seine Tafel, und versorgte mich mit den köstlichsten Speisen, Getränken, Kleidern, ja mit allem, was mein Herz wünschen konnte, im Ueberflusse.

Ich bin stets ein Feind des Müßigganges gewesen, und so machte ich mir denn auch hier täglich allerlei zu schaffen, indem ich mir eine Anzahl Knaben auslas, sie in allerhand nützlichen Wissenschaften unterrichtete, und daneben auch den Aker- Wein- und Gartenbau mit besorgen half. Nicht bloß mein Wohlthäter bezeugte mir hierüber sein Wohlgefallen, sondern auch die übrigen Einwohner hatten mich so lieb, daß ich eine lange Zeit in Zweifel stand, ob ich bei sich ereignender Gelegenheit diese Insel verlassen, oder dem Wunsche der sämmtlichen Einwohner nachgeben und meine übrige Lebenszeit hier zubringen sollte. Dies Schwanken dauerte zwei Jahre lang, bis endlich im dritten Jahre folgende Begebenheit mich zu dem festen Vorsatz brachte, alles Gut, Ehre und Vermögen, das ich etwa noch in Europa zu hoffen haben könnte, mir aus dem Sinne zu schlagen, und mich hier für mein ganzes Leben niederzulassen. Der ganze Handel fügte sich nämlich also.

Der Stammvater Christian hatte eine sehr schöne und tugendhafte Tochter, Sophie genannt, um die ein junger

Gefelle aus dem Sakblyen Geschlecht sich eifrig bewarb. Da indeß die Jungfrau diesen als auch vier andere, die vorher schon um sie angehalten, höflich zurückwies und durchaus in keine Heirath willigen wollte; so bat mich ihr Vater eines Tages zu Gaste und trug mir an: ob ich, als ein erfahrener Fremdling, wohl von seiner Tochter ausforschen könne und wolle, weshalb sie diesem Jungfellen, der ihrer so eifrig begehrte, ihre eheliche Hand nicht reichen wolle? Ich übernahm diesen Auftrag sehr gern, und begab mich alsbald zu der schönen Sophie, die im Garten unter einem schattigen Baume mit der Spindel die zartesten Flachsfasern spann. Ich nahm Gelegenheit, mich zu ihr hin zu setzen, und ihrer zarten Arbeit zuzusehen, die ihre geschickten und sauberen Hände recht anmuthig verrichteten.

Nach einigen scherzhaften Gesprächen kam ich endlich auf mein Vorhaben, und fragte etwas ernsthafter: warum sie denn so eigensinnig im Lieben sei, und den jungen Gefellen, der sie so heftig liebe, nicht zum Manne haben wolle? Das artige Kind erröthete hierüber, antwortete aber kein Wort, was ich mehr ihrer Schamhaftigkeit als der Wildigkeit ihres Verstandes zurechnen mußte, da ich zur Genüge bemerkt, daß sie einen vortrefflichen Geist und einen aufgeräumten Sinn hatte. Daher ließ ich nicht nach, sondern brachte es durch vieles Bitten dahin, daß sie mir ihr ganzes

Herz mit folgenden Worten eröffnete: „Mein Herr,“ sagte sie, „ich zweifle nicht im Geringsten, daß Ihr von den Meinigen abgeschickt seid, meines Herzens Gedanken auszuforschen; doch da ich Euch für einen redlichen und tugendhaften Mann halte, so will ich mich nicht schämen, Euch das zu vertrauen, was ich sogar meinem Vater und meinen Geschwistern, geschweige denn andern Befreundeten zu entdecken mich gescheut habe. Wisset demnach, daß es mir unmöglich ist, einen Mann zu nehmen, der um so viele Jahre jünger ist als ich. Bedenket doch, ich habe bereits mein zwei und dreißigstes Jahr zurückgelegt, und soll einen jungen Menschen heirathen, der noch nicht einmal sein zwanzigstes erreicht hat. Es ist ja, Gott Lob, kein Mangel an Frauzimmern auf dieser Insel, sondern im Gegentheil hat er, so wie andere, noch das Auslesen unter vielen, und wird also nicht unverheirathet sterben dürfen, wenn er auch mich nicht zur Ehe bekömmt. Sollte aber ich für mein Theil unverheirathet sterben müssen, so wird mir dies weder im Leben noch im Tode den geringsten Verdruß erwecken.“ Ich wunderte mich über die Antwort dieses zwei und dreißigjährigen artigen Frauzimmers, die ich ihrem ganzen Ansehen und Wesen nach kaum auf zwanzig Jahr geschätzt hätte. Doch da ich sah, daß sie es im vollen Ernst meinte, gab ich ihr vollkommen Recht, und

fragte nur: warum sie denn bereits vier andere Liebhaber vor diesem letzteren abgewiesen habe? Worauf sie antwortete: „Sie waren alle wenigstens zehn bis zwölf Jahr jünger als ich, deshalb konnte ich unmöglich eine Heirath mit ihnen eingehen.“

Hierauf lenkte ich unser Gespräch, um ihren Verstand zu prüfen, auf andere Sachen, und fand denselben so wohl ausgebildet, daß ich mit innigem Vergnügen bei ihr sitzen blieb, bis sich allmählig die Sonne hinter den hohen Felsenspitzen verlor. Wir verließen sodann mit einander den Garten, und da ich im Hause hörte, daß sich ihr Vater auf der Schleusenbrücke befände, so wünschte ich der schönen Sophie nebst den Uebrigen eine gute Nacht, und begab mich zu ihm. Während er mir nun das Geleite bis auf die Albertsburg zu unserem Urtvater gab, erzählte ich ihm unterwegs seiner Tochter Bedenken über die angetragene Heirath, so wie auch ihren gefaßten Entschluß, worüber er sich nicht wenig wunderte, und darüber den Urtvater um Rath zu fragen beschloß. Dieser that nun nach einiger Ueberlegung den Ausspruch: „Zwinge Dein Kind nicht, mein Sohn Christian, Deine Sophie ist eine fromme und gottesfürchtige Tochter, deren Eigensinn in diesem Punkt untadelhaft ist. Ich werde ihren Liebhaber Andreass anderweit berathen und versuchen, ob ich

deines seligen Bruders Johannes dritten Sohn, Nikolaus, der einige Jahre älter ist, mit der guten Sophie verhehelichen kann."

Wir kamen nachher auf andere Gespräche, — allein, ich weiß nicht, wie es zugiehg, daß ich auf einmal ganz nachdenklich und tiefsinnig wurde. Der gute Altvater bemerkte es sogleich und bekümmerte sich wegen dieser plötzlichen Veränderung in meinem Wesen nicht wenig um mich; doch da ich nichts weiter als etwas Kopfschmerz vorzuwenden wußte, so rieth er mir baldigst zu Bette zu gehen. Ich lag indeß lange bis nach Mitternacht, ehe die geringste Lust zum Schläfe in meine Augen kam, und — um kurz von der Sache zu reden — ich spürte in meinem Herzen nichts geringeres, als daß ich eine heftige Zuneigung zu der schönen Sophie gefaßt hätte. Dagegen machten mir des guten Altvaters geäußerten Worte: „Ich werde sehen, ob ich den Nikolaus mit der guten Sophie verhehelichen kann,“ den größten Kummer. Denn erstens hatte ich armer Ankömmling alle Ursache zu zweifeln, daß ich der schönen Sophie Gegenliebe erlangen, sodann aber wenig Hoffnung, daß mich der Altvater seinem Enkel Nikolaus vorziehen würde. Nachdem ich mich unter solchen Gedanken noch eine gute Weile auf meinem Lager herumgeworfen und meiner neuen Liebe nachgedacht hatte, faßte ich endlich den festen Vorsatz, keine Zeit zu ver-

säumen, sondern meinem edeln Wohlthäter mein ganzes Herz gleich am andern Morgen zu offenbaren, und sobald ich dessen Gutachten vernommen, ohne weiteres der schönen Sophie meine Liebe vorzutragen.

Zwar wurden meine Sinne endlich durch den Schlaf überwältigt, doch die Einbildungskraft stellte mir die schöne Sophie auch noch im Traume dar, so daß sich mein Geist den ganzen übrigen Theil der Nacht hindurch mit derselben unterredete, und sich sowohl an ihrer äußern schönen Gestalt als an ihren vortrefflichen Gaben des Gemüths ergözte. Ich wachte gegen Morgen auf, schlief aber mit dem Wunsche, dergleichen Träume noch öfter zu haben, wieder ein. Da war mir denn, als ob meine auf der Insel Bonair selig verstorbene Salome die gute Sophie in meine Kammer geführt brächte, und derselben ihren Trauring, den ich ihr mit in den Sarg gegeben hatte, mit fröhlichen Gebärden überlieferte, dann wieder fort gieng und Sophien an meiner Seite stehen ließ. Darüber erwachte ich zum andernmal, und da die Morgenröthe bereits durch mein von durchsichtigen Fischhäuten gemachtes Fenster schimmerte, stand ich, ohne den Altvater zu wecken, leise auf, spazierte in dessen großen Lustgarten, und setzte mich auf eine zwischen Bäumen errichtete Rasenbank, verrichtete mein Morgengebet, sang ein geistliches Lied, zog dann meine Schreibtafel, die ich nebst anderen

Kleinigkeiten noch in meiner Tasche erhalten, hervor und schrieb folgendes Lied hinein:

Unverhoffte Liebesnege

Haben meinen Geist bestrickt,
 Das, woran ich mich ergötze,
 Hat mein Auge kaum erblickt;
 Kaum, ja kaum ein wenig Stunden,
 Da der goldnen Freiheit Pracht
 Ferner keinen Platz gefunden,
 Darum nimmt sie gute Nacht.

Hohler Himmel, darf ich fragen:

Willst du mich im Ernst erseun?
 Soll nach vielen schweren Plagen
 Hier mein stilles Eden sein?
 O, so macht dein Wunderfügen
 Und die süße Sklaverei
 Mich von allem Mißvergnügen,
 Sorgen, Noth und Kummer frei.

Nun so fülle, die ich liebe,
 Bald mit Blut und Flammen an,
 Bringe sie durch reine Triebe
 Auf die keusche Liebesbahn,

Und ersehe meinem Herzen,
Was es vormals eingebüßt;
Denn so werden dessen Schmerzen
Durch erneute Lust versüßt.

Raum hatte ich diese meine Gedanken in Reime gebracht, als ich sie nach einer bekannten weltlichen Melodie etlichemal abzusingen versuchte. Ich bemerkte nicht, daß der gute Altvater meinem Gesange aufmerksam zuhorchte, bis er mich sanft auf die Schulter klopfte und sagte: „Ist's möglich, mein Freund, daß Ihr in meine Aufrichtigkeit Zweifel setzen und mir Euer Liebesgeheimniß verschweigen könnet, das doch gewiß auf einem tugendhaften Grunde ruhet?“ Ich fühlte mich über diese Worte nicht wenig betroffen, entschuldigte meine bisherige Verschwiegenheit mit guten Gründen, und offenbarte ihm hierauf mein ganzes Herz. „Es ist gut,“ versetzte hierauf der Altvater, „Sophie soll Euch nicht vorenthalten werden; allein, übereilet Euch nur ja nicht, sondern suchet zuvor ihre nähere Bekanntschaft, prüfet sowohl ihre als Eure Gemüthsneigungen, und wenn Ihr es thuntlich findet, Eure künftige Lebenszeit mit einander auf dieser Insel zuzubringen, so soll Euch vergönnt sein, mit ihr in den Stand der heiligen Ehe zu treten. Doch das sage ich Euch zum voraus, daß Ihr, so wie meine Schwiegersöhne

früher gethan, mir einen Eid schwören müßet, so lange, als meine Augen offen stehen, nichts von dieser Insel, geschweige denn eines meiner Kinder, eigenmächtiger oder heimlicher Weise hinweg zu führen. Ueberdies — fuhr er weiter fort — hat mir der Himmel noch einen besonderen Plan eingegeben, zu dessen Ausführung ich keine tüchtigere Person auf der Welt hätte finden können, als Euch.“ Ich dankte dem Altvater nicht allein für sein gütiges Anerbieten, sondern versprach auch, alles was er von mir verlangen würde, nach meinen besten Kräften zu leisten. Hierauf verlangte derselbe nochmals eine umständliche Erzählung meiner Lebensgeschichte, welche ich ihm denn auch sogleich gab. Ich erwähnte in derselben unter andern auch, daß ich in einer gewissen bedeutenden Handelsstadt mit einem Kaufmann Bekanntschaft gemacht, der ebenfalls den Namen Julius geführt habe. Der gute Altvater seufzte hiebei, und wünschte, daß dieser Kaufmann ein Verwandter von ihm oder gar ein Abkömmling von seinem Bruder sein möchte; allein ich konnte ihm über die Familie und Abkunft dieses Kaufmanns nicht die mindeste Nachricht geben. Hierauf eröffnete mit der Altvater sein Herz, und erzählte mir, wie er mitten in seinem glücklichen Zustande bloß dadurch sich beunruhigt fühle, daß er und die Seinigen auf der Insel ohne Priester seien, der ihnen das h. Abendmahl und andere geistliche Gaben reichen

könnte; außerdem wünsche er, da es an Frauenzimmern auf der Insel nicht fehle, daß einige tüchtige junge Handwerker und Künstler hierher gebracht werden möchten, vor allen aber sehne er sich, vor seinem Ende noch einen seiner Blutsfreunde aus Europa bei sich zu sehen, um demselben einen Theil seiner unermesslichen Schätze zuwenden zu können. Nachdem er noch allerlei mit mir über die Sache gesprochen, schloß er mit folgenden Worten: „Ihr wisset nunmehr, mein redlicher Freund, was mir auf dem Herzen liegt; saget mir daher offen Eure Meinung, ob Ihr Euch entschließen wollt, um meinen Wunsch zu erfüllen, eine Reise nach Europa zu unternehmen, und erst nach Eurer Rückkunft Sophie zu ehelichen. An Gelde, Gold, Silber und Kleinodien will ich Euch zwei bis dreimal hundert Thaler werth zu Reisekosten geben, was sonst noch dazu erforderlich ist, ist nothdürftig vorhanden, was aber die Reisegesellschaft betrifft, so müssen wir deshalb noch genauere Abrede nehmen, denn mit meinem Willen soll keines meiner Kinder einen Fuß auf europäischen Boden setzen.“

Nachdem ich dem lieben Aitvater versprochen, alle seine Wünsche nach Kräften in Erfüllung zu bringen, ward von ihm und den Seinigen beschlossen, daß unser leichtes Schiff in guten Stand gesetzt werden, und daß mich sodann David Julius auf demselben bis nach der Insel S. Helena bringen,

dasselbst mich aussetzen, und hierauf sogleich wieder nach Felsenburg zurücksegeln sollte.

Während die Bewohner der Insel weder Zeit noch Mühe sparten, um das Schiff, welches ich die „Taube“ benannte und mit der holländischen Flagge versah, nach meiner Angabe auszubessern und segelfertig zu machen, nahm ich alle Abende Gelegenheit, mich mit der schönen Sophie zu unterhalten, und kam zuletzt dahin, daß ich ihr meine Hand und mein Herz anbot. Kurz wir verlobten uns am Ende öffentlich, und verschoben die Vollziehung unseres ehelichen Bündnisses bis auf meine Rückkunft.

Als das Schiff endlich mit Allem wohl versehen und ausgerüstet war, nahm ich von dem ehrwürdigen Altvater Abschied. Dieser überlieferte mir zuerst diejenigen Briefe, die ich Euch, mein Eberhard Julius, in Amsterdam wohl versiegelt übergeben habe, und wies mich hierauf in eine Kammer, wo ich aus einem großen Packfasse mir so viel an Geld, Gold und Edelsteinen nehmen sollte, als mir beliebte. Es befanden sich in demselben Schätze von unermeslichem Werth; doch ich nahm nicht mehr davon als dreißig runde Stücke gediegenen Goldes, jedes etwa zehn Pfund schwer, außerdem aber an spanischer Gold- und Silbermünze an funfzig tausend Thaler werth, desgleichen an Perlen und Kleinodien ebenfalls einer halben Tonne Goldes werth. Ich brauchte die

Vorsicht, die kostbarsten Kleinodien und großen Goldmünzen theils in einem bequemen Gürtel, den ich auf dem bloßen Leibe trug, theils in meinen Unterkleidern zu verwahren; die großen Goldklumpen aber wurden zerhackt und in Körbe, die mit den besten Rosinen angefüllt waren, vertheilt und verborgen. Mit den Perlen thaten wir ein gleiches, das gemünzte Gold aber vertheilte ich in verschiedene leberne Beutel, und verwahrte es so, daß ich es in Nothfällen gleich bei der Hand hatte. Der Altvater meinte zwar, ich würde mit so wenigen Gütern nichts ausrichten können, da ich ihm indeß vorstellte, daß überflüssiges Geld und Gut mir nur zur Last und zu schlimmen Verdacht gereichen würde, so überließ er alles meiner Einsicht.

Wir giengen demnach unter tausend Glückwünschen der Zurückbleibenden am 2. October 1724 unter Segel, und verloren bei dem günstigen Winde sehr bald die Insel Felsenburg aus dem Gesicht. Nachdem unterwegs diejenigen, welche des Reisens ungewohnt waren, der See den bekann- ten verdrießlichen Zoll abgestattet hatten, war unser täglicher Zeitvertreib, daß ich meine Gefährten im richtigen Gebrauch des Kompasses, der Seecharten und in anderen Vortheilen bei der Schiffsarbeit immer mehr unterwies, damit sie desto leichter ihren Rückweg nach Felsenburg zu finden, und sich bei vorfallenden Stürmen oder anderen Zufällen eher zu hel-

fen wüßten. So erreichten wir denn ohne den mindesten Unfall die Insel S. Helena, wo wir einige zwanzig englische und holländische Schiffe antrafen, welche theils nach Ostindien segeln, theils aber von da zurückkommend ihren Lauf nach ihrem Vaterlande nehmen wollten. Hier galt es nun Kunst, ihnen Rede und Antwort zu stehen, und doch dabei das Geheimniß, woran uns allen so viel lag, zu verschweigen. Unter den Holländern traf ich keinen einzigen Bekannten an, dagegen kam mir unvermuthet ein englischer Kapitain zu Gesicht, dem ich ehemals auf der Fahrt nach Westindien einen kleinen Dienst geleistet hatte. Ich gab mich ihm zu erkennen, und wurde von ihm aufs freundlichste aufgenommen. Anfangs glaubte er aus meinem äußern Wesen schließen zu können, daß ich Unglück gehabt und in Noth stäke; weshalb ich ihm gestand, daß zwar meine gehaltenen Unfälle mich um mein Schiff, aber keineswegs um mein ganzes Vermögen gebracht, sondern ich hätte noch so viel gerettet, daß ich mich im Stande befände, eine neue Ausrüstung zu unternehmen, sobald ich nur Amsterdam erreicht haben würde. Er suchte mich zu bereben, mit ihm nach Java zu gehen, und versprach mir auf dieser Reise großen Gewinn, auch bald ein Schiffskommando für mich zu schaffen, allein ich dankte ihm dafür, und bat ihn dagegen, mir einen seiner Landleute, die in ihr Vaterland reiseten, um gegen eine

gute Bezahlung mich und meine Sachen dahin mitzunehmen, weil meine Landsleute wegen ihrer starken Ladung mir diesen Dienst nicht leisten könnten.

Der redliche Mann war sogleich dazu bereit, und führte mich zu einem eben so ehrlichen Schiffspatrone, mit dem ich des Handels bald einig wurde, und dann alle meine Sachen bei ihm einschiffte. Nachdem ich den David Julius nebst den Seinigen unter irgend einem guten Vorwande entlassen, um nach Felsenburg zurückzukehren, lichtete auch mein Patron die Anker, und segelte in Gesellschaft von dreizehn englischen und holländischen Schiffen seine Straße. Der Himmel schien uns außerordentlich günstig zu sein, denn es regte sich auf der ganzen Fahrt auch nicht das geringste widerwärtige Lüftchen. Als wir zu den Canarischen Inseln gelangten, traf ich daselbst einen bekannten Holländer, der mich um ein Billiges mit nach Amsterdam nehmen wollte. Da nun mein Engländer sich genöthigt sah, um der Ausbesserung seines Schiffes willen daselbst einige Zeit zu verweilen, so bezahlte ich ihm das Bedungene, schiffte mich bei dem Holländer ein, und kam am 10. Februar glücklich in Amsterdam an.

Sehr merkwürdig war es, daß ich gleich in dem ersten Gasthause, worin ich abtreten und in welches ich meine Sachen bringen lassen wollte, einen von jenen Nordbuben an-

traf, die mich, dem Jean le Grand zu gefallen, gebunden und an die Insel Felsenburg ausgefesselt hatten. Der Schelm wollte, sobald er mich erkannte, sogleich entweichen, weil ihm vermuthlich sein Gewissen sagen mochte, daß er den Strick um den Hals verdient hätte. Doch ich vertrat ihm den Weg, schlug die Thür zu und sagte: „Halt, Kamerad, wir haben einander vor drei Jahren, dünkt mich, schon gekannt, und müssen uns daher mit einander besprechen. Wie geht's? was macht Jean le Grand? hat er auf seinem gestohlenen Schiffe viel erworben?“ — „Ach, mein Herr,“ gab der Schurke zur Antwort, „das Schiff und alle, die darauf gewesen, sind für ihre Untreue hinlänglich bestraft. Denn das erstere ist unweit Madagascar geborsten und versunken, Jean le Grand aber hat nebst allen Leuten elendiglich ertrinken müssen; ja es hat sich niemand retten können, als ich und noch drei andere, die es mit Euch sehr gut meinten.“ — „So hast Du denn also,“ versetzte ich, „es auch gut mit mir gemeint?“ — „Ach, mein Herr,“ rief er, indem er sich zu meinen Füßen warf, „ist gleich von mir manches Böse von mir verübt worden, so habe ich doch anderseits es hauptsächlich hintertreiben helfen, daß man Euch nicht ermordet hat, was, wie Ihr leicht glauben werdet, von der ganzen Rotte beschlossen war.“ Ich wußte, daß der Kerl wohl ein Bösewicht, doch keiner von den schlimmsten gewesen

war, darum jammerte mich seiner, so daß ich ihn aufstieß und sagte: „Du weißt, welches Dein Lohn sein würde, wenn ich die an mir begangene Bosheit gehörigen Ortes anzeigen wollte; allein ich vergebe Dir alles von Herzen, und wünsche, daß Dir Gott Deine Sünde ebenfalls vergeben möge. Nimm Dir an dem Schicksal Deiner Mitgesellen ein Beispiel, und bessere Dich. Ihr habt es mit mir wohl böse zu machen gedacht, aber Gott hat es gut gemacht; denn ich habe jetzt mehr Geld und Güter, als ich jemals gehabt habe.“ Mit diesen Worten zog ich ein Goldstück, etwa zwanzig deutsche Thaler werth, aus meinem Beutel, schenkte es ihm, und versprach, noch mehr gegen ihn zu thun, wofern er mir diejenigen herbringen könne, die sich nebst ihm von dem verunglückten Schiffe gerettet hätten. Der neu auslebende arme Sünder bezeugte mir in demüthigen Ausdrücken seine Dankbarkeit, und versprach, noch vor Abends zwei von den erwähnten Personen, nämlich Philipp Wilhelm Horn und Adam Gorques, zu mir zu bringen, den dritten aber, welches Conrad Bellier gewesen, wisse er nicht mehr zu finden, sondern glaube, daß derselbe mit nach Grönland auf den Wallfischfang gegangen sei.

Ich hatte nicht geglaubt, daß der Mensch sein Wort halten würde; indeß Nachmittags brachte er die beiden eben genannten Männer unerwartet in meine Stube, die, sobald

sie mich erblickten, mir mit Thränen um den Hals fielen, und ihre Freude über meine Erhaltung nicht genug an den Tag zu legen wußten. Besonders freute ich mich über Horn, dessen Klugheit, Erfahrung und Tapferkeit mir seit Jahren bekannt war. Er hatte unsängst wieder die Stelle eines Quartiermeisters übernommen, und schickte sich zu einer neuen Reise nach Batavia an; jedoch, als er hörte, daß ich ebenfalls wieder ein Schiff, ausrücken und eine Fahrt antreten wollte, versprach er, sich bereits am folgenden Tage wieder loszumachen und bei mir zu bleiben. Ich schenkte, sobald sich der erste leichtfertige Mensch entfernt hatte, jedem der beiden letzteren zwanzig Dukaten, Horn aber, der zwei Tage nachher wieder zu mir kam und mir meldete, daß er nunmehr völlig frei sei und ganz zu meinen Diensten stehe, empfing aus meinen Händen noch funfzig Dukaten zum Angeld, und nahm alle die Berrichtungen, die ich ihm auftrug, mit Vergnügen über sich.

Ich miethete mir nunmehr ein bequemeres und sicheres Quartier, nahm die vor einigen Jahren in die Bank gelegten Gelder zwar nicht zurück, übermachte aber dieselben meinen Geschwistern, denen ich meine Anwesenheit in Amsterdam und zugleich auch noch meldete, daß ich mich nicht lange daselbst aufhalten, sondern ehestens nach Ostindien zurückreisen und dort für die noch übrige Zeit meines Lebens

bleiben würde, weshalb sich niemand zu mir bemühen, sondern der eine oder der andere mir nur schreiben dürfte, wie sich die Meinigen befänden. Mittlerweile mußte mir Horn die Perlen und einige Goldklumpen zu Gelde machen, wofür ich ihm die vortrefflichen Felsenburger Rosinenvorräthe überließ, aus denen er ein ziemliches Stück Geld lösete. Hierauf sah ich mich nach einem neuerbauten Schiffe um, und sobald ich eines gefunden und baar bezahlt hatte, gab ich ihm den Namen „der getreue Paris,“ Horn aber empfing von mir die nöthigen Aufträge, wie es ausgerüstet und mit was für Leuten es bemannt werden sollte. Wegen der hiezu nöthigen Gelder wies ich ihn an einen Bankier, der von alten Zeiten her mein Herzensfreund war, und trat sodann die Reise nach Eurer Geburtsstadt, mein Eberhard, an.

Ich erreichte dieselbe am 6. Mai. Aber, o Himmel, wie erschrak mein Herz, als ich auf die erste Frage nach dem reichen Kaufmann Tullius, von meinem Wirthe die traurige Nachricht erfuhr, daß derselbe vor wenigen Wochen bankerot geworden und dem Vernehmen nach eine Reise nach Ost- oder Westindien angetreten habe. Bei meinen ferneren Nachforschungen fand ich, daß jeder des Gastwirths Nachricht bestätigte und des redlichen Kaufmanns Unglück beklagte, ja einige bedeutende Personen wollten behaupten, es sei ein großer Fehler und Uebereilung von ihm gewesen, daß

er sich entfernt habe, weil allen seinen Creditoren bekannt, daß er kein liederlicher und muthwilliger Bankerutmacher sei, weshalb ein jeder gern mit ihm Nachsicht gehabt, ja vielleicht zu seinem Wiederaufkommen etwas beigetragen haben würde. Allein was konnten mir nunmehr alle diese schönen Reden helfen? Der Kaufmann Julius war fort, und ich konnte nichts weiter erfahren, als daß er einen einzigen Sohn habe, der auf der Universität zu Leipzig studire. Sogleich ließ ich mir Dinte und Feder geben, und setzte an diesen mir sehr vorzüglich geschilderten Studenten einen Brief auf, um zu versuchen, ob ich mir die persönliche Reise nach Leipzig ersparen und Euch, mein Eberhard, durch einige Zeilen zu mir locken könnte. Der Himmel muß selber dabei im Spiele gewesen sein, darum ist mirs gelungen. Ich setzte Euch und allen den Uebrigen, die ich zu Reisegefährten mitnehmen wollte, einen sehr kurzen Termin, glaubte auch nichts weniger, als daß ich so zeitig von Amsterdam absegeln würde, und dennoch mußte sich alles nach Herzenswünsche fügen.

Hiebei darf ich nicht zu erwähnen vergessen, daß ich mich einst nach der Mittagsmahlzeit auf den Weg machte, um dem Senior des dasigen geistlichen Ministeriums einen Besuch abzustatten, und denselben zu bitten, mir einen feinen, musterhaften Menschen zum Schiffsprediger zuzuweisen. Da ich den Senior nicht zu Hause traf, und erst für den ande-

ren Morgen zu ihm bestellt wurde, machte ich einen Spaziergang außerhalb der Stadt in einen lustigen Baumgang, wo ich zufällig einen schwarz gekleideten Mann in tiefen Gedanken vor mir hergehen sah. Ich verdoppelte meine Schritte, und holte ihn sehr bald ein. Es war dies niemand anders, als der hier gegenwärtige Herr Magister Schmelzer, und ungeachtet ich ihn nie zuvor mit Augen gesehen, so sagte mir doch mein Herz, daß er ein Theologe sein mußte.

Wir grüßten einander freundlich, und ich nahm mir die Freiheit, ihn zu fragen: ob er ein Theologe sei. Er bejahete es, und setzte hinzu, daß er in diese Stadt zu einer Condition verschrieben worden, durch einen Zufall aber zu spät gekommen sei. Hierauf fragte ich weiter: ob er mir nicht einen feinen jungen Menschen zuweisen könne, der da Lust habe, als Prediger mit mir zu Schiffe zu gehen. Er verfarbte sich bei dieser Frage, und sagte dann nach einer Weile: „Mein Herr, ich kann Sie bei Gott versichern, daß ich für jetzt hier keinen einzigen Candidaten der Gottesgelehrtheit kenne. Zwar habe ich vor einigen Jahren bei einem hiesigen Kaufmanne, Namens Julius, die Information seines Sohnes gehabt, da ich aber nach der Zeit mich anderwärts aufgehalten und nunmehr erst vor zwei Tagen, wiewohl vergebens, hierher zurückgekehrt bin, so weiß ich nicht, ob jetzt dergleichen Personen hier zu finden sind.“ Ich ge-

wann den Herrn Magister Schmelzer während dieser Reden so lieb, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihn weiter zu fragen: ob er nicht selber Lust und Belieben habe, das Amt eines Schiffpredigers anzunehmen, zumal da ich ihm das, was andere in solchen Stellen zu genießen hätten, doppelt zahlen wolle? Er gab zur Antwort: „Gott, der mein Herz kennt, wird mir Zeugniß geben, daß ich nicht um zeitlichen Gewinnes willen in seinem Weinberge zu dienen suche, da ich indeß diesen Ruf, der jetzt an mich gelangt, für eine göttliche Fügung erkenne, so will ich mich nicht weigern, demselber Folge zu leisten, doch nicht eher, als bis ich durch ein gehöriges Examen dazu tüchtig befunden und dem heiligen Bruche nach zum Priester geweiht worden bin.

Bei diesen Reden traten mir und ihm die Thränen in die Augen. Daher reichte ich ihm die Hand und sagte weiter nichts als folgendes: „Es ist genug, mein Herr! Gott hat Sie und mich wohl berathen, daher bitte ich Sie, mir in mein Logis zu folgen, wo wir über diese Sache umständlicher mit einander sprechen wollen.“ Sobald wir daselbst angelangt waren, trug ich kein Bedenken, ihm eine treue Schilderung von dem Zustande der Insel Felsenburg und ihrer Bewohner zu entwerfen. Er hörte meinen Bericht mit vieler Verwunderung an, und versicherte, daß er unter diesen Umständen die Reise dahin um so vergnügter unternehmen

auch sich gar nicht beschweren wolle, wenn er auch Zeitlebens daselbst bleiben müßte. Nachdem er mir in aller Kürze seine Lebensgeschichte erzählt, nahm ich Anlaß, ihn wegen des Kaufmann Franz Martin Julius und dessen Familie zu befragen, und erfuhr, daß der Herr Magister Schuelzer vom Jahr 1716 bis 1720 bei demselben als Informator seines Sohnes Eberhard und seiner Tochter Juliane Luise in Diensten gewesen wäre. Da er wußte zu meinem großen Vergnügen mir die ganze Geschichte des im dreißigjährigen Kriege enthaupteten Stephan Julius so genau zu erzählen, wie ich sie bereits von dem lieben Aelteren vernommen, und zu erweisen, daß Franz Martin Julius des Stephans echter Enkel im dritten Gliede sei.

Ich entdeckte ihm hierauf, wie ich den jungen Eberhard, der sich sicherem Vernehmen nach jezt in Leipzig aufhielt, erst vor wenigen Tagen durch Briefe und beigelegte Wechsel zu Reisegeldern nach Amsterdam in mein Logis eingeladen hätte, und wie ich nicht zweifelte, daß er sich gegen Johannis daselbst einsinden würde; wo nicht, so würde ich mich genöthiget sehen, selber nach Leipzig zu reisen und ihn aufzusuchen. Nachdem wir bis in die späte Nacht dergleichen mit einander gesprochen hatten, legten wir uns zur Ruhe, und giengen den folgenden Tag in aller Frühe zu dem Senior des geistlichen Ministeriums, und trugen demselben unser An-

liegen vor. Dieser bezeugte sich unseren Wünschen so bereitwillig, daß er sogleich noch drei seiner Amtsbrüder zu sich berufen ließ, und mit diesen den Herrn Magister Schmelzer in meiner Gegenwart vier Stunden lang aufs schärfste examinierte, und nachdem er ihn tüchtig befunden, zwei Tage darauf ihn in öffentlicher Kirche ordentlich zum Priester weihte. Ich weinte vor Rührung bei dieser heiligen Handlung, zahlte, nachdem alles vollbracht, an das geistliche Ministerium zweihundert Dukaten, eben so viel in die Kirche und Armenkasse, und nahm dann von den Herren Geistlichen, die uns zu unserem Vorhaben und unserer Reise tausendfachen Segen wünschten, gerührt Abschied.

Ich hätte den Herrn Magister Schmelzer gern sogleich mit nach Amsterdam genommen, allein er bat mich um die Vergünstigung, zuvor noch eine Reise in sein Vaterland zu machen, um daselbst von seinen Freunden und Verwandten Abschied und zugleich seine vortreffliche Bibliothek von da mitzunehmen. Ich zahlte ihm daher tausend Thaler in Golde, und verabredete mit ihm die Zeit, wo er mich in Amsterdam treffen sollte. Hierauf setzte ich meine Rückreise nach Amsterdam ganz bequem fort, und nahm unterwegs den Wundarzt Kramer, sodann auch Ligberg, Plager, Harkert und die übrigen Handwerker in meine Dienste. Jedem derselben gab ich fünf französische Louisd'or auf die Hand,

und sagte ihnen offen, daß ich sie auf eine angenehme und fruchtbare Insel führen wollte, wo sie sich mit ihrer Hände Arbeit redlich nähren und wosfern es sie beliebte, mit den dortigen schönen Jungfrauen verheirathen könnten; doch nahm ich zuvor von jedem einen Eid, daß sie diese Sache weder in Amsterdam noch unter dem übrigen Schiffevolke ruchtbar machen sollten.

So gelangte ich denn mit den von mir angeworbenen Leuten am 11. Junius glücklich in Amsterdam an, wo mein treuer Horn und Adam Gorques unter Aufsicht meines werthen Freundes, des Bankiers G. v. W., bereits das Schiff in besten Stand gesetzt hatten. Wir kauften hierauf auch noch das Vieh und andere Sachen ein, die ich mit hierher zu nehmen für nöthig erachtete. Jeder von den neu angeworbenen Künstlern und Handwerkern erhielt so viel Geld, als er zu Anschaffung seines Werkzeugs und anderer Geräthschaften bedurfte, und da endlich auch mein lieber Eberhard Julius wenige Tage nachher sich bei mir einfand, so bekam derselbe ebenfalls genug zu thun, um die nöthigen Bücher und andere Sachen einzuhandeln. Am 24. Julius traf auch noch die letzte Person, auf die ich bereits mit Schmerzen wartete, nämlich Herr Magister Schmelzer, bei mir ein, und da nun alle beisammen waren, hielt ich auf dem Schiffe eine allgemeine Musterung, und verordnete, daß alle Perso-

nen auf dem Schiffe bleiben und meine Ankunft erwarten möchten. Sodann brachte ich meine Geschäfte bei der ostindischen Kompagnie vollends in Ordnung, empfing meine sichern Pässe, Handels- und Freibriefe, und konnte so zur bestimmten Zeit von Amsterdam absegeln.

Auf der Insel Teneriffa, wo wir nach auszustandnem Sturm, um unser Schiff auszubessern und uns mit frischen Lebensmitteln zu versehen, einige Tage still lagen, zog ich eines Abends meinen Lieutenant Horn auf die Seite, und sagte zu ihm: „Mein guter Freund, es ist nunmehr Zeit, daß ich Euch mein ganzes Herz offenbare, und Euch zu einem wohlhabenden Manne mache, wofern Ihr mir einen Eid schwören wollet, daß Ihr das Geheimniß, welches ich Euch und dem redlichen Vorques nun anvertrauen will, möglichst verschweigen, und zugleich die billige Forderung, die ich an Euch beide thun werde, erfüllen wollet.“ Horn war anfangs betroffen, allein auf meine nochmalige Ermahnung leistete er mir den verlangten Eid, werauf ich also fortfuhr: „Wisset, mein Freund, daß ich nicht Willens bin, mit nach Ostindien zu gehen, sondern ich werde mich ehesten Tages an einem mit bequemen Orte nebst den dazu bestimmten Personen und Waaren aussetzen lassen. Euch aber will ich nicht allein das Schiff, sondern auch alles dazu gehörige zu eigen geben, und Euch statt meiner den übrigen

als Kaptein und Patron vorstellen, wozu ich laut meiner Pässe und Freibriefe von den Häuptern der ostindischen Kompagnie die Vollmacht habe. Dafür verlange ich von Eurer Seite nichts, als daß Ihr dem Adam Gorques, der an Eurer Stelle Schiffslieutenant werden soll, nicht allein seinen richtigen Sold zahlet, sondern ihm auch der dritten Theil von demjenigen, was Ihr auf dieser ersten Reise gewinnet, abgebet, und daß Ihr auf Eurer Rückreise, die ja doch binnen zwei oder drittehalb Jahren erfolgen wird, Euch durch einige Kanonenschüsse wieder an dem Orte meldet, wo ich mich werde aussetzen lassen, im übrigen aber von meinem Aufenthalt weder in Europa noch sonst anderswo etwas ruchtbar werden lasset."

Der gute Horn wußte anfangs vor innerer Bewegung des Gemüths kein Wort zu erwiedern, als ich mich indeß noch deutlicher erklärt und ihm ein Verzeichniß aller der Sachen eingehändigt hatte, die er mir bei seiner Rückreise aus Ostindien mitbringen sollte, schwur er mir, alles, was ich begehrte, zu erfüllen. Ich habe demnach die Hoffnung, daß wir durch seine Hilfe alles, was wir künftighin etwa aus Europa noch nöthig haben sollten, sehr bequem werden erlangen können.

Wie es mit unserer ferneren Reise gegangen, ist bereits bekannt, und ich will daher nur noch soviel hinzufügen, daß

ich glücklich auf dieser anmuthigen Insel angelangt bin, und unsern lieben Aeltern nebst den Seinigen wohl und gesund, meine geliebte Sophie aber treu und beständig wiedergefunden habe.“

Nachdem der bisherige Kapitain Leonhard Wolfgang seine Erzählung geendigt hatte, und die Mittagszeit herangekommen war, stellten sich Christian, Julius und dessen Tochter Sophie bei der Mittagsmahlzeit ein, da denn Magister Schmelzer und ich alle Gelegenheit und Ursache hatten, die besondere Schönheit und den ausnehmenden Verstand dieser Jungfrau zu bewundern, und des Kapitain Wolfgang's getroffene Wahl zu billigen.

Am folgenden Sonntage nach dem Gottesdienst wurde der Kapitain Wolfgang mit Sophien durch den Magister Schmelzer ehelich zusammen gegeben, worauf beide das in Christianensraum für sie neu erbaute Haus bezogen. Das Hochzeitmahl ward indeß erst einige Tage später gefeiert, bei welchem sich alle Bewohner der Insel einfanden. Es waren hiezu auf der schönen Ebene am Fuße des Alberthügels Bänke und Tische aus grünem Rasen in großer Anzahl errichtet worden, und es fehlte nicht an den köstlichsten Speisen, indem allerlei fettes Wildpret, große und kleine Vögel, vielerlei Arten von Fischen, Schildkröten, Seeälber, Vögel:

und Schildkröteneier, Wurzeln und wohlschmeckende Früchte im Ueberfluß vorhanden waren. Nach der Mahlzeit hielten die jungen Leute zur Belustigung ein Wettlaufen, das bis gegen Sonnenuntergang dauerte, worauf von einem ganzen Centner gebrannter Kaffeebohnen und dem dazu erforderlichen Zucker ein angenehmes, warmes Getränk zubereitet und in Geschirren herumgereicht wurde.

Bei eintretender Dämmerung begaben sich die sämtlichen Hochzeitgäste auf den Heimweg, unser Altvater aber ließ sich nach seiner Burg zurückfahren. Wir folgten ihm in sein Gemach, und da er noch keine Lust zum Schlafengehen bezeigte, sondern uns zuredete, mit ihm noch einige Pfeifen Taback bei einem Glase seines wohlbereiteten Gerstentranke zu rauchen, war ein jeder dazu bereit. Selbst Herr Magister Schmelzer, der doch sonst eben kein Freund des Tabackrauchens war, ließ sich diesen Abend bereben, ein Pfeifchen mit anzustecken. Nachdem wir allerlei fröhliche Gespräche geführt hatten, legte der Altvater ein besonderes Verlangen an den Tag, die Lebensgeschichte eines jeden der zuletzt angekommenen Europäer zu vernehmen. Worauf Herr Magister Schmelzer, um eine Höflichkeit durch die andere zu vergelten, ohne Zögern selber den Anfang machte, und seine eigene Lebensgeschichte mit folgenden Worten zu erzählen begann:

G e s c h i c h t e

d e s M a g i s t e r S c h m e l z e r .

Ich Ernst Gottlieb Schmelzer bin der zweite Sohn eines evangelisch-lutherischen Predigers, der in einem polnisch-preussischen, unweit Elbingen gelegenen Dorfe sein Amt verwaltete. Geboren wurde ich am 28. August 1692, und meine Eltern sparten keine Mühe, mich nebst meinen Geschwistern so fromm und gottgefällig als möglich zu erziehen. Wir Kinder bekamen gleich von zarter Kindheit an einen guten Informatör und eine besondere Wartfrau; denn meine Mutter hatte mit Besorgung ihrer Hauswirthschaft viel zu schaffen, zumal da mein Vater seinem Berufe so eifrig und gewissenhaft nachgieng, daß er sich um die Nahrungsforgen nicht zu bekümmern vermochte. Allein eben dieser preiswürdige Eifer brachte meinem seligen Vater einen frühzeitigen Tod zuwege.

Es traf sich nämlich im Jahre 1703 während des da

maligen Krieges, daß zwei schwedische Offiziere nicht weit von unserem Dorfe Kugeln mit einander wechselten, wovon der eine sehr gefährlich, und zwar, der Aussage der Aerzte nach, durch den Magen und Unterleib geschossen wurde. Sowohl die Aerzte als die Barbierer sprachen dem elenden Patienten, nach genauer Untersuchung der Wunde, das Leben ab, und ermahnten ihn, in Erwägung seines bisher geführten ruchlosen Lebens, den kurzen Rest seiner Lebenszeit noch zur wahren Buße und Versöhnung mit Gott anzuwenden. Aus dieser Ursache wurde nun mein seliger Vater zu dem Kranken gerufen, doch ohne durch seine Besuche das Geringste bei ihm auszurichten, da derselbe weder von Buße und Bekehrung, noch vom Tode und Sterben etwas hören wollte. Als indeß den Kranken bald darauf ein so heftiges Wundfieber besiel, daß er völlig zu rasen anfieng, ließen seine Freunde, sobald nur der erste Anfall vorüber und er wieder einigermaßen bei Verstande war, meinen seligen Vater um Mitternachtszeit abermals inständig bitten, sich hin zu bemühen und des armen Patienten Seele zu retten, da derselbe schwerlich noch einen Tag erleben würde. Mein seliger Vater ließ es an seiner Mühe und Beredsamkeit nicht fehlen, doch ohne seinen Zweck zu erreichen; weil der Patient unablässig rief: man solle ihm den schwarzen Pfaffen vom Halse schaffen, oder er müsse verzweifeln. „Mein werther

Herr und Freund," sagte endlich mein Vater, „ich wollte gern einen weißen, blauen, rothen oder andres gefärbten Rock anziehen, wenn es mir in solcher Kleidung möglich wäre, Eure arme Seele aus des Satans Netzen zu wickeln; allein überleget selbst, ob es nicht besser sei, einen schwarzgekleideten Diener Gottes, der den Weg zum Himmel zeigt, als unzählige höllische Geister, die auf die theuer erkaufte Seele lauern, vor seinem Sterbebette zu bulden.“

Kaum hatte mein seliger Vater die letzte Sylbe seiner Worte gesprochen, als der Patient unvermuthet aus dem Bette sprang, ihn sammt seinem Sessel zu Boden warf, über meinen seligen Vater herfiel, das Gesicht desselben mit den Fingernägeln aufs grimmigste zerkrachte, ihm überdies zwei Bisse in den Backen und den dritten ins linke Ohr versetzte, ja denselben unfehlbar erstickt haben würde, wenn nicht fünf starke Männer herzu gesprungen wären und diesen Mordbuben mit Gewalt hinweggerissen hätten.

Es brachten demnach einige Leute meinen halb ohnmächtigen Vater nach Hause geführt, der sogleich ins Bette gelegt und von den besten Aerzten besucht und besorgt wurde. Der wüthende Patient war noch vor Anbruch des Tages unter schrecklichem Brüllen gestorben, mein seliger Vater aber bekam von dem gehaltenen Schrecken ein hitziges

Fieber, wobei ihm der Kopf entseßlich aufschwoß, so daß er ungeachtet aller angewandten Sorgfalt der Aerzte und Barbieren sieben Tage darauf seinen Geist aufgeben mußte.

So wurde ich denn in meinem elften Jahre nebst meinen sechs übrigen Geschwistern, von denen der jüngste Bruder nur etliche Wochen alt war, plötzlich zur armen Waise. Denn wenn gleich mein Vater beinahe sechzehn Jahr eine ziemlich einträgliche Pfarre besessen, so war es doch wegen verschiedener Unglücksfälle, die in den bösen Zeiten ihren Grund hatten, in seiner Haushaltung so weit gekommen, daß seine ganze Verlassenschaft, dem gemeinen Sprichworte nach, in Büchern und Kindern bestand. Meine gute Mutter zog gleich nach Ablauf des Gnadenjahres nebst uns Kindern in ihre Geburtsstadt Elbingen; zumal da sie von ihrer Mutter Schwester, die eine betagte und kinderlose Frau war, noch eine ziemliche Erbschaft zu hoffen hatte. Mein ältester Bruder, welcher keine Lust zum Studiren, dagegen desto größere zur Chirurgie und Barbierkunst bezeigte, wurde in seinem sechzehnten Jahre demnach in die Lehre gegeben. Nachdem er seine drei Lehrjahre ausgehalten, reiste er in die Welt, kam nach sechsjähriger Abwesenheit wieder nach Hause, nahm aber bald darauf Dienste auf der schwedischen Flotte. Da indeß ein Theil der gedachten Flotte am 27. Julius 1714 von den Russen geschlagen wurde, so

hatte mein guter Bruder das Unglück, sein junges Leben dabei einzubüßen.

Ich meines Theils war von Jugend auf desto eifriger auf die Bücher erpicht, und mein getreuer Informator gab sich sowohl als mein leiblicher Vater die äußerste Mühe, mir neben der deutschen auch die lateinische Sprache gleichsam mit der Muttermilch einzuslößen. Da ich nun die Grundregeln derselben nach und nach recht spielend faßte, so setzten mich meine treuen Lehrer auf dem Eßlinger Gymnasium schon in meinem dreizehnten Jahre nach Selecta, wodurch mein Fleiß nur noch mehr angefeuert wurde. Außerdem widmete ich meine Freistunden der Musik, und brachte es durch unermüdete Lust und Liebe sehr weit darin. Da ich indeß außer dem Geldbeutel meiner Mutter, die doch selbst sehr kümmerlich leben mußte, wenig Unterstützung fand, indem unsere alte Frau Muhme so geizig war, daß sie ungeachtet ihres großen Vermögens noch immer Hungers zu sterben fürchtete, und der Himmel mir wegen meiner reinen und wohlgelübten Singstimme auf einem andern Gymnasium große Vortheile zeigte, so schaffte mich meine Mutter, obwohl mit schwerem Herzen, endlich mit guter Gelegenheit dahin, woselbst mir die guten Zeugnisse meiner Lehrer und die Empfehlungsschreiben anderer vornehmer Leute den einträglichsten Unterhalt verschafften.

Diese Veränderung meines Aufenthaltes und meiner Studien ereignete sich kurz nach Pfingsten des Jahres 1707, und da ich so glücklich war, mich bei dem ersten Examen sowohl im Peroriren als in der Ausarbeitung der mir aufgegebenen Exercitien vor andern, die weit älter waren als ich, ziemlich hervorzuthun, erwarb ich mir die Gunst vornehmer Schulgönner und meiner neuen Lehrer in reicherm Maße, als ich mir hätte einbilden können. Ein vornehmer Mann, mit dessen zwölfjährigem Sohne ich die schönen Wissenschaften, zu seinem und meinem Nutzen, täglich wiederholen mußte, gab mir, aus besonderer Vorliebe gegen mich, freien Tisch, Stube, Holz, Licht, Wäsche, und überdies noch manchen schönen Thaler an baarem Gelde, ja da er meinen Fleiß bemerkte, zog er selber noch vier andere wohlgezogene Knaben zu diesen Uebungen, deren Eltern, als vornehme und wohlhabende Leute, mich unverdienter Weise mit Geschenken überhäuften. Nächst diesem brachte mir meine Singstimme, die ich wöchentlich im Choro, alle Sonntage bei der Kirchenmusik, und dann auch oft in vornehmer Leute Häusern hören ließ, eine gute Einnahme zuwege, weshalb ich nach Ablauf des ersten halben Jahres meiner lieben Mutter sechs Dukaten Ersparniß nach Hause schicken konnte.

Dieser mein glücklicher Zustand dauerte indeß nicht

lange. Es bestand nämlich an dem Orte meines damaligen Aufenthaltes ein Kollegium des Jesuitenordens, mit dessen Schülern meine Kameraden, nämlich die evangelisch-lutherischen Gymnasiasten, in beständigen Zwistigkeiten lebten. Diese Jesuiterschüler thaten uns manche Kränkung an, besonders kränkte uns folgender Streich am empfindlichsten. Nicht weit von der Stadt in einem lustigen Spaziergange befand sich von Natur ein sehr anmuthiges Echo, welches die letzten Endsyblen aller etwas stark ausgerufenen Worte zwei, drei, bis viermal ungemein vernehmlich wiederholte. In dieser Gegend nun pflegten sich die Jesuiterschüler sehr oft aufzuhalten. Sobald sie merkten, daß einer oder der andere von uns Gymnasiasten ebenfalls daselbst spazieren gieng, so schrie gemeiniglich einer von unsern Feinden folgende läppische Stichelreden, die sogleich vom Echo beantwortet wurden:

Quid est Lutheranus? Anus.
 Quid est Lutheri aemulus? Mulus.
 Quomodo vocatur Lutheranorum studiosus? . O sus!

Wir bemerkten zwar sehr bald, daß dies bloß eine Verdrehung des lustigen Einfalles eines längst verstorbenen protestantischen Gelehrten sei, nahmen uns aber nicht die

Mühe, ähnliche Schimpfprüche der Art auszufinnen. Jedoch waren einige der Unfern so herzhast, die eigenen Worte des eben erwähnten Gelehrten dem Echo entgegen zu rufen:

Quid est Jesuitulus? Vitulus.

Nonne nequam est Jesuita? Ita.

Darüber kam es nun verschiedene mal zum wirklichen Handgemenge, wobei bald die Jesuiterschüler, bald die evangelischen Gymnasialisten blutige Köpfe und blaue Flecken davon trugen. Einst, da ich nebst anderen Konzertisten, um Musik zu machen, auf eine Hochzeit berufen war, befanden sich auch einige Jesuiterschüler — oder Studenten, wie sie gern heißen wollten — daselbst gegenwärtig, die, während wir nebst anderen Musikanten bei Tische saßen und speiseten, nicht unterlassen konnten, ihre eingebilbete Gelehrsamkeit mit vielen lateinischen Stichelworten an den Tag zu legen. Unter andern brachte einer von ihnen folgende lateinische Verse zu Markte:

Quo Lutheranus, dic, possit nomine dici?

Haeresium dici bibliotheca potest.

Was auf deutsch etwa heißen sollte:

Sag an: was eigentlich ein Lutheraner sei?

Er ist der Inbegriff von aller Keckerei.

Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich bei Anhörung dieser Verse, da ich gerade ein Spitzgläschen Wein trank, so sehr begeistert wurde, daß ich nach einer kurzen Weile folgende Verse unbedachtsam hersagte:

Ordine nil melius, sed nil est ordine pejus,
Qui Jesu nomen, non tamen omen habet.

Auf deutsch:

Das ist der beste zwar, doch auch der böste Orden,
Der sich nach Jesu nennt, und ihm nie gleich geworden.

Man sah augenblicklich an den ergrimmtten Gesichtern unserer beiden Widersacher, daß ihnen die Galle überlief. Einer der Musikanten aber, der ein sehr guter Lateiner war, bat mich, diese Verse noch einmal herzusagen, und da ich mich in meiner Unbesonnenheit mich dessen nicht weigerte, so schrieben es außer ihm meine Mitschüler und andere, die dabei saßen, in ihre Schreibetafeln. Unsere Widersacher knirschten vor Bosheit mit den Zähnen; da sie indeß zu schwach waren, um sich auf der Stelle zu rächen, so schlichen sie für diesmal stillschweigend davon.

Unser Rector hatte am folgenden Tage kaum diesen Streich vernommen, als er mich nebst den anderen Gymnasten, die auf der Hochzeit mit musiciret hatten, zu sich

rufen ließ. Auf sein Befragen bekannten wir ihm offenherzig alles, was vorgegangen war. Er schrieb meine Verse in sein Tagebuch, schüttelte sodann den Kopf, und sagte: „Mein Sohn, Euer gesunder Verstand ist eben so wenig zu tadeln, als Eure gute Anlage zur Poesie; allein gebraucht dieselbe künftig mit größerer Vorsicht, zumal an solchen Orten, wo keine völlige Kirchenfreiheit ist. Die Herren Jesuiten, so wie ihre Schüler, sind sehr rachgierige Leute, und so könntet Ihr sehr leicht Euch und uns Allen großen Verdruß und Unglück zuziehen. Wer weiß, was sie dieses Vorfalles wegen zusammenschmieden werden. Indesß rathe ich Euch wohlmeinend, daß Ihr Euch auf der Straße, besonders bei Abende, sehr in Acht nehmet, daß Ihr nicht etwa ihren Schülern in die Hände falltet.“

Mein Principal nebst anderen Gönnern und guten Freunden rieth mir ein gleiches. Unterdesß wurden meine Verse fast in allen evangelischen Häusern kund; doch die Herren Jesuiten stellten sich, als ob sie diesen Streich entweder nicht wüßten, oder nicht achteten. Daher sieng ich nach Verlauf eines Monats zu glauben an, meine Furcht und Vorsicht sei ganz unnützlich gewesen. Leider aber mußte ich sehr bald das Gegentheil erfahren.

Als ich nämlich eines Abends vor der Hausthür stand, kam ein grün gekleideter Bediente, und bat mich, ihn zu

berichten, in welchem Hause der Gymnasiast Schmelzer anzutreffen sei. Nachdem ich ihm nun gesagt, daß ich selbst derjenige sei, den er suche, sagte er zu mir sehr freundlich: ich möchte doch so gut sein, und ihm in ein gewisses Haus folgen, welches er mir nannte, weil daselbst zwei fremde Herren meine so sehr gerühmte Singstimme bei einer schönen Abendmusik zu hören wünschten und meine Mühe reichlich belohnen wollten. „Allein,“ setzte er hinzu, „ich dürfte nicht säumen, weil sie und die Musikanten selbst mit Schmerzen auf mich warteten.“ Zu meinem Unglück war mein Principal nebst seiner Familie bei einem vornehmen Freunde zu Gaste, und da ich nicht länger als zwei bis drei Stunden auszubleiben gedachte, so sagte ich, gewisser Ursachen wegen, dem Hausgesinde nicht, wo ich hin wollte, sondern holte nur in der Eile einige Musikalien von meiner Stube, mit denen ich sodann ohne Bedenken dem unten vor der Thür auf mich wartenden Bedienten sehr hurtig nachfolgte.

In dem oberen Stock des mir bezeichneten Hauses traf ich wirklich zwei sehr schön gekleidete Kavaliere sitzen, allein es befanden sich bloß zwei, mir ganz unbekannte Musikanten bei ihnen, von denen der eine eine Viola di Gamba, der andere aber eine Violine spielte. Man bewillkommte mich auf's allerfreundlichste, und sagte nach diesem: „Mein

Herr, Ihr hättet nicht nöthig gehabt, Musikalien mitzubringen, weil wir bereits diejenigen Stücke, die wir längst gern hören wollen, bei uns haben.“ Hierauf legten sie mir eine nicht uneben gesetzte Cantate vor, die ich ohne Bedenken annahm, und nach meinem besten Vermögen absang. Sobald ich zu Ende war, bezeigten sie mir ihr besonderes Vergnügen darüber, und überreichten mir noch eine dergleichen, nach deren Absingung ich eine kurze Zeit ruhen, auch ein paar Gläser Wein nebst etwas Confect genießen mußte. Nachher wurden noch andere lustige Arien und dergleichen hervorgesucht; doch, da alle ganz leicht gesetzt waren, hatte ich wenig Mühe, dieselben gehörig heraus zu bringen. Beide Kavaliere ertheilten mir demnach ein ganz besonderes Lob, so daß ich sie endlich bitten mußte, mich nicht ganz zu beschämen. Mittlerweile mußte mir der Bediente noch mehr Wein und Confect bringen. Da ich aber nur wenig trinken und essen wollte, sprach der eine Kavaliere: „Er wird vielleicht diesen Wein seiner Stimme nicht zuträglich finden. Jacob, lange ihm ein Glas Canariensect aus dem Flaschensutter, nebst zweien von meinen köstlichen Morsellen; dies wird ihm wohlschmeckender und nützlicher sein.“ Ich verbat zwar alles, da aber der Diener augenblicklich beides herbei brachte, ließen beide Herren nicht ab, mich zu nöthigen, bis ich alles auf ihre Gesundheit verzehrt hatte.

Unterdeß zog einer der Musikanten eine Partitur aus dem Busen, und sagte zu den beiden Cavalieren: „Gnädige Herren, ich habe hier eine sehr artige, ganz neu verfertigte Cantate. Mit Dero gnädigen Erlaubniß wollen wir doch dieselbe probiren.“ Da nun beide durch Kopfnicken ihren Beifall bezeigten, so mußte ich mich bequemen, bei der Partitur mit einzustimmen. Die letzte Arie von dieser Cantate werde ich in meinem ganzen Leben nie vergessen; sie lautete, wie folgt:

So muß man die Füchse fangen,
 Die so schlau und listig sind.
 Tölpel, merk's, Du bist betrogen,
 Ja Du bist ins Garn gezogen;
 Füchse zischen sonst den Wind,
 Aber Du bist fehl gegangen.

Zwar handelte die ganze Cantate durchgehends von einem ins Netz gelockten Verächter der Liebe; allein, als ich hinterher der Sache reiflicher nachgedacht, merkte ich erst, daß unter dem gefangenen Fuchse niemand anders verstanden wurde, als ich damaliger armer Schüler. Während dieser letzten Arie lachten sowohl die beiden Herren als die Musikanten dermaßen, daß die letzteren fast nicht spielen

konnten, die ersteren aber sich den Bauch halten mußten. Dennoch argwöhnte ich noch immer nichts Urges, da ich nichts weniger mir einbildete, als daß ich mich unter so listigen Menschenfängern befände. Dagegen wurde mir auf einmal sehr übel und mich besiel ein so heftiger Schwindel, daß ich beinahe ohnmächtig zu Boden gesunken wäre, wofür mich der Bediente nicht aufgefangen, und auf ein im Nebengemache stehendes Bette getragen hätte. Sobald ich zum Liegen kam, vergiengen mir vollends alle Sinne, ja ich versiel in einen so tiefen Schlaf, daß sich endlich, da er allzu lange anhielt, meine Feinde genöthiget sahen, mich mit Schwefeldampf oder anderer stark riechenden Materie aufzuwecken. Allein als ich mich völlig ermunterte, wäre es kein Wunder gewesen, wenn ich aufs Neue ohnmächtig geworden oder gar den Geist aufgegeben hätte. Denn ich befand mich in einem fürchterlichen unterirdischen Kellergewölbe, und sah zehn bis zwölf wohlbekannte Jesuiterschüler mit brennenden Pechfackeln um mein Bette, welches aus einem auf die Erde gebreiteten Strohlager bestand, als junge Teufel mit Feuerbränden bewaffnet herumlaufen. Man hatte mich bis auf's bloße Hemde ausgezogen und statt der Kleider mit einer alten Jesuiterkutte bedeckt, unter welcher ich bereits ganz starr gefroren war. Dessen ungeachtet mußte ein Knecht, der eine große Ruthe in den Händen hielt, an mich heran tre-

ten, mir das Hemde über den Kopf ziehen, und meinen Leib von den Schultern bis auf die Fußsohlen so lange geißeln, bis ich überall mit meinem Blute gefärbt war. Ich schrie und winselte so erbärmlich, daß die Steine hätten mögen zum Mitleiden bewogen werden; meine felsenharten Peiniger aber trieben ihr Gespött darüber, und sagten endlich, da ihr Henkersknecht vom Hauen schon ganz ermüdet war: nun könne ich aus Erfahrung reden, ob die Jesuiten gute oder böse Leute wären, und dasselbe in weitläufigeren Versen ausführen. Sodann giengen sie sämmtlich hinweg, und ließen mich in der größten Finsterniß, im größten Schmerz allein zurück; doch kam nach Verlauf einiger Stunden der Knecht, und brachte mir ein Stück Brot nebst einem Topfe Wasser zu meiner Nahrung, wiewohl ich vor Angst und Schmerzen wenig oder gar nicht an Nahrungsmittel dachte.

Man hätte denken sollen, daß diese grimmigen Furien ihr Müthlein hinlänglich an mir gekühlt hätten; allein nichts desto weniger kamen sie des andern Tages um die vorige Zeit wieder, und trieben wieder dasselbe Mordspiel mit meinem schwachen Körper. Am dritten Tage geschah dasselbe, so daß nunmehr an meinem ganzen Leibe kein gesunder Fleck zu finden, sondern meine ganze Haut mit Eiter und Blut unterlaufen war. Ach, wie fleißig betete ich, daß mich ein baldiger seliger Tod aus diesem peiniglichen Zustand

erlösen möchte, da an eine anderweitige Befreiung nicht zu denken war. Um indeß kein Selbstmörder zu werden, nahm ich in der dritten Nacht zum erstenmal etwas Brod und Wasser zu mir, konnte es aber nicht bei mir behalten, sondern mußte es wieder hinweg brechen, wodurch meine Schwachheit binnen wenigen Stunden so zunahm, daß ich nicht noch eine Nacht leben zu können meinte. Gleichwohl kamen die Barbaren am vierten Tage wieder, um mich von neuem zu quälen; doch ich redete sie ganz beherzt also an: „So schlaget denn zu, Ihr Tyrannen, und weidet Eure Augen an meiner zeitlichen Marter; wisset aber, daß dieser Tag vielleicht der letzte meines Lebens sein wird, und daß Ihr Euch werdet bequemen müssen, mir dieser Mißhandlung wegen vor Gottes Richterstuhl Rede und Antwort zu geben.“ Die Lotterbuben lachten überlaut, stießen zugleich die lächerlichsten Reden aus, und befahlen dem Knechte, sein Amt getrost zu verrichten. Nachdem nun dieser mein an die wunde Haut wie angeleimtes Hemde mit Gewalt abgerissen, so daß Blut und Haut daran hängen blieben, während ich nicht das geringste Zeichen von Empfindung von mir gab, sagte er: „Meine lieben Herren, meine Mühe ist vergebens; der verheufelte Keyser fühlet für jetzt nichts mehr, der Satan hat ihn abgehärtet. Lasset ihm indeß so lange Ruhe, bis er wieder halb heil geworden; was gilt's? hernach

sollen meine Streiche um so heftiger anziehen.“ Hierauf redete mich einer von der jungen Brut also an: „Höre Hund, willst Du Dich entschließen, Deinen keckerischen Glauben abzuschwören, so wollen wir alle für Dich bitten, daß Dir die noch zugebachten übrigen Strafen geschenkt werden. Wo nicht, so wirst Du binnen wenigen Tagen empfinden, daß alles Bisherige ein bloßes Kinderspiel gegen die Martern ist, die Dir noch vorbehalten sind.“ — „Davor behüte mich Gott,“ gab ich zur Antwort, „daß ich meinen Glauben verleugnen und abschwören sollte. Macht mit mir, was Ihr wollt; Gott kann und wird mich eher aus Euern Mörderhänden erlösen, als Ihr es vielleicht glaubet.“ Dieser Worte wegen stieß mich einer mit dem Fuße so heftig in die Seite, daß mir fast der Athem vergieng; meine Peiniger aber verließen mich für diesmal, ohne mir fernere Marter anzuthun. Ich hoffte mit Zuversicht, daß die folgende Nacht die letzte meines Lebens sein würde; allein kaum war die Nacht angebrochen, als mich zwei handfeste Knechte aus dem finstern Keller herauftrugen und in ein ziemlich gutes Gemach zu Bette brachten. Nachdem mir ein alter Wundarzt ein weißes Hemde angezogen, und meinen ganzen Leib mit einer schmerzstillenden und heilenden Salbe bestrichen hatte, brachte man mir auch eine gute warme Suppe, eine halbe gekochte Taube, dergleichen etwas Wein, von welchem

allen ich zwar nur wenig zu mir nehmen konnte, doch genoß ich in derselben Nacht einige Ruhe.

Am folgenden Morgen kam nebst dem alten Wundarzt auch ein alter Jesuit mit vor mein Bette, welcher letztere, sobald mich der erste abermals mit der heilenden Salbe bestrichen hatte, sogleich von Religionsänderung zu sprechen anfieng. Dieß Gespräch dauerte länger als zwei Stunden, da er indeß bloß unwichtige Beweggründe vorbrachte, so blieb ich bei dem Schlusse: daß es mir durchaus unmöglich sei, eine andere Religion zu ergreifen, so lange ich nicht von der Unrichtigkeit der meinigen völlig überzeugt sei. Dessen ungeachtet gab mir der alte Pater, so wie der Barbier, viele gute Worte, weil sie mich dadurch um so eher zu gewinnen hofften, und äußerten zugleich: es hätten ihre Schüler wider der ehrwürdigen Väter Wissen und Willen mich gefangen nehmen und so übel zurichten lassen; da es aber einmal geschehen, sei es nicht zu ändern, doch sollten sie nachdrücklich dafür bestraft, mir aber alles Gute erwiesen werden, wofern ich mich nur gutwillig zu ihrer Religion bekennen und die Kezereien auf ewig abschwören wolle. Indesß ich glaubte von diesem Allen nur so viel als nöthig war, und da ich meinen Entschluß bereits deutlich genug ausgesprochen hatte, so übergieng ich das Uebrige mit Stillschweigen, welches sie mir denn auch um meiner großen Schwäche und Schmer-

zen willen ziemlich zu Gute hielten und mich einige Tage lang mit ferneren Angriffen verschonten.

Unterdeß verschaffte mir der alte Wundarzt täglich die wohlschmeckendsten Speisen und Getränke, sparte auch sonst keinen Fleiß, meine Gesundheit wieder herzustellen, wodurch es denn kam, daß ich nach Verlauf von drei Wochen ziemlich frisch und munter wurde. Von dieser Zeit an stellte sich immer ein Vater um den andern bei mir in meinem Gemache ein, aus welchem ich keinen Fuß setzen durfte, sondern als ein auf Zeitlebens gefangen sitzender Missethäter Tag und Nacht darin verbleiben mußte. Da ihre mühsamen Belehrungen und Ermahnungen bei mir nichts fruchteten, so ward mir am Ende nicht nur auf's Neue mit täglicher Geißelung gedroht, sondern man fieng auch an, mich wieder mit bloßem Brod und Wasser zu speisen, welches mir indeß der gütige Himmel weit besser als die andern Leckerbissen gedeihen ließ. Wenige Tage nachher bekam ich denoch andere bessere Speisen, bemerkte aber in den Mienen aller derer, die bei mir aus und ein giengen, eine allgemeine Bestürzung und etwas weniger Eifer, mich zu quälen oder zu bekehren, und glaubte schon, man würde mich vielleicht ehestens unter gewissen Bedingungen wieder laufen lassen. Allein darin irrte ich mich sehr. Denn wie ich nachher erfuhr, so waren meine Widersacher aus keiner andern Ur-

sache so bestürzt, als weil eine in der Stadt sich verbreitende ansteckende Krankheit sich auch in ihrem Kollegium gezeigt und einige Junge und Alte daraus plötzlich hinweggerafft hatte.

Endlich wurde ich einst in einer Nacht unversehens aus dem ersten Schlafe gestört, und von einem Bedienten, der mir meine vorigen Kleider wiederbrachte, angetrieben, mich aufs eiligste anzukleiden. Die Einbildung, daß meine Erlösungsstunde nunmehr erschienen sei, machte mich so froh und hurtig, daß ich binnen wenigen Minuten völlig fertig war. Hierauf wurde ich in der Finsterniß hinunter geführt und in einen Wagen gebracht, worin bereits zwei alte Patres und zwei mir an Jahren ziemlich gleiche sogenannte Studenten saßen, zwischen deren Füßen ich wie ein Hund liegen, und von den jungen Bösewichtern manchen empfindlichen Tritt und Stoß dulden mußte. Der Wagen war rings herum dicht verschlossen und verwahrt, daher konnte und durfte ich mich gar nicht umsehen, auch da nicht, als das Tageslicht schon angebrochen war. So oft ein natürliches Bedürfniß mich oder die andern aus dem Wagen zu steigen nöthigte, kam mir nichts vor Augen als wüstes Feld, Wälder, oder höchstens abgelegene Dörfer oder kleine Städte. Niemals kamen wir vor Anbruch der Nacht in ein Quartier, und mehrentheils reisten wir früh vor An-

bruch des Tages wieder fort. Ich bemerkte zugleich, daß meine Führer stets Klöster zu ihrem Absteigequartier erwählten, und vermuthlich immer einen reitenden Boten, der das Nachtlager bestellen mußte, vorausschickten. Während dieser Zeit bekam ich sowohl des Abends im Quartier, als bei Tage im Wagen stets sehr gute Speisen, hatte indeß wenig Gelegenheit zu sprechen, was mir ungemein lieb war. Meine Führer dagegen redeten eine selber erdichtete, aus vielen andern zusammengesetzte Sprache, und zwar so geläufig mit einander, daß es mir unmöglich war, auch nur ein einziges Wort davon zu verstehen.

Nachdem wir auf diese Weise sieben Tage lang die Reise ziemlich rasch fortgesetzt hatten, wurden endlich in einem großen Kloster zwei Tage zum Ausruhen angewendet; ich selber wurde in ein festes Gemach eingesperrt, aus dessen wohl verwahrten Fenstern ein großer See, wohlbestelltes Feld und nicht weit davon ein großer Wald zu erblicken war. Des Nachts, wenige Stunden vor unserer Abreise, sagte einer von den jungen Jesuiten zu mir: „Nun, Keyserhund, nun hast Du hohe Zeit, Dich zu bekehren; widrigenfalls wirst Du, noch ehe drei Tage vergehen, an einen Ort gebracht werden, wo allerlei schmerzliche Plagen Deiner warten.“ — „Ich überlasse mich,“ war meine Antwort, „der Fügung des Höchsten, der mir nicht mehr Trübsal

auflegen wird, als ich werde ertragen können; ja es ist ihm ein Leichtes, mich Unschuldigen aus den Händen meiner Peiniger, wo nicht auf andre Art, doch durch einen seligen Tod zu erlösen." — „Wie kann sich doch,“ versetzte der Bube, „eine so verruchte Kegerseele der Hilfe des Höchsten getrösten?“ und schlug mich bei diesen Worten mit der Hand so heftig ins Gesicht, daß mir das helle Blut aus Mund und Nase hervorbrach. Hierüber riß mir meine Geduld aus; ich packte den frechen Buben bei der Kehle, riß ihn zu Boden, und klopfte seine Nase mit der geballten Faust so lange, bis sein Gesicht ebenfalls über und über mit Blut gefärbt war. Indes ich hatte sehr bald Ursache, meine Unbesonnenheit und jähzornige Uebereilung zu bereuen. Denn als sein Kamerad nebst den beiden Vätern herzu kam, und mein Feind diesen berichtete, daß ich ihn meuchelmörderischer Weise überfallen und erdroffeln wollte, ich aber mit meiner Gegenklage gar nicht einmal gehört wurde, mußte der Kutscher kommen, und mich mit einem dreifach zusammengedrehten Stricke so lange schlagen, bis ich ganz ohnmächtig auf dem Fußboden liegen blieb.

Etwa zwei Stunden darauf wurde ich, so zugerichtet, ja halb todt auf den Wagen getragen, und hatte den ganzen folgenden Tag über wahre Höllemarter auszustehen. Die beiden Buben nämlich traten und stießen nicht nur fast

alle Augenblicke auf meinen ganz mit Blut unterlaufenen Leib, sondern thaten mir außerdem auch noch alle nur ersinnliche Schmach an, welches die zwei ehrwürdigen Herren Patres nicht nur geschehen ließen, sondern auch ihre herzlichste Freude darüber bezeigten. Den ganzen Tag über gönnten sie mir nicht das Geringste von Speise und Trank, sie selber dagegen hatten etliche Flaschen Ungerwein aufgetrieben, und berauschten sich daran. Abends in der Herbetge gab mir der Kutscher etwas Brot und Wasser, zum Nachtsisch aber dreißig Streiche mit dem oben erwähnten knotigen Stricke, welche heillose Behandlung mir alle Nachtruhe beraubte, so daß ich gegen Morgen, ohne einen einzigen Augenblick geschlafen zu haben, abermals auf den Wagen geschleppt wurde.

Ungeachtet ich nicht schlafen konnte, so hatte ich doch vor meinen Peinigern etwas Ruhe, da alle vier wegen des gestern im Uebermaß getrunkenen Weines in einen tiefen Schlaf verfallen waren. Die aufgehende Morgensonne sandte einen ihrer erwärmenden Strahlen durch eine kleine Oeffnung des Wagens auf mein Gesicht, was mir, nach so langer Entbehrung, ein unbeschreibliches Vergnügen verursachte. Ich verrichtete daher mein Morgengebet, und bat Gott mit heißen Thränen, dafern es sein heiliger Wille wäre, mich Armen irgendwie aus den Händen meiner Feinde zu reißen.

Dieses mein heimliches Gebet wurde denn auch, noch ehe ich es vermuthete, erhört. Denn ehe noch eine Stunde verlief, hielt unser Kutscher plötzlich still, riß den Wagen auf, und fragte mit ängstlichen Gebärden in polnischer Sprache: was er anfangen solle, indem er von fern eine schwedische Streifpartei auf sich zukommen sehe. Ich verstand, ohne daß meine Feinde es ahndeten, alles recht wohl, und wünschte von Herzen, daß uns die Schweden anhalten möchten. Die Patres nebst ihren Buben ließen deutlich merken, daß ihnen bei Nennung des Wortes „Schweden“ das Herz im Leibe zittere; sie wurden blaß wie Leichen, faßten aber doch endlich einen Entschluß, und sagten: der Kutscher solle nur linksrum machen und auf's Schnellste dem Dickicht des Waldes zuzeiten. So schien denn meine Hoffnung wieder zu schwinden. Allein die guten Patres hatten sich durch ihr Ausweichen selber verdächtig gemacht, denn die Schweden schöpften Argwohn, gaben ihren Pferden die Sporen, jagten queer feldein, und holten unsern Wagen kurz vor dem Walde ein.

Wie ich nachher gehört habe, befanden wir uns damals gerade in Polen auf der Landstraße zwischen Kruswick und Gnesen. Sobald nun die Herren Patres merkten, daß ihnen die Schweden auf dem Nacken waren und bereits mit aufgezogenen Karabinern dem Kutscher drohten, daß sie ihn,

wosern er nicht still hielte, sogleich vom Pferde herunter schießen würden, stiegen beide aus dem Wagen, und hofften sich durch List von den Schweden loszumachen. Sie gaben nämlich vor, sie seien Kruswickische Geistliche und wären so eben im Begriff, in einigen umliegenden Dörfern Zinsen einzutreiben, hätten zur Zeit aber noch keinen Choustaß — welches eine polnische Münzsorte ist — einbekommen; allein der kommandirende Offizier hörte zwar diesen Bericht mit an, bekam aber doch Lust nachzusehen, ob sonst noch etwas Verdächtiges im Wagen vorhanden sei. Als er demnach das Leder zurückriß und hineinschaute, raffte ich mich eilig auf und rief ihm entgegen: „Ach, mein Herr, ich zweifle fast nicht, daß Ihr ein evangelischer Christ seid; daher habt die Barmherzigkeit, einen armen evangelischen Predigerssohn aus den Händen dieser grimmigen Leute zu retten, der schon seit vielen Wochen von ihnen entsetzliche Marter erduldet hat, weil er den evangelisch-lutherischen Glauben nicht abschwören will. Ja, mein Herr,“ fuhr ich fort, „ihre Reise hat jetzt hauptsächlich nur den Zweck, mich in ein entlegenes Kloster zu schleppen, wo ich gewiß durch noch weit größere Qual und Marter zum Abfall gezwungen werden, oder darin umkommen soll.“

„Wie klingt das, meine schönen Herren Patres?“ fragte hierauf der Offizier, indem er sie beide sehr scharf an-

sah. Drauf gab der eine, welcher ein ausgebildeter Schalk war, ganz unbefangen und lächelnd zur Antwort: „Gestrenger Herr, Sie können nicht glauben, was dieser Bube für ein Abschaum aller Schelmen ist, die nur auf der Welt existiren können. Man bedenke nur, was für arge Lügen er so eben vorgebracht hat, da er doch eines römisch-katholischen Kaufmanns Sohn ist. Sein Vater hat sehr viel an ihn gewendet, der Bube hat auch wohl etwas gelernt, dabei aber durch Stehlen, Rauben, Huren, Spielen, Saufen, ja durch alle mögliche Laster seinem Vater so viel Herzeleid gemacht, daß dieser endlich die Patres des Jesuitenordens um Gottes willen gebeten, ihn in ihre Zucht zu nehmen, damit er bekehret werde und zuletzt nicht etwa gar noch an den Galgen komme.“

„Mentiris Cain! *) ja, Du gewissenloser Pfaffe,“ schrie ich ihm ins Gesicht, „Du lügst dies in Deinen Hals, und wirfst dies nimmermehr vor der Welt, geschweige denn vor Gott dereinst verantworten können.“ Sodann wendete ich mich abermals zu dem kommandirenden Offizier, und erzählte demselben in aller Kürze meinen ganzen Lebenslauf, zugleich auch, wie und warum ich in die Hände dieser erbitterten Jesuiten gerathen sei. Wie sehr nun auch die Patres

*) Du lügst Cain!

durch allerlei Kunstgriffe mich als Lügner, sich selbst aber als glaubwürdige Leute darzustellen versuchten, so war doch der Offizier klug genug, um aus ihrem ganzen Wesen zu merken, daß sie gern ihres Ordens gewöhnliche Streiche fortspielen und ihm etwas vorspiegeln wollten. Daher sagte derselbe: „Wohlan, Ihr Herren! ich muß gestehen, daß es keine Kleinigkeit ist, einem von unsern Glaubensgenossen so barbarisch zu begegnen. Da nun aber, diese Sache nach Würden zu untersuchen, hier auf freiem Felde nicht möglich ist, so werde ich Euch inägesammt mit zu unserer Armee führen; solltet Ihr indeß die Wahrheit bekennen und eingestehen, daß dem Jünglinge von Euern Ordensbrüdern so mitgespielt worden, so will ich ihn zwar mit mir nehmen, jedoch Euch reisen lassen, wohin Ihr wollt.“

Dadurch ließen sich denn die sonst so klugen Patres berücken, und bekannten, auf ferneres götliches Zureden der Schweden, endlich die klare Wahrheit. „So, so!“ sagte hierauf der Offizier. „Wie artig wißt Ihr heiligen Herren doch dergleichen Kleinigkeiten an den armen Lutheranern zu rächen, und dieselben zum Eintritt in Eure Kirche zu nöthigen. Jedoch ich will mein Wort halten und Euch reisen lassen, wo Ihr hinwollt. Allein vorher müßt Ihr von Rechtswegen einigermaßen zu gebührender Strafe gezogen werden.“ Sofort mußten zwölf Mann von seinen Drago-

uern absteigen, und die vier Jesuiten nöthigen, sich bis auf bloße Hemde auszukleiden. Unterdeß schnallten die Dragoner ihre Steigriemen ab, und hieben damit auf den Rücken der unchristlichen Jesuiten so grausam los, daß diese endlich, so wie ich vor diesem, halb todt zu Boden sanken. Dem Kutscher widerfuhr eine gleiche Behandlung. Nachher wurden ihre Kleider sämtlich durchsucht, und ihnen außer diesen Kleibern nicht das Geringste an Gelde oder Geldeswerth gelassen. Sodann setzte sich ein Dragoner auf den Platz des Kutschers, und führte mich, der ich nunmehr ganz allein im Wagen saß, unter der Bedeckung von drei bis vierhundert Schweden auf und davon, nachdem der Offizier den Patern noch also zugesprochen hatte: „Nun könnt Ihr zu Fuße reisen, wohin Euch beliebt, und habt zweierlei Vortheil erhalten; erstlich, daß Ihr in Zukunft wisset, wie man mit Lutheranern und anderen Mitchristen umgehen müsse, und fürs zweite, wie Euern Glaubensbrüdern, den Bettelmonchen, zu Muthe sei.“ Und dies war der Abschied.

Mir dagegen erwiesen die Schweden alle mögliche Güte und Freundschaft, zumal als sie, nach einigem Umherschweifen, in einer wohlgebauten Stadt etliche Masttage hielten, binnen welcher Zeit ich mich ziemlich wieder erholte. Der Offizier, der, wie ich nachher erfuhr, ein schwedischer Major war, schenkte mir gleich anfangs ein feines Kleid

nebst zwölf Dukaten in Golde, und versicherte zugleich, daß er von Grund der Seele gern alle Kosten vorschießen wolle, um mich nach Ebingen zu meiner Mutter zu schaffen. Allein hiezu zeigte sich keine Gelegenheit, und eine solche Reise allein zu Fuß oder zu Pferde zu unternehmen, wäre zu gefährlich, ja thöricht gewesen. Demnach mußte ich aus der Noth eine Tugend machen, und unter den Soldaten bleiben, bis sich Gelegenheit fände, wieder auf eine evangelische Schule zu kommen. Da ich während dieser Zeit bei dem Major täglich freien Tisch hatte, so erhielt ich von den hohen Offizieren mancher schönen Dukaten für mein Singen, bekam auch von den Herren Feldpredigern allerhand schöne, sowohl deutsche als lateinische Bücher, um vermittelst derselben meine wenigen Kenntnisse von neuem aufzufrischen. Endlich aber, da ich mit meinem Major nach Warschau gereiset war, traf ich daselbst ganz unverhofft zu meiner großen Freude einen bekannten Kaufmann aus Breslau, erzählte demselben meine unglücklichen Schicksale, und fand ihn auch sogleich bereit, mich mit nach Breslau zu nehmen, wosern der schwedische Major nichts dagegen habe. Allein dieser redliche Herr war viel zu gewissenhaft, als daß er mich an meinem ferneren Studiren hätte hindern sollen. Er willigte vielmehr sogleich in mein Ansuchen, ließ den Breslauischen Kaufmann selber zu sich kom-

men, empfahl mich demselben aufs Beste, beschenkte mich noch mit zwölf Dukaten, und wußte es dahin zu bringen; daß andere hohe Offiziere, bei denen ich Abschied nehmen mußte, ihre milde Hand ebenfalls aufthaten, so daß ich im Ganzen eine Goldbörse mit etlichen achtzig Stück Dukaten mit nach Breslau brachte.

In dieser Stadt bot mir mein Patron, der wohlthätige Kaufmann, die schönste Gelegenheit an, um mein Studiren mit wenigen Kosten auf das erspriesslichste fortzusetzen; allein ich hatte eine zu große Furcht vor den Katholiken, besonders vor den Jesuiten, und wollte an keinem Orte leben, wo dergleichen Leute anzutreffen wären. Ich seyte mich also auf die Post, und gelangte sehr bald nach Sachsen auf ein berühmtes Gymnasium, woselbst, nachdem die Herren Gymnasiarchen und Lehrer meine Unglücksfälle vernommen, ich mit Freuden auf- und angenommen wurde. Von nun an war mein erstes, meiner lieben Mutter, so wie auch meinem vormaligen Patrone, aus dessen Hause ich listiger Weise entführt worden war, von meinem jetzigen Leben, Aufenthalt, gehabten Unannehmlichkeiten und Plänen für die Zukunft Nachricht zu geben; doch bat ich in meinen Briefen, meine Begebenheiten nicht weiter kundbar zu machen, weil man sich vor dergleichen Feinden, als ich gehabt, nicht genug in Acht nehmen könne.

Nach wenigen Wochen erhielt ich von meiner guten Mutter einen zwei Bogen langen Brief, worin sie mir ihre außerordentliche Freude darüber bezeugte, daß ihr Sohn Joseph noch lebe, über dessen plötzliches Verschwinden sie sich noch weit traurigere Vorstellungen gemacht, als der Erzwater Jacob über seinen Sohn Joseph, den derselbe von einem wilden Thier gefressen glaubte. Nächstdem erfuhr ich, daß mein letztgenannter Principal und Patron vor wenigen Monaten gestorben sei, jedoch kurz vor seinem Ende alle meine zurückgelassenen Sachen an meine Mutter geschickt habe. Diese überschickte mir denn dieselben größtentheils nebst einem Wechselbrieft von hundert Thalern, ja ihre Mutterliebe bewog sie, die weite Reise nicht zu scheuen, und mich um Michaelis des Jahres 1709 auf meinem Gymnasium persönlich zu besuchen. Bei dieser Gelegenheit hörte ich denn, daß sie vor Kurzem von der verstorbenen Muhme ein Kapital von 2800 Thalern geerbt, und dasselbe in der Altstadt Elbingen so wohl angelegt habe, daß sie nebst meinen Geschwistern ihr gutes jährliches Auskommen davon haben könnte.

Auf diese Weise gieng mir denn alles nach Wunsch, und ich holte durch unermüdeten Fleiß alles so wieder nach, daß ich um Ostern des Jahres 1710 mit gutem Gewissen auf eine der berühmtesten Universitäten ziehen konnte, wo

ich durch Unterstützung treuer Lehrer und vornehmer Gönner die beste Gelegenheit fand, auf dem von mir zur Theologie gelegten Grunde weiter fortzubauen. —

Es werden in Deutschland wenige Menschen sein, — fuhr der Magister Schmelzer nach einer Weile in seiner Erzählung weiter fort, — die nicht wissen sollten, was für eine wunderliche und wohl selbst leichtsinnige Lebensart junge Studenten auf Universitäten zu führen pflegen. Ich für mein Theil ließ indeß, ohne Ruhm zu melden, es meine eifrigste Sorge sein, mich vor allen verdächtigen Gesellschaften zu hüten, ehrbar und mäßig zu leben, keine nützliche Gelegenheit zum Lernen zu verabsäumen, und dann auf meiner Stube dasjenige fleißig zu wiederholen und zu untersuchen, was in den Collegien sowohl öffentlich als besonders vorgetragen worden war. Es gelang mir, in eine Gesellschaft einzutreten, die gewöhnlich alle Wochen ein- oder zweimal zusammenkam, wobei ein jeder irgend eine Probe seines Fleißes und Wißes aufzeigen mußte, die dann aufs genaueste erwogen und von den andern je nach Befinden bescheiden gelobt oder getadelt wurde. Es ist nicht zu beschreiben, was mir diese Uebung für ungemeinen Nutzen schaffte. Denn durch dieses Mittel brachte ich binnen drei Jahren einen größeren Vorrath von Kenntnissen und gelehrten Sachen in meinen Kopf, als ohne dieses in sechs Jah-

ren mir möglich gewesen sein würde. Nach Verlauf dieser Zeit aber konnte ich um so dreister auf der Kanzel erscheinen, und da sich mir sehr häufig Gelegenheit zum Predigen bot, so hatte ich dabei noch das Glück, daß ich von den meisten Leuten nicht ungern gehört wurde. Jedoch einem weltberühmten Gottesgelehrten zu Gefallen, den ich persönlich zu hören wünschte, begab ich mich von meiner bisherigen Universität hinweg und auf eine andere, wo ich während eines drittehalbjährigen Aufenthaltes meine Zeit so gut anzuwenden Gelegenheit fand, daß mich dieselbe bis diesen Augenblick nie im mindesten gereut hat.

In der Michaelismesse des Jahres 1715 indeß lud mich ein Freund zu einer mündlichen Unterredung nach Leipzig ein, und meldete mir daselbst die traurige Nachricht, daß meine gute Mutter seit etlichen Wochen an einem abzehrenden Fieber danieder läge, und daß zu ihrem Wiederaufkommen wenig Hoffnung vorhanden sei, weshalb sie großes Verlangen trüge, mich vor ihrem Ende noch einmal zu sehen und zu sprechen; was denn auch ihr an mich erlassenes eigenhändiges Schreiben bekräftigte.

Demnach begab ich mich mit dem eben erwähnten guten Freunde auf die Reise, und machte unterwegs mit dem Kaufmann Franz Martin Julius Bekanntschaft, der an meiner Person Gefallen zu finden schien, und mir daher so

gleich in seinem Hause die Condition eines Informators für seinen zehnjährigen Sohn und seine siebenjährige Tochter unter sehr vortheilhaften Bedingungen antrug. Ich konnte zwar damals auf der Reise weder Ja noch Nein dazu sagen, indeß versprach ich ihm wenigstens durch einen Handschlag, daß ich zuver über die Lage der Meinigen Erkundigungen einziehen und sodann mit ihm über das Weitere Briefe wechseln wolle, worauf jeder von uns seine Straße zog.

Meine liebe Mutter traf ich in sehr schwachem Zustande an, und ob sie zwar in den nächstfolgenden Tagen durch meine Gegenwart etwas gestärkt zu werden schien, so nahm dennoch bald nachher das abgehrende Fieber von neuem so heftig überhand, daß sie endlich am 4. December desselben Jahres bei vollem Verstande und nach Abfassung ihres Testaments sanft und selig verschied.

Ich erwies der Leiche der Entseelten die schuldige Pflicht, ihrem leyten Willen aber den pünktlichsten Gehorsam. Da meine älteste Schwester bereits vor vier Jahren einen angesehenen und wohlbemittelten Bürger geheirathet, so überließ ich demselben die Sorge für unser gemeinschaftliches Erbgut, ließ den jüngeren Geschwistern Vormünder bestätigen, gab meinem neunzehnjährigen Bruder, der seit vier Jahren bei einem Kaufmann auf der Lehre war, und

den Schwestern, welche die älteste Schwester nicht von sich lassen wollte, gute Ermahnungen, den jüngsten Bruder aber, bei dem sich damals bereits in seinem zwölften Jahre eine außerordentliche Neigung zum Studiren zeigte, ließ ich unter der Aufsicht eines exemplarischen und besonders geschickten Gymnasien-Lehrers, der ihn gegen ein jährliches Kostgeld als sein leibliches Kind zu halten versprach, ich aber verbieth diesem jüngeren Bruder, wosfern er sich gut aufführte, jährlich aus meinem Beutel wenigstens zwanzig Thaler Zuschuß zu geben, damit sein geringes Erbtheil nicht zu sehr angegriffen werden möchte.

Nachdem nun auf diese Weise die Angelegenheiten der Meinigen in Ordnung gebracht waren, sieng ich auch an, für mein eigenes Fortkommen zu sorgen. Zwar wurden mir in Etbingen verschiedene Conditionen angetragen, allein das Benehmen des Herrn Franz Martin Julius hatte mich dermaßen eingenommen, daß ich alle anderen fahren ließ, und ihm nunmehr in einem Briefe meine Person zu seinen Diensten antrug, ungeachtet ich wußte, daß in seiner Stadt ein Jesuiten-Collegium anzutreffen, und dieselbe außerdem von sehr vielen Katholiken bewohnt war.

Kaum hatte ich diesem redlichen Manne meine Meinung geschrieben, als er gleich den folgenden Posttag mir vier Dukaten Reisegelder überschickte und mich inständig

bat, keinen Tag länger zu säumen, sondern aufs baldigste bei ihm zu erscheinen; welchem Wunsche ich denn auch Folge leistete, und von den Meinigen Abschied nahm.

Es war gerade der 28. April des Jahres 1716, und zwar Abends um acht Uhr, als ich — hier wendete sich der Magister Schmelzer gegen mich — den ersten Fuß über Eures Herrn Vaters Schwelle setzte. Ihr waret, als ein wohlgezogener Knabe, gleich bei meinem ersten Eintritt so gefällig, mir entgegen zu laufen und meine Hand zu küssen, was mich so sehr rührte, daß ich Euch nachher mit ungemainer Treue geliebt und vier Jahre hindurch nach meiner besten Einsicht so erzogen habe, als ich es vor Gott, meinem Gewissen, Euern Eltern, und vor Euch selbst zu verantworten mir getraue. Obwohl ich nun meinerseits an Euch und Eurer guten Schwester nicht das Geringste verabsäumte, so hatte ich dennoch daneben immer noch einige Zeit, meinem Studiren nachzuhängen, mich öfters im Predigen zu üben, und außerdem mir noch manche unverhoffte Gunstbezeugungen und Geschenke von angesehenen Personen zu erwerben. Jedoch von diesem unserem vierjährigen Beisammenleben und dem, was sich binnen der Zeit zugetragen, werden wir noch oft mit einander zu sprechen Gelegenheit haben, weshalb ich für-jetzt nur in meiner eigenen Geschichte fortfahren will.

Vor Ostern des Jahres 1720 schrieb mir ein vornehmer Universitäts-Gönner, mit dem ich bisher alle Monate Briefe gewechselt hatte: ich möchte meine Condition bei Herrn Franz Martin Julius aufgeben, und je eher je lieber zu ihm kommen, weil er so eben Anlaß habe, einige tüchtige Personen zu einträglichen Aemtern vorzuschlagen, wobei er ganz besonders auf mich rechne. Ich nahm diesem Rufe zufolge von meinem bisherigen Wohlthäter so wie auch von allen meinen übrigen Freunden zärtlichen Abschied, und reiste mit der Post zu meinem eben erwähnten großen Gönner. Dieser empfing mich aufs freundlichste, und gab mir nach wenigen Tagen vortreffliche Empfehlungsschreiben an verschiedene Schulpatrone einer benachbarten Stadt, die mich denn auch sehr höflich an- und ausnahmen, und nebst noch zweien andern zur Vorstellung und Probe für ein erledigtes einträgliches Schulamt aufzeichneten. Ein gewisser, unsehlbar dazu abgeordneter Mann wollte mich nun überreden: ich hätte nicht nur unter den letzteren, sondern unter allen, die sich gemeldet, am besten bestanden; daher fehle es nur noch daran, daß ich dem Herrn Oberaufseher und regierenden Bürgermeister jedem etwa ein Duzend Thaler, dem Herrn Schulvorsteher halb so viel, dem Herrn Stadtschreiber sechs Gulden, und, wo mir recht ist, noch einigen andern theils mehr theils weniger in die Hand drückte, so

würde die ganze Sache richtig werden. Allein, als ich ganz offen heraus sagte: daß es auf diese Weise den Schein haben würde, als wollte ich mich in dergleichen Aemter einkaufen, wovor mich Gott in Gnaden behüten möchte, — so bekam ich gleich den folgenden Tag meine Abfertigung, unter dem Vorwande, daß ich kein Magister sei, und in den Augen der Schüler nicht Ansehn genug haben würde. Nun hätten zwar diese beiden Einwürfe sehr leicht gehoben werden können, wenn ich mir nämlich binnen wenigen Tagen die Magisterwürde für etwa dreißig Thaler, und dann eine geknüpfte Perücke für zwei bis drei Thaler angeschafft hätte; allein, da ich völlig überzeugt war, daß diesen allzu gewissenhaften Herren Patronen mehr mit reichlichen Geschenken, als mit einem neugebackenen und mit einer Staatsperücke gezierten Magister gedient sei, blieb ich bei meiner Weise, bedankte mich für die erwiesene Ehre, ungeachtet mir kein Bissen Brot vorgesetzt, viel weniger die Reisekosten gut gethan worden, und eilte zurück, um dem hohen Universitätspatrone meine fehlgeschlagene Erwartung vorzutragen.

Dieser schüttelte mit dem Kopfe, und sagte weiter nichts als: „Mundus regitur opinionibus *). Der Herr thut wahrhaftig nicht übel, wenn er sich den längst verdien-

*) Die Welt wird von der öffentlichen Meinung regiert.

ten Magisterkranz aufsetzen läßt, zumal da ohnehin in Kurzem dergleichen öffentliche Promotion hiesigen Ortes angestellt werden wird. Man muß sich bei diesen wunderlichen Zeiten in die Leute zu schicken wissen.“

Ich meinerseits begieng auf sein ferneres Zureden wirklich die Thorheit, für etliche dreißig Thaler ein Candidat der Magisterwürde, ja nicht nur dies, sondern ein leibhafter, erb- und eigenthümlicher Magister für meine Person und ganze Lebenszeit zu werden. Ich will hier indeß weder diesen löblichen Brauch, noch was damit verknüpft ist, verächtlich machen, sondern bloß so viel sagen, daß mir das große M. vor meinem Namen nachher so wenig genügt hat, als das fünfte Rad am Wagen. Im Gegentheil hat es mich um das schöne Geld, welches ich unfehlbar besser anwenden können, gebracht, und sodann nachher auch noch mich Papier, Feder und Dinte gekostet.

Wenige Wochen darauf recommandirte mich mein wohlgesinnter Beförderer an einen Edelmann auf dem Lande, von welchem er ersucht worden war, ihm einen tüchtigen Menschen zu senden, der Predigten und Betstunden in seiner Dorfkirche halten könnte, indem sein Pfarrer und Seelsorger gestorben, und die benachbarten Geistlichen zur Vertretung des Amtes nicht Zeit hätten. Am Schluß des Briefes hatte der Edelmann noch die tröstlichen Worte hinzuge-

fügt: daß, wenn es ein gelehrter und geschickter Mann sei, man ihm in Rücksicht auf Ihre Magnificenz dieß Pfarramt bei künftiger Vergebung vor allen andern zuwenden würde.

Ich reisete demnach ohne Skumniß dahin ab, und wurde von dem alten Edelmann und seiner ebenfalls ziemlich bejahrten Gemahlin dem Anscheine nach sehr herzlich bewillkommt, ja, als ich meine erste Probepredigt abgelegt, dermaßen mit Lobsprüchen und täglichen Wohlthaten überhäuft, daß sie mich mehr wie einen Engel, denn als einen sterblichen Menschen zu betrachten schienen.

Ich war etwa ein Vierteljahr auf diese Weise in des Edelmanns Hause und an seiner Tafel gewesen, binnen welcher Zeit ich nicht nur den Gottesdienst der Gemeinde abgehalten, sondern auch des Edelmanns zwei jüngste, sehr übel erzogene Söhne mit großer Treue und Sorgfalt auf bessere Wege zu bringen versucht hatte, als eines Abends mein am Podagra krank liegender Edelmann seinen Verwalter, welches ein betagter und ziemlich vernünftiger Mann war, an mich schickte, und melden ließ, daß ich für diesmal auf die künftige Sonntagspredigt zu studiren nicht nöthig hätte, denn es würde kommenden Sonntag außer anderen Gästen auch ein benachbarter Edelmann seinen Informator mitbringen, dem der Principal habe versprechen müssen, ihn

eine Gastpredigt Ehren halber halten zu lassen. Ich gab zu verstehen, daß mir dies herzlich lieb sei, zumal da ich ohnehin einen starken Katarrh auf der Brust hätte. Der Verwalter indeß, der ein wenig sich mit mir zu unterhalten Lust zu haben schien, redete ganz treuherzig fort: „Mein lieber Herr Magister, ich will Ihnen nur im Vertrauen eröffnen, daß eben dieser Informator sich auch Rechnung auf das hiesige Pfarramt macht; allein ich weiß gewiß, daß mein Principal den Herrn Magister vor allen andern wählen wird, wosern sich derselbe nur in einem einzigen Stücke nach seinem und besonders der Frau Principalin Sinne richtet.“ Ich stellte mich recht aufmerksam, um einer Sache, von welcher ich bisher nichts gemerkt oder nichts merken wollen, auf den Grund zu kommen, und nun wußte der gute Verwalter nicht Umschweife genug zu machen, um die ihm von der Frau Principalin in den Mund gelegten Worte mit guter Manier vorzubringen. Jedoch ich will mich nicht lange bei dieser ärgerlichen Sache aufhalten, sondern nur kurz heraus sagen, daß die Edelfrau, die nicht allein vom Patronatsrecht, sondern auch von der ganzen Hausherrschaft den größten Antheil in den Händen hatte, eine fünf und dreißig jährige Jungfer Ausgeberin bei sich hatte, welche derjenige, so die Pfarre haben wollte, unumgänglich zu heirathen sich anheischig machen sollte. Allein

ich gab dem Verwalter hierauf ganz trocken und deutlich zu verstehen: daß, wenn auch dies erwähnte Frauenzimmer ihr sonst eben nicht häßliches Angesicht in ein Engelgesicht, und ihre mittelmäßige Natur in das vollkommenste Wesen verwandeln könnte, so hätte ich doch ein so zartes Gewissen, daß ich eher Zeit Lebens die Schweine hüten, als mich solchergestalt in eine Pfarre eindringen und meine Vocation in eine Weiberschürze gewickelt annehmen sollte. „Will mich Gott,“ sprach ich ferner, „zum Hirten einer christlichen Heerde haben, so wird er mich wohl durch redliche und erlaubte Wege dazu führen, wo nicht, so wird er mir Gelegenheit zeigen, mein Brot auf andere ehrliche Weise zu verdienen.“

Diese Erklärung war hinreichend, um meine kräftigen Recommendationen, ja meine ganze Pfarrhoffnung, hiesigen Ortes über den Haufen zu werfen. Denn da ich gleich des andern Tages von dem Principal sowohl als von dessen Gemahlin, wie nicht minder von der Jungfer Ausgeberin, die scheelsten Mienen empfing, so war leicht zu merken, daß der Verwalter offenherzig berichtet, mir aber wirklich damit den größten Gefallen erwiesen hatte.

Am nächstfolgenden Sonntag kam nebst den übrigen vornehmen Gästen auch der bereits erwähnte Informator an, welches zwar ein wohlansehnlicher und mit einer guten

Sprache begabter Mensch, im übrigen aber ein sehr schwacher Gelehrter war, wie denn alle seine Reden und besonders seine eben zusammengestoppelte Predigt dies hinlänglich bezeugten. Dessen ungeachtet wurde in meines Principals Hause ein ziemliches Wesen von diesem Menschen gemacht, jedoch bloß darum, weil er auf die Jungfer Ausgeberin einige verliebte Blicke geworfen, und sich schon unterwegs gegen unsern Kutscher verlauten lassen: derjenige Mensch hätte von Glück zu sagen, der mit der Zeit einst die kluge, hauswirthliche, tugendhafte und wohlgefitete Jungfer Ausgeberin zur Ehe bekäme, die er nur ein einzigesmal von fern zu sehen die Ehre gehabt.

Am folgenden Tage ließ mich der Principal selbst vor sich kommen, und machte mir mit einer hochadeligen und ernsthaften Miene ohne Scheu denselben Vorschlag, den mir der Verwalter vor wenigen Tagen nur wie im tiefsten Vertrauen mitgetheilt hatte, und versicherte zugleich hoch und theuer, daß ich in seinen Augen den Vorzug vor allen andern Candidaten hätte, jedoch er und seine Gemahlin hielten es für höchst billig, ihre fromme und tugendhafte Hausjungfer wegen ihrer von Jugend auf geleisteten treuen Dienste zugleich mit zu versorgen. Allein ich wiederholte meinen, dem Verwalter bereits mitgetheilten Entschluß, und bat: Seine Wohlgeborenen möchten sich solchergestalt meiner-

wegen nicht abhalten lassen, Dero Pfarre zu geben, wem sie wollten; ich gönnete gern einem jeden das, was er sich wünschte und vor Gott und seinem Gewissen zu verantworten getraute, meines Theils aber wäre ich zu gewissenhaft, und wollte lieber mit gutem Gewissen betteln gehen, als mit schwerem Gewissen in dem vornehmsten Amte sitzen. Die Frau Principalin kam ebenfalls dazu, und konnte, nachdem sie ihre Hausjungfer aufs beste herausgestrichen, fast nicht Worte genug ersinnen, um meinen sogenannten Eigensinn zu brechen. Allein ich beharrte bei meinem Entschlusse, und bat, sobald es ohne Hinderung des Gottesdienstes geschehen könnte, mit meine Entlassung zu geben.

Ich erhielt dieselbe noch an demselben Tage, doch mit der unerwarteten Erlaubniß, künftigen Sonntag noch einmal zu predigen. Bei dieser Gelegenheit nahm ich von der ganzen Gemeine öffentlich Abschied, und wünschte ihnen: daß die erledigte Seelsorgerstelle mit einem, rechtmäßiger Weise berufenen, Diener des göttlichen Wortes besetzt werden, und daß dessen Leben jeder Zeit mit Christi Lehre wohl übereinstimmen möchte.

Nach geendigtem Gottesdienst entstand ein starkes Gemurmel unter der Gemeine auf dem Kirchhofe; allein ich ließ mich nichts anfechten, sondern reisete mit Anbruch des folgenden Morgens, nachdem ich von allen, die mir nur die

geringste Güte erzeugt hatten, freundlich Abschied genommen, ganz vergnügt zu meinem Unversitätsgönner zurück.

Dieser rief, als ich ihm meine Begebenheiten erzählte, abermals aus: O tempora, o mores! *) lobte aber meinen gefassten Entschluß, und ermahnte mich, nur nicht zu verzaggen, weil sich mein Glück schon noch finden würde. Mittlerweile hatte der zuletzt erwähnte Edelmann keine andere Ursache meiner Entlassung vorzuwenden gewußt, als daß meine Stimme zu schwach sei und seine Kirche nicht wohl ausfüllen könnte, welches doch ein lächerliches und der Wahrheit zuwiderlaufendes Geschwätz war. Seine Bauern aber, die etwan auch ein Wort bei der Wahl eines neuen Predigers zu sprechen hatten, widersetzten sich gar sehr der Berufung des oben erwähnten Informators, und bedienten sich sogar, wie mir nachher gesagt wurde, des groben Ausdrucks: Wenn es blos auf die stark brüllende Stimme ankäme, so überträfe ihr Dorfschaf den Informator bei weitem. Allein die armen Leute haben nach vielem Prozeßiren denselben dennoch endlich annehmen, und er selber die Jungfer Ausgeberin ebenfalls gezwungen heirathen müssen, nachdem er allerlei listige Wendungen, um sich von dem mit ihr eingegangenen Verlöbniß loszumachen, versucht hatte.

*) O Zeiten, o Sitten!

Wenige Wochen nach meiner Zurückkunft erhielt ich abermals, und zwar ohne Zweifel auf geheime Unterhandlung meines Patrons, ein Einladungsschreiben zu einer Probepredigt in einer nahe gelegenen mittelmäßigen Stadt. Dem zufolge machte ich mich denn zu gehöriger Zeit auf, hielt die Predigt nach meinen besten Kräften und legte auch, nach dasigem Brauch, ein ziemlich scharfes Examen ab. Ich muß hiebei abermals, und zwar ohne eitlen Ruhm, bekennen, daß mir viel Gutes nachgesagt wurde, so daß ich in der Wahl die meisten Stimmen gehabt haben soll; indeß eine arge Verleumdung machte auch an diesem Orte alles wieder rückgängig. Als ich nämlich eines Abends im Posthause, woselbst mein Aufenthalt war, unter etlichen daselbst einheimischen Gelehrten und einigen fremden, sehr gebildeten Reisenden Platz genommen, und unvermerkt mit in das Gespräch gezogen wurde, wollten einige derselben einen berühmten Professor wegen seiner etwas zu hart klingenden Grundsätze zu einem völligen Atheisten machen. Zum Scherz übernahm ich es, ihn zu vertheidigen, und suchte zu zeigen, daß dieser grundgelehrte Mann in vielen Stücken ganz anders verstanden sein wollte.

Da nun die dabei sitzenden einheimischen jungen Gelehrten zuletzt gegen meine, wievohl nur scherzhaften, Einwendungen gar nichts mehr aufzubringen wußten, sprengten

sie hinterher aus Verdruß und Bosheit in der ganzen Stadt aus: ich sei ein Erzanhänger von dem oben erwähnten Professor, und würde in dem heiligen Predigtamt arges Unheil anrichten. Nun hätte mich zwar von Rechts wegen das geistliche Ministerium, das bei dem Examen meine Grundsätze in der Theologie angehört und geprüft hatte, selber entschuldigen sollen; allein ein alter, halbgelehrter Weiser, der eine ausgebreitete Freundschaft in der Stadt hatte, und der, im Fall ich abgewiesen würde, seinen nahen Vetter desto eher auf die Kanzel zu bringen gedachte, trat sogleich auf und rief: „O Domini, Domini, latet anguis in herba! *) Ueberleget nach Eurem Gewissen, was das Beste sei. Auch der geringste Verdacht in diesem Stücke ist schon vermögend, Irrthümer anzurichten. Es giebt in der Welt noch genug andere untadelhafte Leute, wenn sie auch nicht in so manchen Nebendingen geübt sind.“

Einige mir sehr wohlwollende, doch unbekannte Gönner veranlaßten, daß ich dieser übeln Nachrede wegen noch einmal vor dem dasigen geistlichen Ministerium erscheinen und über meinen Glauben Rechenschaft ablegen durfte. Sobald dies zu meinem Vortheil geschehen war, bat ich mir als besondere Güte aus, daß mir vergönnt werden möchte,

*) Meine Herren, unter dem Grase liegt eine Schlange verbergen.

gleich am folgenden Tage vor Gelehrten und Ungelehrten an einem öffentlichen Orte, jedoch außer der Kirche, meine Lehrweise in einer deutschen Rede förmlich vorzutragen. Dies wurde mir denn erlaubt, und zwar in dem großen Hörsaale der Schule, worin sich früher zwischen acht und neun Uhr alle gelehrte und angesehene Personen des Ortes versammelten. Ich begann hier zu reden, erzählte ganz kurz meinen Lebenslauf, legte sehr weitläufig mein Glaubensbekenntniß ab, und forderte sodann meine boshaften Verleumder auf, hier öffentlich gegen meine Lehre, Leben und Wandel aufzutreten, und meiner ferneren Erklärung gewärtig zu sein. Allein, obschon diese alle zugegen waren, so wollte doch kein einziger seinen Mund aufthun. Daher fuhr ich nach einer Weile fort: „Es ist für mich genug, daß ich hiesigen Orts vollkommen gerechtfertigt befunden bin. Darum will ich in Gottes Namen meine Strafe wieder zurückziehen, und mit ruhiger Gelassenheit mein Glück anderweitig suchen, um niemandem ferner Ungelegenheit zu verursachen.“ Zwar wurde ich am folgenden Nachmittage in eine Versammlung mehrerer rechtlicher Männer beschieden, die nebst dem Primarius des geistlichen Ministeriums sich viele Mühe gaben, meine Abreise zu verhindern, und zugleich versicherten, daß sie ohne mein Zuthun diese Angelegenheit auf einen erwünschten Fuß bringen würden; allein, da ich gleich darauf erfuhr, daß der

oben erwähnte halbgelehrte Weisfeyer mit seinem Anhange allerlei verdrießliche Händel anzuspinnen suchte, so nahm ich, alles Bittens und Zuredens ungeachtet, von allen redlich gesinnten Bönnern und Freunden plötzlich Abschied, um nicht meine Person zum Gegenstande des Streites und Zankes zu machen.

Meine Rückreise machte ich zu meinem oft erwähnten Universitätspatrone, der bei Anhörung meiner Unfälle ganz außer sich war. Dessen ungeachtet gab er sich fortwährend alle Mühe, mich unterzubringen. Um ihn indeß nicht ferner zu belästigen, nahm ich von ihm auf einige Zeit Abschied, und reiste mit einem guten Freunde, der die Rechtsgelehrsamkeit studirt hatte, in seine Geburtsstadt, woselbst dessen sehr angesehene und wohlhabende Eltern mich auf einige Wochen als Gast in ihrem Hause zu bleiben nöthigten. Hier fand ich Gelegenheit, sowohl bei dem Ober=Pfarrer als auch bei den andern Herren Geistlichen Zutritt zu erhalten; ja da der erwähnte Oberpfarrer ziemlich kränklich war, ließ ich mich vereden, gegen ein mäßiges Kostgeld auf einige Zeit in seinem Hause zu wohnen, an seinem Tische zu speisen, und ihn nach meinen Kräften in seinen Amtsverrichtungen zu unterstützen. Der redliche Mann sah wohl, daß ich mir keine Mühe verdrießen ließ, und wollte deshalb nicht das geringste für Kostgeld oder Stubenzins von mir annehmen; allein

seine Ehefrau, die eine sehr wunderliche Dame und schon ziemlich bei Jahren war, wußte sich dennoch meines Geldbeutels auf eine so artige und scheinbar uneigennütige Art zu bedienen, daß sie zuweilen mehr aus demselben zog, als die angebotene Vergütung betrug. Es war wirklich Schade um diesen sonst so ehrwürdigen Mann, daß er ein Sklave der Neigungen seines Weibes war. Denn, da sie ihn nun einmal gewohnt hatte, den Bischofsstab nach ihrem Willen als eine Wunschetruthe zu gebrauchen, so mußte bei Besetzung geistlicher Aemter seine Wahl stets nur auf solche Personen fallen, bei denen diese geizige Frau auf namhafte Geschenke sicher rechnen durfte. Hätte ich dies vorher gewußt, so würde ich mich vor diesem Hause gehütet haben; allein ich erfuhr alles erst nach und nach. Ich will von vielen Beispielen der Art hier bloß einige aufführen.

Der Diener eines vornehmen Mannes hatte mit einer Frauensperson Unzucht begangen, und wollte nunmehr, um diesen Flecken zu tilgen, sich mit ihr trauen lassen und sich der gewöhnlichen Geldbuße unterwerfen. In Hinsicht der Trauung wurde ihm nun zwar gewillfahret, übrigens aber wollte der Herr Oberpfarrer aus besonderen Gründen die beiden Leute nicht eher zum h. Abendmahle zulassen, bis sie förmlich Kirchenbuße gethan, und der christlichen Gemeinde das gebene Kergerniß kniend abgebeten hätten. Der Herr des

erwähnten Dieners wollte denselben nicht gern vor allen Leuten beschimpft wissen, und wandte daher alle Mühe an, um von dem Obergfarrer dieselbige Erlassung auszuwirken, die bereits vielen andern Privatpersonen für baares Geld vergönnt worden war; allein lange Zeit vergebens. Endlich schlug sich die Frau Primarius ins Mittel, und ließ den erwähnten Herrn ersuchen, ihr für ihren Sohn, welcher Judeur beim Militair war, um Geld und gute Worte ein paar Hirschhäute zu Collet und Beinkleidern zu überlassen. Da nun der Herr merkte, wie die Sachen stünden, gab er dem im Kirchenbann befindlichen Diener zwei Hirschhäute, um sie der Frau Primarius zum Geschenk zu bringen, die ihm denn auch augenblicklich völlige Verzeihung seines Verbrechens und die Erlaubniß zuwege brachte, noch denselben Tag in den Beichtstuhl und den folgenden Tag zum Tisch des Herrn zu kommen.

Ein andermal hatte ein im Ehestande lebender Mann sich gelüsten lassen, eine ledige Diene zu Falle zu bringen. Nachdem diese die Zeichen ihrer Schwangerschaft und überdies noch bemerkt, daß es am klügsten gehandelt sei, von ihrem Verführer ein Stück Geld zu nehmen und auf einen andern zu bekennen, findet sie bald Gelegenheit, sich einem andern lieberlichen Kerl zu überlassen, den sie auch nachher als Vater ihres Kindes angab. Beide Männer kommen

hierauf mit einander in Streit, so daß immer einer dem andern die Vaterschaft aufbürdet, bis die Sache endlich an die Geistlichkeit gelangt. Der Verhelichte mochte unfehlbar besser Bescheid wissen, als der andere, und überbringt daher der Frau Primarius ein paar Nädchen seines Zeug, welches kaum mit der Elle ausgemessen, als auch schon der fröhliche Geber von aller Schuld losgesprochen ist. Da als der Andere diesen Flecken nicht allein auf sich haften lassen will, giebt ihm der Herr Primarius noch die tröstliche Ermahnung: er solle es doch immer gut sein lassen, es sei ein menschlicher Fehler, der durch eine mäßige Kirchenstrafe abgethan werden könne; er sei ein lebiger Mensch, der aus Liebe zu seinem verehelichten Nächsten dergleichen eher auf sich nehmen könne, als der Andere, bei dem es schon etwas mehr auf sich habe.

Um hier blos noch einiges von meinem damaligen Patrone zu melden, so wußte er alles so schlau einzurichten, daß niemand leicht eine Pfarr- oder Schulstelle in der Stadt oder auf dem Lande bekam, als wer sich vorher auf die eine oder andere Weise mit der Frauen abgefunden; denn, da ihr Mann die übrigen Kirchen- und Schulpatrone so für sich eingenommen hatte, daß sie ihn in allen dergleichen Handlungen fast nach eigenem Gefallen schalten und walten ließen, so that er meist, was er wollte, oder vielmehr, was seiner

Frauen gefiel. Ich kenne etliche arme Landprediger, denen es sehr schwer geworden, das versprochene Geschenk theils in Korn, Weizen, Gerste, Butter, Käse, Flachs, jungen Schweinen, Kälbern, Hühnern, Gänsen zc., theils in baarem Gelde abzutragen, worüber dennoch die allzu genaue Frau die Rechnung nach ihrem Belieben einrichtete. Ein gewisser wohlunterrichteter Studiosus der Theologie bekam die elendeste Schullehrerstelle in der Stadt, und dennoch bloß aus Gnade, weil er ein sehr artiges, eigenhändig von Pappe gefertigtes Schränkchen mit kleinen Schubladen zum Präsent überreichte. Ich glaube nicht ohne Grund, daß in einem dieser Schubladen etwa einige geharnischte Männer mit Schwertern verwahrt gelegen, kann es aber nicht für gewiß aussagen. Die Herren Dorffschulmeister oder Cantores — wie sie gern heißen wollen — mußten sich nicht minder freigebig beweisen. Ein oder ein paar Bienenstöcke, etliche Kannen Honig oder Pflaumenmuß, Butter und Käse, wurden immer nur sehr kalt aufgenommen; wer dagegen einen oder ein paar fette Consistorialvögel, oder wenigstens eben so viele Kapaunen, eine mit vielen Küchlein gesegnete Stuckhenne und dergleichen brachte, bekam nicht allein freundliche Mienen, sondern verblüunter Weise sogar Hoffnung zur Beförderung auf die Pfarre.

Außerdem war die Frau Primarius die Zuflucht aller

heirathslustigen Jungfern. Denn sobald diese nur erst die rechten Wege zu dem Herzen derselben gefunden hatten, so wurde ihnen nach Standes Gebühr gar bald mit einem Pfarrer, Schulmann oder Kirchendiener geholfen, wodurch denn der gute Sanct Andreas auch bei den abergläubigsten Frauenzimmern um seinen sonstigen Credit kam. Den Wittwen und Waisen war diese Frau ebenfalls ungemein tröstlich; denn mochten diese hier oder dort irgend eine gerechte oder ungerechte Forderung anstellen, so mußte ihnen stets das Urtheil zu ihren Gunsten gesprochen werden, dafern sie nur etwas im Vermögen und zu geben hatten. Den alten armen Leuten, aber nur denen weiblichen Geschlechts, stand ihre milde Hand täglich offen, weil diese besonders geschickt waren, alle neue Mähren, die in der Stadt und auf dem Lande vorgehen, in ihr Cabinet zusammen zu tragen, welches zu gewissen Tagesstunden allen dergleichen Postenträgerinnen offen stand. Uebrigens, ungeachtet dieser häufigen Einkünfte, regierte dennoch Schmalhans in allen Ecken, so daß kaum die Kinder, viel weniger das Hausgesinde, satt zu essen bekommen, weshalb denn selten eine Magd über ein Vierteljahr bei ihr blieb.

Recht ärgerlich war es, daß diese Frau ihre Kinder in allen nur ersinnlichen Thorheiten unterwies, indem sie ihnen, wie sie meinte, die Grundregeln der Politik beibrachte. Wußte

der jüngste Sohn auf der Stelle eine Lüge aus der Luft zu greifen, so war es zwar nach ihrem Sinne ein Anzeichen eines sinnreichen Kopfs, dafern er aber seine Lügen nicht geschickt genug auszuführen vermochte, mußte er einen Verweis einstecken, und aus ihrem mütterlichen Munde die feinsten Lehren anhören. Den älteren Sohn unterwies sie selbst täglich in der Kunst, mit galanten Frauenzimmern umzugehen; er mußte lernen, verliebt thun, anmuthig Komplimente zu machen, eines Frauenzimmers Hand und Mund nach der Mode zu küssen, und hunderterlei dergleichen Thorheiten begehen, von welchem allen er denn bei der Frau Mama oft wiederholte Proben ablegen mußte. Die älteste von ihren Töchtern war wirklich ein sehr artiges Frauenzimmer, und leugnete selbst nicht, daß sie bereits seit einiger Zeit an einen anständigen und standesmäßigen Liebhaber versprochen sei; indess habe ich nach meiner Abreise vernommen, daß die Frau Rühlemacherin ihren Mann endlich berebet habe, aus gewissen wichtigen Gründen dieses Verlöbniß zu widerrufen, und die Tochter an einen andern, eben nicht so angenehmen Mann zu verheirathen. Ich für meine Person hatte nun zwar eben nicht Ursache, über meine Behandlung zu klagen, allein, da ich wohl überlegte, wie wenig Aussicht auf eine rechtliche und gewissenhafte Beförderung ich daselbst hätte, bedachte ich mich kurz, und trat, sobald ich mein Voraus ge-

zahltes Kostgeld verzehrt zu haben meinte, eine Reise nach meinem Vaterlande an, mit dem Versprechen, je nach Beschaffenheit der Umstände vielleicht bald wieder zurück zu kommen.

Nun war ich zwar wirklich Willens, die Meinigen zu besuchen; und wegen meines jüngsten Bruders einige Einrichtungen zu treffen; allein es würde mir unterwegs in einer berühmten Stadt bei einem angesehenen Manne die Stelle eines Informators seiner drei wohlgezogenen Söhne angetragen, die ich denn auch ohne langes Bedenken annahm, und meinem jüngsten Bruder sodann schrieb, daß er auf der Post zu mir kommen möchte.

Er langte auch nebst seinen Sachen bei mir an, und da an dem Orte eine sehr wohlbestellte Schule anzutreffen war, sich auch verschiedene Wohlthäter fanden, die ihm freien Tisch und Wohnung anboten, so ließ ich ihn fleißig in die Schule und zu mir in den Privatunterricht gehen, welches denn so viel fruchtete, daß ich ihn endlich um Michaelis 1723 mit gutem Gewissen auf die Universität schicken konnte, um daselbst die Gottesgelahrtheit zu studiren. Mir ging es unterdeß in dem Hause meines Principals recht wohl, und ich hatte über die gute Aufführung und den Fleiß meiner Zöglinge viele Freude. Endlich wurde mir gerathen, mich wegen einer erledigten Diaconatsstelle zu melden, weil die Her-

ren Patrone, wie es hieß, doch auch darum begrüßt sein wollten, und nicht leicht die Vocation einem entgegen zu schicken pflegten. Ich folgte, und hatte das Glück, unter der Zahl von vier und zwanzigen, die sich gemeldet, nebst noch drei andern auserwählt und examinirt zu werden, die Stelle aber bekam einer meiner liebsten Schul- und Universitätsfreunde, dem ich um seiner Verdienste und der zwischen uns bestehenden Freundschaft willen sein Glück von Grund der Seele gönnte.

Kurze Zeit nachher wurde das Schul-Rectorat erledigt. Ich hielt auf Bureben meines Principals ebenfalls darum an, wurde abermals nebst drei andern Candidaten zum Examen berufen, und bestand, wie mein Principal nachher versicherte, unter allen am besten; daher die größte Hoffnung vorhanden war, daß ich diese Stelle gewiß erhalten würde. Allein zu meinem Unglück hatte mein Principal gerade in diesem Jahre in dergleichen Dingen wenig Einfluß, und obendrein schlug sich auch noch ein Höherer ins Mittel, der die großen Verdienste seines seit zehn Jahren in seinen Diensten stehenden Informationsrathes in Erwägung zog, hauptsächlich aber vorstellte: wie derselbe sich anheißig gemacht habe, um die Hälfte der gewöhnlichen Besoldung zu dienen, weshalb man bei der jetzigen Erschöpfung der Stadt-

kasse und den bösen Zeiten für das Uebrige noch einen andern Schulmann anstellen könne. Mein Principal war damit zwar sehr übel zufrieden, suchte mich indeß dennoch zu bereben, in Hoffnung auf eine künftige Beförderung diese Bedingung einzugehen, weil ich auf diese Weise doch vor jenem den Vorzug haben würde. Allein da ich mir ein Gewissen daraus machte, durch meine Schuld diese Stelle für alle meine künftigen Nachfolger zu verschlechtern, so konnte es nicht fehlen, daß ich wiederum leer ausging. Doch wurde mir von allen auf das heiligste versprochen, daß ich von nun an die erste beste Stelle und zwar ohne fernere Probe und Examen erhalten sollte.

So blieb ich denn in bester Zufriedenheit nach wie vor bei meinem Principal, obschon dessen zwei älteste Söhne bald nachher auf eben die Universität, auf der sich mein Bruder befand, geschickt wurden. Eben dieser mein Bruder hatte sich gleich anfangs bei ihnen sehr beliebt zu machen getoußt, und wurde demnach von beiden, auf Befehl ihres Vaters, in allem frei gehalten. Mit dem jüngsten Sohne hatte ich wenig Arbeit, und dabei doch die vorige Befoldung, womit ich gar wohl zufrieden sein konnte; als ich auf einmal am 3. März des Jahres 1725 von einem Gönner aus Eurer Geburtsstadt, mein Eberhard Julius, mit welchem ich von Zeit

zu Zeit Briefe gewechselt, unverhofft Nachricht, daß ich mich aufs eiligste dahin begeben möchte, weil für mich eine ganz besonders treffliche Condition offen sei.

Allein das unerforschliche Verhängniß schien alles Widerwärtige über mich beschlossen zu haben. Denn nachdem ich mir von meinem Principal auf etliche Wochen Urlaub zur Heimreise ausgebeten, und bereits auf der geschwinden Post beinahe zwanzig Meilen zurückgelegt hatte, schlug in der einen Nacht der Postwagen so unglücklich um, daß durch die nachstürzenden Kasten nicht nur meine beiden Beine sehr zerschellt, sondern überdies auch mein rechter Arm schmerzlich gebrochen wurde. Einem andern Reisenden ging es noch trauriger, indem er im Sturze das Halsgenick zerbrach und augenblicklich seinen Geist aufgab; zwei andere dagegen waren eben so unglücklich geworden als ich. Der Wagen wurde zwar endlich mit größter Mühe wieder aufgerichtet, und wir Elynden wieder darauf gesetzt, allein ich weiß es am besten, was ich binnen etlichen Stunden für grausame Schmerzen ausgestanden, und zwar so lange, bis wir endlich nach Tages Anbruch eine mittelmäßige Stadt erreichten, und uns von einem daselbst wohnhaften Barbier und dazu gerufenen Arzte konnten zu Hilfe kommen lassen.

Ich war der Elendeste unter allen. Zwar wurde ich an Arm und Bein gehörig verbunden, und empfand auch einige

Vinderung, allein die starke Verwundung am Rückgrat mochte eine innerliche Entzündung verursacht haben, weshalb mich wenige Tage nachher ein hitziges Fieber befiel, woran ich bis in die vierte Woche höchst gefährlich danieder lag. Die Heilung meines zerbrochenen Arms und der zerschellten Beine wurde dadurch bedeutend verzögert, endlich aber befand ich mich in der siebenten Woche wieder stark genug, die fernere Reise anzutreten.

Mittlerweile hatte ich zwar an Eures Herrn Vater, mein lieber Eberhard, zwei Briefe schreiben lassen, und demselben mein Unglück so wie nachher meine Wiedergenesung zu wissen gethan; allein ich habe nicht erfahren, ob sie richtig eingelaufen oder verloren gegangen sind. Denn bei meiner Ankunft daselbst fand ich alles verändert in Eures Vaters Hause, und er selber war bereits weggereiset, ohne daß jemand mir sagen konnte wohin. Des redlichen Mannes widriges Schicksal betrübt mich fast noch mehr als mein eigener Unfall, obwohl mich derselbe um eine schöne Condition gebracht, da diese wegen meines langen Ausbleibens bereits mit einem Andern besetzt war.

Wer hätte bei solchen Widerwärtigkeiten nicht endlich ungeduldig und verzagt werden sollen? Ich blieb indeß, Gott Lob! in geziemender Gelassenheit, und glaubte beständig, daß die rechte Stunde zu meiner Beförderung noch nicht erschienen

sei. Ich hatte mir vorgenommen, daselbst wenige Tage von meiner Reise auszuruhen, und sodann zu meinen Geschwistern nach Elbingen zu reisen; allein es fügte sich, daß ich noch vorher von Herrn Wolfgang, wie derselbe bereits erzählt hat, ins Predigtamt berufen wurde, worauf ich meine Reise zu meinen Geschwistern eiligst fortsetzte. Zwar fand ich diese nicht beisammen; denn der nach mir folgende Bruder, der die Handlung erlernt hatte, war nach Kopenhagen gegangen und daselbst so glücklich gewesen, eine sehr begüterte junge Wittve zu heirathen, die zweite Schwester war bereits dem substituirtten Sohne des Geistlichen angetraut, der meinem seligen Vater in der Pfarre gefolgt war, der jüngste Bruder aber befand sich schon seit anderthalb Jahren auf der Universität, — dessen ungeachtet freute ich mich herzlich, Nachricht zu erhalten, daß es einem jeden meiner Geschwister wohl gehe. Die älteste und jüngste Schwester, so wie auch mein Schwäger, empfingen mich mit Freudenthränen, die sich aber bald in Thränen der Betrübniß verwandelten, als sie erfuhren, daß ich eine weite Seereise anzutreten gesonnen sei. Ich suchte sie aufs möglichste zu beruhigen, und reiste auch gleich des folgenden Tages nach meiner Ankunft in ihrer Gesellschaft zur mittlern Schwester aufs Land. Hier giengen die herzlichsten Freudenbezeugungen aufs neue an, und ich hatte

noch an demselben Abende das Vergnügen, meine jüngste Schwester an einen jungen wohlhabenden Freisassen zu verloben, der schon seit etlichen Wochen um sie geworben, bisher indeß einzig und allein auf meine schriftliche Einwilligung vertröstet worden war.

Nach diesem vertheilte ich mein weniges Vermögen nebst fünfhundert Thalern von dem Gelde, das mir Herr Wolfgang geschenkt hatte, unter meine Geschwister zu gleichen Theilen aus, doch so, daß der jüngste Bruder zweihundert Thaler mehr als die andern bekam, um sein Studiren fortzusetzen. Diesem letzteren übersandte ich in meinem Abschiedsbriefe zugleich eine schriftliche Anweisung, wie er seine Zeit auf Universitäten nützlich anwenden und sich in den Stand setzen sollte, mit der Zeit ein wackerer Arbeiter in dem Weinberge Gottes zu werden. Von dem Kopenhagener Bruder nahm ich ebenfalls schriftlich Abschied, und nachdem ich mich auch bei meinen beiden Schwestern und Schwägern mündlich beurlaubt, ging ich mit gutem Winde zur See nach Lübeck ab. Von hier aus setzte ich meine Reise nach Amsterdam fort, wo ich am 22. Junius gegen Abend eintraf. Da meine dortige Ankunft und was ferner sich auf unserer Hieherfahrt ereignet hat, bereits von Herrn Wolfgang erzählt worden, so kann ich hier meine Erzählung schlie-

ßen, und bloß noch die Versicherung hinzufügen, daß ich mich in meiner gegenwärtigen Lage vergnügter und glücklicher fühle, als irgend jemand auf der Welt.“

Hier endigte unser werther Seelsorger seine Lebensgeschichte; wir aber, da es bereits um Mitternacht war, begaben uns bald darauf nach unserer Ruhestätte.

Die folgenden Tage verstrichen unter fortwährenden Lustbarkeiten, die ich hier nicht weitläufig beschreiben will. Die folgenden Monate hindurch ward an dem längst schon unternommenen Kirchenbaue eifrig fortgearbeitet, und zugleich von Herrn Magister Schmelzer eine Schulanstalt eingerichtet, in welcher achtzehn Knaben von zwölf bis vierzehn Jahren von ihm in der Theologie und in den Grundsprachen, von mir aber im Latein, Rechnen und Schreiben unterrichtet wurden.

Es war schon spät im Herbst desselben Jahres, und zwar gerade an dem Tage, wo dem Herrn Wolfgang sein erstgeborener Sohn getauft, wir aber von dem erfreuten Vater mit vortrefflichen Speisen und Getränken bewirtheet wurden, als wir wiederum bis zum Abend vergnügt beisammen saßen. Da der Altvater diesen Abend aufgeräumter als sonst gewöhnlich war, so verschaffte er uns das Vergnügen, daß unser anwesender Freund, Herr Mathematicus Lipberg, uns selber seine eigene Lebensgeschichte anzuhören gab.

G e s c h i c h t e

d e s M a t h e m a t i c u s P i s b e r g .

„Ich bin — fing er an — im Jahre 1694 am 17. October in der Kaiserlichen Residenzstadt Wien von einem evangelisch-lutherischen Vater und einer römisch-katholischen Mutter zur Welt geboren worden. Mein Vater war ein guter Ingenieur und dabei Stücklieutenant bei der kaiserlichen Artillerie. Da sich indeß der russische Czar im Jahre 1698 einige Zeit in Wien aufhielt, ließ sich mein Vater durch dessen Zureden bewegen, seinen Abschied zu fordern, und mit seiner Frau und zwei Kindern dem Czar nach Moscau zu folgen. Nun hatte sich zwar mein Vater dadurch sowohl am Range, als auch an der Besoldung bedeutend verbessert; allein es wäre vielleicht für ihn und uns besser gewesen, wenn er die kaiserlichen Dienste nicht verlassen hätte. Denn als wir uns mit ihm bei der Belagerung von Narva befanden, und der König von Schweden im November des Jahres 1700 diese Festung mit achttausend Mann entsetzte, und das ganze russische La-

ger nebst allen Kanonen eroberte, wurde mein guter Vater von den Schweden in der ersten Hitze nebst anderen seiner Kameraden niedergehauen. Wo meine Mutter nebst der kleinen vierjährigen Schwester hingekommen, habe ich nach der Zeit niemahls erfahren können, wie sehr ich auch darum bemüht gewesen. Ich für meine Person aber, der ich während des grausamen Blutvergießens aus dem Lager gelaufen und meine Sicherheit in einem tiefen Graben gesucht hatte, wurde, nachdem ich die ganze Nacht darin gelegen, Hunger und Durst gelitten, und fast ganz erfroren war, von zwei schwedischen Soldaten aufgehoben, zum Feuer geführt und mit Speise und Trank erquickt. Hierauf wurde ich ihrem Obristen vorgestellt, der einem Marktender Befehl gab, mich zu sich zu nehmen, und so gut, ja noch besser als seine eigene Kinder, zu halten, weil er, der Obrist, dafür bezahlen wolle. Ich konnte ungeachtet meiner Jugend diesem Obrist dennoch hinlängliche Nachricht von meinen Eltern und von dem Range meines Vaters geben, daher ließ er unter allen gefangenen Russen sorgfältig nach meinen Eltern forschen; allein eben dadurch erfuhr ich die traurige Nachricht, daß mein Vater unter den Todten gelegen, von meiner Mutter aber wußte niemand unter allen Anwesenden das geringste zu berichten.

Mittlerweile, da wir diesen Winter nur wenige Wochen lang in Quartieren standen, ließ mir der Obrist ein

sauberes schwedisches Soldatenkleid, meinem kleinen Körper anpassend, verfertigen, nahm mich in sein Quartier, wo ich aufs beste gepflegt wurde, und wo mir, da er mich gern um sich leiden mochte, niemand eine schreie Miene machen durfte. Der Obrist verstand zwar und sprach sehr gut deutsch, unter seinen Leuten aber waren nur sehr wenige, die meine Sprache verstehen konnten, was für mich um so trauriger war, da ich die übrige auch nicht verstand. Nun hätte ich dies zwar mit der Zeit wohl gelernt, allein der vortreffliche Obrist war so gnädig, um mich sowohl darin als auch in anderen Dingen unterrichten zu lassen, einen feinen Menschen von einer andern Compagnie zu sich zu nehmen. Dieser war, wo ich nicht irre, von Geburt ein Holsteiner und hatte einige Jahre auf deutschen Universitäten zugebracht. Wenn ich seinem ganzen Wesen bisweilen nachdachte, so schien es mir, als möchte er vielleicht jemanden erstochen oder irgend eine andere Fatalität gehabt haben, weshalb er seine Sicherheit unter der schwedischen Armee gesucht, wie ich denn auch zweifle, ob der Name Schwedekke sein rechter Zuname oder ein bloß angenommener gewesen.

Jedoch es ist nicht nöthig, deshalb erst weitläufige Untersuchungen anzustellen. Genug, da dieser Mensch gut Schwedisch, Deutsch, Lateinisch und Französisch verstand, so nahm ihn der Obrist zu seinem Secretair und zu meinem

Informator an. Ich konnte übrigens in dieser Zeit wenig mehr als das Vaterunser und einige Reimgebete auswendig, im Abebuche aber war mir noch kein einziger Buchstabe bekannt, viel weniger andere Sachen, worin sonst andere sechs- bis siebenjährige Knaben schon ziemlich geübt sind. Allein, da Herr Schwedek Zeit und Stunden wohl in Acht zu nehmen wußte, und ich überdies eine große Lernbegierde zeigte, lernte ich binnen einem Jahre vollkommen Deutsch, Lateinisch und Schwedisch lesen, auch in allen drei Sprachen ziemlich schreiben, welches letztere aber sich im folgenden Jahre noch mehr verbesserte. Daher mußte ich denn auch bald anfangen, die lateinische Sprache gründlich zu erlernen, worin ich meinen Fleiß nicht im mindesten sparte, ungeachtet die starken Märsche und andere Beschwerlichkeiten, so wie auch die blutigen Schlachten in Polen, viele Verhinderungen darenin brachten. Ich blieb zwar mit meinem Informator beständig bei der Bagage, indeß, da die Schweden mehrentheils siegten, hatten wir nicht selten Gelegenheit, den schrecklichen und jämmerlichen Anblick auf den Wahlstätten zu betrachten. Zeit Lebens aber werde ich an den entsetzlichen Anblick des Wahlplatzes bei einem großpolnischen Städtchen, Namens Frauenstadt, gedenken, wo die guten Sachsen eine traurige Niederlage erlitten hatten. Die Haut schaudert mir noch, wenn ich daran zurückdenke. Ich wollte meine Augen im-

mer davon abwenden, jedoch wohin? überall zeigte sich Mord und Blut. Die erschlagenen Russen und Sachsen jammer-ten mich weit mehr, als die Leichen der Schweden, und zwar aus keiner andern Ursache, als weil die letzteren meinen seli-igen Vater ermordet hatten, und in Erinnerung dessen konnte ich nicht umhin, auf diesem Wahlplatze heiße Thränen zu vergießen.

Jedoch ich will die gräßlichen Umstände dieser Schlacht ein andermal erzählen, und für jetzt nur erwähnen, daß ich in meinem zwölften Jahre, nämlich 1706, unter den Schwe-den mit nach Sachsen kam.

Mein Obrist nahm sein Quartier auf einem vortreffli-chen adeligen Rittergute unweit Torgau. Dasselbst bekam ich nun zwar ein neues, stark mit Gold besetztes Kleid, so wie auch eine etwas schlechtere Wochenkleidung, allein bei alle dem schmerzte es mich, daß der Obrist zuweilen fremden Leuten ganz verächtlich erzählte, wie mein Vater vor Narva niedergehauen, meine Mutter entlaufen, und ich auf diese Weise sein leibeigener Knecht geworden sei. Indes hatte ich doch so viel Verstand, daß ich meinen Verdruß darüber best-möglichst zu verbergen suchte. Mittlerweile gab sich Herr Schwedke daselbst alle mögliche Mühe, mich zum Latein, zur Geographie, Historie, Schrib- und Rechenkunst anzu-halten. Da ich nun alles, was er mir aufgab, mit Lust

angriff, auch seinen übrigen Vorschriften gehorsame Folge leistete, so kann ich mich nicht erinnern, von ihm mehr als ein einziges Paar Ohrfeigen bekommen zu haben, und zwar bloß darum, weil ich aus Frevel eine überladene Soldatenflinte abgeschossen hatte, die gar leicht hätte springen und mir den Kopf zerschmettern können. Mein Herr, der Obrist, hatte ebenfalls nie Ursache gehabt, mich etwa wegen irgend einer Bosheit, wie sie sonst wohl von Knaben verübt zu werden pflegt, strafen zu lassen; doch endlich erwachte bei ihm eine grausame Härte gegen mich, und zwar bei folgender Gelegenheit.

Ich war eines Tages mit den sämtlichen adeligen Kindern des Ortes beisammen, spielte zuerst und speiste sodann mit ihnen. Hierbei bat mich die Edelfrau, ihnen meine Begebenheiten von der frühesten Zeit an, worauf ich mich zurückbesinnen könnte, nebst dem, was ich in meinem jugendlichen Soldatenleben Merkwürdiges gesehen, zu erzählen. Da ich nun kein Bedenken trug, dieser mir sehr gewogen scheinenden Dame Gehorsam zu leisten, war ich so unbedachtsam, unter andern auch folgende Reden auszusprechen: „Wollte Gott, es wären statt der guten Sachsen lauter Schweden erschlagen worden; denn diese bösen Leute haben mir meinen lieben Vater ermordet, und ich erinnere mich noch, obwohl wie im Traume, etlichemal von ihm gehört zu haben, daß

er auch ein geborner Sachse gewesen, ich weiß aber nicht, aus welcher Stadt. Ja, — rief ich in meinem kindischen Eifer weiter aus — wollte Gott, ich könnte erfahren, wer ihn getödtet. Ich wagte mein Leben an den Mörder, um meines Vaters jämmerlichen Tod zu rächen, und wenn es auch des Obristen eigene Person betreffen sollte.“

Nun hatten zwar verständige Leute großes Mitleid mit meinem Unglück, und suchten meinen ohnmächtigen Eifer durch die Vorstellung zu dämpfen, daß es im Kriege nicht anders herzugehen pflege, und daß daselbst kein Ansehen der Person gelte. Ja man warnte mich zuletzt auch, meines Obristen wegen nicht allzu frei zu sprechen, da derselbe doch nunmehr Vaterstelle bei mir verträgte. Allein, wie sehr ich auch meine Uebereilung einsah, und mir vornahm, inskünftige bedächtiger zu sprechen, so war es doch für diesmal schon zu spät. Es hatte nämlich die adelige Dame ein Kammerknechtchen in ihrem Dienst, welche alle meine Reden noch denselben Tag einem von des Obristen Bedienten, mit welchem sie vielleicht in heimlicher Liebe lebte, ganz im Vertrauen wiedererzählte. Dieser Kerl war wegen seines lieberlichen Lebens sehr übel bei dem Obristen angeschrieben, und es stand mit ihm auf dem Punkt, daß er die Muskete auf den Rücken nehmen sollte. Daher suchte er sich denn, zu meinem Verderben, aufs neue einzuschmeicheln, und unter dem Schein

der Treue und des Rechts dem Obristen die ganze Sache nebst vielen hinzugefügten Lügen so wahrscheinlich vorzustellen, daß dieser wirklich auf den Gedanken kam, daß er an meiner Person vielleicht eine Schlange in seinem Busen erzöge, die ihm mit der Zeit meuchelmörderischer Weise schaden oder wohl gar den Tod anthun könnte. Ich wurde demnach gleich am folgenden Morgen in aller Frühe von Herrn Schwedede und des Obristen Kammerdiener wegen meiner geführten Reden befragt; da indeß diese Weiden aus Liebe zu mir ziemlich gelinde verfuhrten, so trat endlich der Obrist, der in einem Nebenzimmer alles mit angehört hatte, selbst herein, und zwar mit einem so ergrimmtten Gesicht, daß ich vor Schrecken in die Erde zu sinken meinte. So sah ich mich denn gezwungen, auf sein zorniges Befragen alles zu gestehen, was ich den vorhergehenden Tag unbedachtsamer Weise herausgeplaudert hatte; doch die hinzugesetzten Lügen ebenfalls einzugestehn, dazu konnte mich kein Mensch bewegen. Ich berief mich zu wiederholten Malen auf meine adeligen Zuhörer, allein es half nichts; sondern ich wurde eine Stunde nachher von des Obristen Knechten im Pferdestalle mutternackend ausgezogen, mit großen Ruthen bis auf Blut gepeitscht, und in den ältesten zerlumpten Kleidern fortgejagt.

Vor Schmerzen konnte ich mich nicht weiter fortschleppen, als bis in eines Bauern Garten, woselbst ich mich in

das Gebüsch verkroch, und ohne Speise und Trank den ganzen Tag über voll Unruhe darin zubrachte. Da indeß gegen die Nacht ein grausames Donnervetter und ein schrecklicher Plagregen einfiel, schlich ich matt und furchtsam mit zitternden Gliedern in das Bauerhaus hinein, wo zu meinem Glück die zwei darin liegenden Schweden nicht zu Hause, sondern auf etliche Tage auf Kommando ausgegangen waren. Die guten Bauerleute wußten bereits von meinem gehaltenen Unglück, und zwar aus der Edelfrau eigenem Munde, bei welcher die Bäuerin früher als Magd in Diensten gewesen. Sie beklagten daher zwar mein unverschuldetes Elend, wußten aber doch sich nicht zu entschließen, ob sie aus Furcht vor dem Obristen es wagen dürften, mir ein Nachtlager im Hause zu verstatten. Endlich überwog das Mitleid alle Furcht, so daß ich nicht allein Speise und Trank, sondern auch Erlaubniß von ihnen erhielt, diese Nacht, ja so lange in ihrem Hause zu bleiben, bis sie vernommen, ob etwa die Edelfrau für mich sorgen wolle. Um dies zu erfahren ging die Bäuerin, noch ehe es völlig Nacht wurde, zur Edelfrau, kam aber bald zurück, und brachte diese gnädige Dame selber zu mir geführt, die, sobald sie mich da so jämmerlich in einem Winkel sitzen sah, augenblicklich in helle Thränen ausbrach. Ich weinte ebenfalls, und hörte, daß sie zu mir sagte: „Ach, mein Kind, verzeihet, ja verzeihet mir! ich bin schuld an

Eurem Unglück; denn hätte ich Euch nicht zur Erzählung Eurer Geschichte berebet, so hättet Ihr nicht dergleichen kindische unbedachte Reden fallen lassen. Ich wünsche herzlich zu erfahren, wer Euch verrathen hat; denn es muß unfehlbar einer von unsern Bedienten dies Schelmenstück verübt haben. Der Himmel lindere Eure Schmerzen; vertrauet auf Gott und seine Hülfe! In der kommenden Nacht will ich Euch an einen Ort bringen lassen, wo es Euch wohl gehen soll; sobald uns aber Gott von den Schweden befreiet, will ich Euch in mein Haus als mein eigenes Kind aufnehmen.“ Bei diesen Worten klopfte sie mich sanft auf die Wangen; ich aber küßte und benetzte ihre Hand mit meinen Thränen. Sie sprach mir nun um so mehr Trost zu, und ließ sich durch nichts abhalten, meinen jämmerlich verwundeten Leib selbst zu besichtigen. „Ach,“ rief sie, „ist das ein Zeichen der schwedischen Frömmigkeit und Gottesfurcht? O ihr Tyrannen, o ihr Türken! ist es wohl zu verantworten, einen unmündigen Knaben um eines unbesonnenen Wortes willen, welches ihm der Schmerz um seinen ermordeten Vater ausgepreßt, dergestalt zu züchtigen? Ach, wo ist hier eine Gleichheit zwischen der Strafe und dem Verbrechen zu finden? Ach, das arme Kind hätte sich, wenn es recht unterrichtet worden und zu Verstande gekommen wäre, nachher wohl tausendmal anders bedacht, und die thörichte Hise

seiner Jugend selber gemisbilliget." Solche und ähnliche Reden führte sie noch einige Zeit, nahm sodann Abschied von mir, die Bäuerin aber mit sich auf ihren Hof. Von da brachte mir dieselbe ein weißes Hemde nebst etwas köstlichen Confects und einer Flasche Wein mit, mit dem Auftrage, denselben zu wärmen, und meinen ganzen Leib damit abzuwaschen. Dies war zwar anfänglich sehr schmerzhaft, nachher aber doch sehr lindernd, und da ich darauf auch ein paar Gläser Wein getrunken, so verschlief ich in der folgenden Nacht den größten Theil meiner Plagen und Sorgen.

Sobald sich gegen Mittag meine Augen wieder öffneten, verrichtete ich mein Morgengebet, und dankte ungeachtet meiner wieder erwachenden Schmerzen dem Allmächtigen, daß er mich aus den Händen der rohen Kriegsteute erlöset und mir Aussicht auf eine ruhigere Lebensweise verliehen hatte. Nachdem die Bäuerin den ganzen Tag hindurch meine Verpflegung aufs beste besorgt hatte, kam die gutherzige Edel-frau, die zum Scheine einen Spaziergang nach ihren Ländereien machte, gegen Abend durch den Garten zu uns, ließ durch die Bäuerin aus ihrem Hofe einen Korb abholen, in welchem sich ein schönes Kleid nebst vieler Wäsche, Büchern und anderen Bedürfnissen befand. Mit diesen Sachen beschenkte sie mich und sagte: **¶** Sei gesonnen, mich künftige Nacht durch meinen Wirth von hier hinweg und zu einem

ihrer Befreundeten, der seine Hofhaltung im Churbrandenburgischen hätte, fahren zu lassen; bei diesem sollte ich mich nur fein still und fromm verhalten und fleißig lernen, so würde ich keine Noth leiden, vielmehr alles Vergnügen haben. Unterdeß möchte ich nur recht oft, so gut ich könnte, an sie schreiben, und versichert sein, daß ich sogleich nach dem Abzuge der Schweden würde zurückgeholt werden, um dann mit ihren eigenen Kindern gehörig aufgezogen und in allen nöthigen Wissenschaften unterrichtet zu werden.

Wie hätte wohl eine irdliche Mutter für ihr einziges Kind besser sorgen oder klügere Anstalten treffen können? Und war dies nicht als ein Beispiel der göttlichen Fürsorge für arme von aller Welt verlassene Waisen anzusehen und zu bewundern? Doch, da ich gesonnen bin, mich in meiner Lebensgeschichte der Kürze zu befeßigen, so will ich nur noch soviel sagen, daß ich von dieser liebevollen Pflegemutter auf das zärtlichste Abschied nahm, worauf mein Wirth, der Bauer, gegen Mitternacht seinen Wagen anspannte, mich wohl verdeckt darauf packte, und mit möglichster Behutsamkeit davon fuhr, ohne von irgend einem schwedischen Soldaten angehalten oder befragt zu werden. Wir hielten uns an keinem Orte länger auf als die dringendste Noth erforderte, und gelangten so am Abend des dritten Tages bei dem Edelmann im Brandenburgischen an. Es hatte derselbe unserer

Edelfrauen Schwester zur Ehe, und nahm so wie seine nicht minder gutherzige Gemahlin nach Durchlesung der von uns mitgebrachten Briefe mich sehr liebreich auf, den Ueberbringer aber fertigte er des folgenden Tags mit dem erforderlichen Antwortschreiben wieder zurück.

Ich wurde hier in der That nicht wie ein armer verlaufener Junge, sondern so wie ein adeliges Kind gehalten. Jeder, der meine erlittenen Unfälle hörte, schenkte mir seine liebreiche Theilnahme, und da das ausgestandene Unglück mich sehr sittsam und demüthig gemacht, so wurde ich bei Jedermann immer mehr beliebt. Der Edelmann hatte drei Söhne, von denen der älteste sechzehn, der jüngste aber, wie ich, zwölf Jahre alt war; außerdem aber noch zwei Töchter, von denen die älteste ins zehnte, und die jüngste ins achte Jahr ging. Ueberdies waren noch zwei vater- und mutterlose adelige Kinder bei ihnen, nämlich ein Junker von dreizehn und ein Fräulein von elf Jahren, welche letztere den Namen Charlotte führte. Ein ungemein geschickter Informator hatte also seine volle Arbeit, uns acht Kinder in stetem Fleiße und in guter Zucht zu erhalten. Doch, da er ein sehr aufgeweckter Kopf war, der seinen Schülern alles spielend beizubringen, zugleich auch die rechten Mittel anzuwenden wußte, uns Furcht und Liebe einzulösen, so hatte unser Studiren einen sehr erwünschten Fortgang; weshalb sich der

adelige Principal nebst seiner Gemahlin sowohl über den Lehrer als über die Lernenden sehr zufrieden bezeigte.

Wenige Wochen nach dem Abzuge der Schweden aus Sachsen, kam meine vorige Wohlthäterin nebst ihrem Ehegemahl dahin gereiset, um ihren Bekreudeten einen Besuch abzustatten, und zugleich mich mit Sack und Pack zurück zu nehmen. Allein meine jetzigen Versorger, besonders aber das inständige Anhalten meiner Schul- und Spielgefährten, so wie auch die Fürbitte des mir sehr gewogenen Informators, brachten es endlich so weit, daß ich Erlaubniß erhielt, noch einige Zeit zu bleiben, wo ich war, wobei ich zugleich von der Güte meiner ersten Gönner zwanzig Thaler zu Kleidung, Wäsche und Büchern erhielt, ungeachtet mein jetziger Patron sich bereit erklärte, mich mit allem Nöthigen zu versehen, und zwar darum, weil seine beiden jüngsten Söhne bloß durch mein Beispiel zum Studiren angespornt würden.

Weiläufig muß ich hier noch erwähnen, daß ich damals zugleich die Nachricht erhielt, wie mein Obrister wenige Tage nach meiner Entfernung, und nachdem er von seinem Wirthe und dessen Gemahlin einen wahrhafteren Bericht von der Sache eingezogen, sich der mir zugesügten übeln Behandlung hatte gereuen und verlauten lassen: er wolle demjenigen zehn Dukaten geben, welcher von mir Nachricht bringen und

nich ihm wiedererschaffen könne. Allein die redlichen Leute hatten dennoch dem Landfrieden nicht trauen wollen, sondern alle mögliche Vorsicht gebraucht, um meinen Aufenthalt verschwiegen zu halten, und da bald nachher die Rede gegangen, es sei jenseit des Elbstroms ein ertrunkener Knabe gefunden worden, so hatte man ihn bei den Gedanken gelassen, daß ich unfehlbar durch Zufall in dies Unglück gerathen. Der Obrist hatte sich indeß dies sehr zu Gemüthe gezogen, und seinen Zorn zuletzt an dem lügenhaften und verrätherischen Diener ausgelassen, dem er zweihundert Hiebe mit dünnen Spießruthen und sodann die Muskete auf den Rücken geben ließ. Auch das verbuhlte Kammermädchen hatte ihren Lohn bekommen; denn nachdem sie der schwedischen Armee etliche Tagereisen als eine liederliche Dirne nachgefolget, war sie endlich bis aufs Hemde ausgezogen und zurückgepeitscht worden.

Mein Fleiß ward durch die unverdienten Wohlthaten so vornehmer Gönner bergestalt angespornt, daß ich sogar Abends und früh Morgens mir am Schlafe abbrach, um nur dem ältesten Junker nachzukommen; denn mein Patron hatte mir versprochen, basern ich mich fortwährend gut auführte, so wolle er mich nebst seinen Söhnen etliche Jahre auf der Universität frei halten, und zwar nicht etwa als einen Bedienten, sondern als ihren Gesellschafter.

Meine erste Wohlthäterin starb zu meinem großen Leidwesen bereits zu Ende des Jahres 1709, hatte mir indeß mit Genehmigung ihres Gemahls zweihundert Thaler vermacht, die ich auch drei Jahre nachher nebst den Zinsen richtig erhalten habe. Unterdeß rückte allmählig die Zeit heran, da mein Patron seine drei Söhne, nebst seinem jungen verwaiseten Wether und mir, unter der Aufsicht des Informators, der nunmehr den Titel als Hofmeister bekam, auf die Universität nach Halle sendete. Es geschah dies um Michaelis des Jahres 1711, und wir bekamen in einem und demselben Hause drei Zimmer zu unserer Bequemlichkeit. Die zwei ältesten Junker legten sich hauptsächlich auf die Rechtsgelahrtheit, und haben es auch darin so weit gebracht, daß sie nachher alle beide sehr ansehnliche königliche Posten erhalten; der jüngste nebst dem vater- und mutterlosen August aber, deren Sinn von Jugend an auf das Soldatenleben gerichtet war, wollte sich nur zu den dahin gehörenden Wissenschaften, als Historie, Geographie, Genealogie, Mathesis, Tanzen, Reiten, Springen, Fechten und dergleichen bequemen. Ich hielt es mit den letzteren, legte mich aber am meisten auf die Mathesis, besuchte deshalb eines berühmten Professors Collegia mit großem Eifer, und wandte überdies den größten Theil meiner Spielgelder einem außerordentlichen Lehrer zu, um desto schneller in dieser Wissenschaft und den

dazu gehörigen Kenntnissen fortzuschreiten. Nun hatte ich zwar oft genug Gelegenheit, mir auf Kosten meiner beiden Mitstudenten in und außer der Stadt ein Vergnügen zu machen, allein mein größtes Vergnügen war, einsam auf meiner Stube zu sitzen und mit den mathematischen Instrumenten zu arbeiten, wobei ich indeß die Stunden auf der Reitbahn, dem Tanz- und Fechtboden selten versäumte. Kurz, ich studirte immer fort auf einen Generalleutenant los, weil es mir, um mein Glück im Kriege zu suchen, keinesweges an Herzhaftigkeit fehlte, und überdies ich mir einbildete, daß ich mich schon mit dem Degen in der Faust, als mit der Feder hinter dem Ohre emporschwingen könnte, wofern ich nur etwas in der Kriegsbaukunst gelernt hätte. So vergingen denn meine Universitätsjahre geschwinde, als ich vermuthet hatte. Binnen dieser Zeit war ich mit meinen Junkern nur ein einzigesmal zu Hause gewesen, — ich sage absichtlich zu Hause, da mich meine Wohlthäter wie ihr leibliches Kind hielten.

Um Michaelis des Jahres 1714 reisten wir ebenfalls wieder dahin, um die angenehme Herbstzeit daselbst zuzubringen. Da nun die artigen Fräulein meines Principals, so wie die ungemein wohlgebildete Charlotte, eine ziemliche Anzahl junger Kavaliere in das Haus zogen, so fehlte es nicht an täglichen Lustbarkeiten und Zerstreuungen. Ich

überlegte indeß, daß es meine Schuldigkeit sei, dem vermittelten Gemahl meiner ersten Wohlthäterin meine Aufwartung zu machen, bat mich daher von meinem jetzigen Vöner ein Pferd aus, und ritt zum erstenmal wieder die Straße zurück, auf welcher mich vor etlichen Jahren ein Bauerwagen in schmerzlichem Zustande meinem Glück entgegen geführt hatte. Der alte Herr von Adel nebst seinem zu Hause lebenden Sohne empfing mich ungemein freundlich und höflich; ja man behandelte mich unverdienter Weise wie einen wirklichen Cavalier, und wollte mich überreden: ich hätte mir ein so gutes Ansehn und so viel Geschicklichkeit erworben, daß ich nunmehr im Stande sei, in Zukunft ohne weitere Vorsprache mein Glück selber zu befördern. Nachdem ich dem jüngeren Herrn einige Zeichnungen von Landschaften, Städten, Festungen und dergleichen gezeigt und ihm, als ich sein großes Wohlgefallen daran bemerkte, ein Geschenk damit gemacht hatte, erhielt ich nicht allein sofort die von seiner verstorbenen Mutter mir vermachten zweihundert Thaler baar ausgezahlt, sondern von ihm auch noch zwei vortreffliche, fast noch ganz neue Kleider, wovon das eine stark mit Golde besetzt war. Der alte Herr aber schenkte mir für das ihm gemachte Geschenk, welches aus allerlei geschliffenen Vergrößerungsgläsern, Sonnenuhren und dergleichen bestand, funfzig Dukaten. Und so konnte ich

denn nach etlichen Tagen in einer seiner Karossen sehr vergnügt wieder zu meinen beiden Gefährten zurückreisen.

Diesen zeigte ich mich nun wenige Tage darauf in meinen neuen Staatskleidern, und fand dabei das alte Sprichwort bestätigt: Kleider machen Leute. Außerdem erweckte mir meine wohlgefüllte Goldbörse einen so unverzagten Muth, daß ich fest glaubte, es könne einem mit so vielen Gaben und Gütern überhäuftem Glücksritter unmöglich in der Welt etwas fehlschlagen. Um dieselbe Zeit aber begann sich in mir auch noch eine andere Neigung zu regen, deren ich nicht Herr werden konnte. Ich verliebte mich nämlich in das schöne Fräulein Charlotte, und zwar auf folgende Veranlassung.

Wir wurden fast täglich von einem benachbarten Landjunker besucht, der sich die größte Mühe gab, um Charlottens Gewogenheit zu erwerben. Es war dies im übrigen ein Mann von ziemlich gutem Ansehen, besaß auch für seinen Stand hinlängliche Einkünfte, hatte indeß schon einige- mal das Unglück gehabt, seine Ausgeberinnen, Köchinnen, und sogar die Viehmägde in den Stand der Ammen zu versetzen, wie ihm denn erst vor Kurzem eine Viehmagd, die er ungeachtet ihrer Leibesumstände aus dem Hause geprügelt, zur Vergeltung auf einmal ein paar Zwillinge vor die Thür gebracht hatte. Nun waren zwar nachher alle diese Händel

mit Gelde geschlichtet und abgethan worden, dessen ungeachtet machten ihm dieselben überall Hindernisse, wo dieser Herr Ferdinand von H** das Band ehelicher Liebe anzuknüpfen suchte. Bei Charlotten dagegen meinte er noch am ersten anzukommen, da diese ein zwar schönes, dabei aber sehr armes Fräulein war, die kaum fünfhundert Thaler im Vermögen hatte.

Eines Tages wurde er so treuherzig gegen mich, daß er auf einem einsamen Spaziergange mir sein ganzes Geheimniß anvertraute und mich um meine Vorschläge bei Charlotten bat, indem er glaubte, daß ich nicht allein bei ihr, sondern auch bei des Herrn von B**, meines Principals, Fräulein Töchtern in gutem Ansehn stünde, und zwar schon darum, weil ich mit ihnen vormals zusammen in die Schule gegangen. Anfangs trug ich nun zwar großes Bedenken, das Amt eines Kopulationsrathes zu übernehmen, indeß, da er mir eine silberne englische Uhr schenkte, und für diesmal nichts weiter verlangte, als daß ich Charlottens Bruder August, der ihm bisher sehr widerwärtig erschienen, dahin bringen möchte, in Zukunft bessere Freundschaft mit ihm zu pflegen, so ließ ich mich endlich bereden, ein Liebesnetz zu spinnen, worein sich mein Herz nach wenigen Tagen selber verstrickte. August, der von jeher mein guter Freund gewesen war, ließ sich endlich dazu bewegen, mit Ferdinand

freundschaftlicher umzugehen, doch was die Schwägerschaft anbelangte, so merkte ich sehr bald, daß August, als ein stolzer und eigensinniger Kopf, nie seine Einwilligung dazu geben würde. Doch dies ging mich nichts an. Ich war froh, daß Ferdinand über die gute Ausrichtung des ersten Auftrags sich vergnügt bezeugte, und mich aus Dankbarkeit mit einem wohlgewachsenen Reitpferde nebst Sattel und Zeug beschenkte. Zugleich aber bat er mich, ich möchte doch in seinem Namen einen Liebesbrief nebst beigelegten Versen an Charlotten aufsetzen, und auf die Verse eine feine Melodie komponiren, damit er sie des Abends unter Charlottens Fenster, das nach dem Garten hinaus ging, absingen könnte, wobei ich seinen Gesang mit meiner Laute begleiten sollte, um auf diese Weise mit vereinter Kraft Charlottens felsenhartes Herz zu brechen. Ich machte abermals dagegen unzählige Einwürfe, indem erstens dies weder Art noch Geschick, ich aber wohl gar noch Verdruß davon haben würde, auch sei ich ferner ein schlechter Lautenspieler und noch schlechterer Komponist; allein es half da kein Einreden. Der von dem Liebesgott tief verwundete Ferdinand wollte rasend werden, wofern ich ihm meine Hülfe versagte, zu deren Beschleunigung er mir abermals ein Geschenk machte, welches aus einer vergoldeten silbernen Schnupftabackdose bestand.

Demnach ergriff ich endlich das Schreibzeug, und setzte an Charlotten einen Brief auf, dessen Abschrift ich noch bis diese Stunde in meiner Briefftasche bei mir trage. Indesß es wird unnöthig sein, dergleichen Thorheiten der Jugend jetzt in meinen reiferen Jahren noch zu wiederholen.“

Hiermit wollte Herr Litzberg in seiner Erzählung einen Sprung machen; allein der Altvater sagte mit herzlichem Lachen: „Halt, Herr Litzberg! so haben wir nicht gewettet. Es heißt: *Narravere patres, et nos narravimus omnes* *). Ich habe das Vertrauen zu Eurem redlichen Gemüth, daß Ihr keine so außerordentlich ärgerlichen Streiche begangen haben werdet; was aber die Thorheiten der Jugend anlangt, so wird sich niemand von uns daran ärgern. Daher könnet Ihr dieselben zu unserer Belustigung wohl erzählen, zumal da ich in meiner Geschichtserzählung auch die meinigen nicht verschwiegen habe.“

So wurde denn nun Herr Litzberg genöthigt, seine Briefftasche hervorzulangen, und uns aus derselben den Aufsatz seines damaligen Briefes vorzulesen, der folgendes Inhalts war:

*) „Die Väter haben erzählt, und wir alle haben der Reihe nach erzählt.“

Allerschönstes Fräulein, .

Mein äußerst verliebtes Herz hat zwar dem Munde und den Augen unzähligemal Ordre gegeben, Ihnen die Beschaffenheit des Feuers, welches Dero unvergleichliche Augen in dem Innersten meiner Seele angezündet haben, zu entdecken; allein, wenn bei aller erwünschten Gelegenheit der Mund zu blöde, so sind dagegen die Augen desto unglücklicher gewesen, weil mein anbetungswürdiges Fräulein deren Sprache niemals verstehen wollen. Setzo wagt es meine Hand, einige Linderung für mein beklemmtes Herz zu suchen, das unfehlbar in kurzer Zeit gänzlich verzehrt wird, dafern Sie, aller schönstes Fräulein, als die Urheberin dieser Glut, demselben nicht Dero unschätzbare Gegengunst zur Erquickung gönnen wollen. Ich erwarte also zwischen Furcht und Hoffnung von Ihnen den Ausspruch: ob ich Liebe oder Haß, Leben oder Tod zu finden habe; und bin dennoch bei allem

Meines allerwerthesten Fräuleins

bis in Grab getreuer

Ferdinand von H* *.

Dabei hatte ich mit meiner wenig geübten poetischen Feder folgende Verse hinzugefügt:

Ist's wahr, ihr aller schönsten Augen,

Daß ihr so schön als grausam seid?

Nein, dieses scheidt sich nicht zusammen,
 Drum, stiftet ihr gleich Blut und Flammen,
 So laßt doch endlich mit der Zeit
 Aus euren Blicken Kühlung saugen.

Erwägt, daß meine treue Seele
 Durch euren Strahl entzündet ist,
 Betrachtet doch in meinem Herzen
 Den Einfluß aller Angst und Schmerzen,
 Wo Gram und Furcht das Herz zerfrißt;
 Seht an, ach seht, wie ich mich quäle.

Drum laßt, ihr schönsten Augensonnen,
 Euch endlich zur Erbarmung ziehn,
 Vergöttert euch durch Huld und Güte,
 So kommt mein Hoffen bald zur Blüthe,
 So muß der Schmerz von hinnen fliehn,
 So hat mein treues Herz gewonnen.

Raum hatte ich dem äußerst verliebten Ferdinand beide
 Kussätze vorgelesen, als er vor Freude beckenhoch sprang,
 und mich unzähligemal umarmte und küßte, weil, wie er
 sagte, seine Gedanken darin so treffend ausgedrückt wären,
 als ob ich selbst in das Innerste seiner Seele hineingeschau

hätte. Ich wollte ihm nun Beides zum Abschreiben übergeben; allein hier stak der Knoten. Denn der gute Edelmann verstand außer seinem Namen wenig mehr als die deutschen Ziffern hinzumalen. So mußte ich mich denn, obwohl höchst ungern, entschließen, mit etwas veränderter Hand die Sache selber in Ordnung zu bringen, und zum Ueberflusse auch noch den Brief gleich nach der Mittagsmahlzeit an Charlotten übersenden.

Damit war aber die Sache noch lange nicht abgemacht; sondern nunmehr mußte der gezwungene Reinschmied sich auch noch wider Willen zu einem Kapellmeister nothzuchtigen lassen, und über den kläglichen Text nicht minder klägliche Noten setzen. Sobald dies geschehen war, liefen wir mit einander eine halbe Meile Weges weit ins Holz, wo ich dem lichterloh brennenden Verliebten die Melodie etliche hundertmal versingen mußte, ehe er dieselbe auswendig lernen und sich getrauen konnte, sie unter dem Schutze der dunkeln Nacht unter Charlottens Fenster abzusingen. Wir kamen des Abends nicht zu Tische, sondern tranken uns in einer nahegelegenen Schenke erst einen halben Rausch, um desto mehr Herz zu unserer Abendmusik zu fassen. Sobald es völlig Nacht geworden war, schlichen wir uns ohne Licht ganz sachte auf meine Stube, von wo ich meine bereits gestimmte Laute abholte, und mich sodann mit meinem von

Liebe gequälten Gefährten zwischen etliche, noch ziemlich belaubte Haselnußsträucher versteckte, die Charlottens Schlafkammer gerade gegen über gewachsen waren. Ich hatte kaum angefangen auf der Laute ein wenig zu spielen, als sie schnell das Fenster öffnete und sich in ihrem Nachtkleide persönlich zeigte. Der von Liebe entzündete Ferdinand machte mich durch einen empfindlichen Rippenstoß auf diesen herrlichen Anblick aufmerksam. Da ich nun, um frischen Athem zu schöpfen, etwas inne zu halten genöthigt war, glaubte er, es sei nunmehr Zeit den Text anzufangen, und erhob daher seine hochadelige Stimme auf eine so bewegliche Art, daß es kein Wunder gewesen wäre, wenn die ganze Eselszunft europäischer Nation gewünscht hätte, ihn als einen Virtuosen in ihre Kapelle auf- und anzunehmen. Ich konnte durchaus seinen Ton nicht finden, und da er sowohl den Text als die Melodie vergessen oder vertrunken hatte, so singen wir die zwei ersten Zeilen der Arie wohl sechsmal von vorn an, bis uns endlich Charlottens überlautes Gelächter ein Stillschweigen von etlichen Tacten auflegte. Allein hier entfiel dem sterblich verliebten Ferdinand nebst der Stimme zugleich auch der Muth, und wollte ich nicht in der Schande stecken bleiben, so mußte ich nach einem abermaligen kurzen Vorspiel die ganze Arie selber absingen. Nach Endigung derselben klatschte Charlotte zum

Zeichen des Vergnügens in die Hände, und rief mir in französischer Sprache, welche Ferdinand nicht verstand, die Worte zu: Cela m'a donné à ce soir un double contentement. Dormez bien! *)

Kaum hatte sie das Fenster wieder geschlossen, als er mich fragte: was sie denn gesprochen habe; worauf ich wohlweislich zur Antwort gab: sie habe sich höflich bedankt und uns eine ruhige Nacht gewünscht. Nunmehr hing sein Liebeshimmel überall voll Geigen. Er drückte mir auf der Stelle zwei Dukaten in die Hand, und da seine Geschäfte ihm nicht gestatteten, diese Nacht außer seinem Hause zuzubringen, so ließ er sich in aller Stille sein Pferd bringen, und ritt davon, mit dem Versprechen, daß er übermorgen Mittags ganz gewiß wieder bei uns sein wolle, wo ich ihm dann die Antwort des Fräuleins einhändigen und erklären sollte.

Ich versprach, seine Liebesangelegenheiten wohl in Acht zu nehmen, legte mich dann nieder, stand am andern Morgen früh auf, und belustigte mich auf dem im Garten befindlichen Vogelheerde, wo mir durch eine treue Magd fol-

*) Ich habe diesen Abend ein doppeltes Vergnügen gehabt; schlafen Sie recht wohl!

gende Zeilen von Charlotten eingehändiget wurden, die ich nothwendiger Weise wohl ebenfalls werde ablesen müssen.

Mein Herr,

Verstellet Eure Hand, wie Ihr wollet, seid aber versichert, daß Charlotte dieselbe unter tausenden dennoch erkennen wird. Allein saget mir, warum Ihr so verrätherisch handeln, und auf die Seite meiner Feinde treten könnet, da ich doch von Jugend auf, meines Wissens, stets redliche und aufrichtige Liebe gegen Eure Person bewiesen habe und, wenn ich offenherzig schreiben soll, bis diesen Augenblick noch mehr Hochachtung gegen Euch hege, als gegen alle andere mir bekannte Mannspersonen. Ueberleget daher selbst, ob es mir nicht schwer fallen muß, mich von einem, für aufrichtig gehaltenen Freunde unverschuldeter Weise hintergangen zu sehen. Indes, sollet Ihr bloß verführt, und vielleicht doch noch unschuldiger sein, als ich in diesem Augenblick glauben kann, so ist's Euch vergönnt, Euch gegen Abend im Lustgarten bei guter Gelegenheit und ohne Weisheit Anderer zu entschuldigen. Unterdeß gebet dem abgeschmackten Ferdinand nur dies zur Antwort: daß ich das ganze Schreiben als einen angenehmen Scherz aufgenommen haben würde, wofern statt seines, mir bis in den Tod verhaßten Namens, die zwei Buchstaben F. L. gestanden hätten. Sa-

get ihm nur frei heraus, daß mein fester Entschluß sei: eher einen ehrbaren Bürger, als einen solchen Edelmann, wie er ist, zu heirathen. Der adelige Stand ist mir ein Greuel, wofern derselbe nicht die Helmsdecken der Tugend und Artigkeit im Wappen und im ganzen Wesen aufzuweisen hat; dagegen ist mir ein Bürgerlicher, den beide Eigenschaften zieren, in meinen Augen des höchsten Adels würdig, ja noch weit höher zu schätzen. Ueberleget selbst, was ich damit gesagt haben will. Uebrigens erzeiget mir die Gefälligkeit, diesen Brief zu verbrennen, damit er nicht etwa in verdächtige Hände falle, und seid versichert, daß auch in Zukunft ohne gegebene Veranlassung Euch niemals hassen wird

Charlotte K. von M.

Dem Briefe waren außerdem noch einige Verse gleichen Inhalts von ihrer Hand beigelegt.

Gleich bei Lesung dieser Zeilen entbrannte mein Herz bergestalt in heißer Liebe, daß ich vor innerem Entzücken stumm dastehen blieb. Denn was war augenscheinlicher, als daß mir Charlotte den Schlüssel zu ihrem Herzen zeigte. Ich meinerseits hatte zwar freilich schon als Kind dies artige Fräulein, von dem ersten Tage unserer Bekanntschaft an, heimlich geliebt, allein diese Liebe war, um meiner damaligen Lage willen, stets mit so viel Hochachtung und Ehr-

erbietung verknüpft gewesen, daß mir niemals in die Gedanken kam, von ihr Gegentliebe zu erwarten. Nunmehr aber wurde ich plötzlich so tief in die Betrachtung ihrer Reize und Annehmlichkeiten versenkt, daß ich sogar die miltägige Speiseglocke darüber verhörte, und erst gerufen werden mußte.

Charlotte und ich konnten bei Tafel einander nicht lange ohne innere Gemüthsbewegung ansehen, daher begegneten sich unsere Blicke bloß verstoßen, bis ich endlich des Abends im Spazierengehen die Gelegenheit wahrnahm, ihr das ganze Geheimniß meiner Bekanntschaft mit Ferdinand zu offenbaren, sie deshalb um Verzeihung zu bitten, ihr für die Zukunft meinen gehorsamsten Respekt zu versichern, und endlich mit folgenden Worten zu schließen: „Es liegt mir indess, gnädiges Fräulein, noch etwas Wichtiges auf dem Herzen, das ich aber unmöglich offenbaren kann, so lange ich zu befürchten habe, daß uns irgend jemand von fern beobachten könnte; überdies erfordert meine Schüchternheit eine bequemere Zeit und Gelegenheit, um etwas zu entdecken, das mein gnädiges Fräulein vielleicht nicht errathen wird.“ — „Das muß etwas besonderes sein,“ versetzte Charlotte; „allein, lieber Freund, Euer Wesen kömmt mir heute in allen Stücken ohnehin ganz anders vor als sonst, weshalb ich um so begieriger bin, Euren Vortrag zu ver-

nehmen. Jedoch ich wußte mich auf keine bequeme Gelegenheit, die ohne Verlegung meiner Ehre statt finden könnte, zu besinnen; seid Ihr indeß in diesem Stück verschlagener als ich, so meldet es mir, doch, wie gesagt, ohne daß es meine Ehre in Verdacht oder Nachtheil bringe, sonst will ich mir lieber alle Neugierde vergehen lassen.“ — „Behüte der Himmel, mein gnädiges Fräulein,“ war meine Antwort, „daß durch meine Veranlassung auch nur der mindeste Schein des Verdachts auf Dero unvergleichliche Tugend fallen sollte. Indesß, wofern mir erlaubt ist eine Gelegenheit vorzuschlagen, so würde sich eines von Dero Kammerfenstern, welches nach dem Garten geht, am besten dazu schicken. Es ist dasselbe nicht gar hoch, mit festen, eisernen Stäben verwahrt, und in einem abgelegenen Winkel befindlich, so daß ich auf einer kleinen Leiter bis dahin gelangen und auf's geheimste mit Ihnen sprechen kann, wofern nur mein gnädiges Fräulein eine gewisse Stunde bestimmen will, wann ich mir die Freiheit nehmen darf, mich zu nähern.“ Charlotte schüttelte dazu den Kopf, und besann sich eine lange Weile. Endlich aber bewilligte sie, daß ich in der nächstfolgenden Nacht, wenn der weiße Vorhang herausginge, um elf Uhr vor diesem Audienzzimmer erscheinen dürfte, außer diesem Zeichen aber durchaus nicht.

Sobald demnach andere Leute zu Bette gegangen waren
 Kellenburg. II.

ren, schlich ich mich heimlich in den Garten, baute mein Katheder auf, und faßte endlich das Herz, Charlotten, so wie sie sich am geöffneten Fenster zeigte, durch die engen eisernen Stäbe meine Liebeserklärung zu thun. Es ist nicht nöthig, den Inhalt derselben hier ausführlich anzugeben, denn wer nur ein einzigesmal verliebt gewesen, wird sich leicht denken können, was man bei solchen Gelegenheiten für Fleiß anwendet, um seinen Vortrag auf eine recht herzbrechende Weise einzurichten. Kurz Charlotte und ich wurden binnen zwei Stunden in unserer Sache völlig eins, schworen einander ewige Treue und verabredeten: daß ich erstlich nach Wien reisen und auskundschaften sollte, ob noch etwas von meinem väterlichen oder mütterlichen Erbtheile zu erhalten sei, worauf ich dann einen Theil des Geldes an eine sichere Officierstelle verwenden und meine Geliebte öffentlich zur Ehe begehren könnte. Doch eines war an uns beiden nicht zu loben, daß wir uns nämlich beredeten, Ferdinanden so lange hinzuhalten, bis ich von Wien glücklich wieder zurückgekommen wäre.

Damals hatte ich zum erstenmal das Vergnügen, diejenigen Süßigkeiten, wiewol sehr sparsam, zu kosten, die eine Mannsperson nur irgend von den purpurfarbenen Lippen eines schönen Frauenzimmers genießen oder sich irgend einbilden oder wünschen kann; denn die zwar sehr engen

eisernen Gitter waren dennoch so beschaffen, daß sie mir diese Ergößlichkeit auf den Lippen und zarten Händen meiner Geliebten gestatteten. Nachdem nun alles, was unbekannt bei dieser ersten geheimen Zusammenkunft einfiel, aufs genaueste verabredet worden, war ich so höflich, Charlotten's Nachtruhe nicht ganz zu verderben, sondern begab mich um zwei Uhr in mein Zimmer zurück.

Am folgenden Tage stellte sich Ferdinand, wie er versprochen, sehr zeitig ein, und erhielt von mir die tröstliche Nachricht: daß seine Angelegenheiten bei Charlotten sehr gut ständen, und ob sie es gleich verredet hätte, Zeit Lebens niemals Liebesbriefe an eine Mannsperson zu schreiben, so würde er doch in ihren Reden, Mienen und fernerm Umgange solche Anzeichen ihrer Liebe finden, daß es ihn nicht gereuen würde, sich meiner Vorsprache bedient zu haben. Dem äußern Anscheine nach fand er es auch wirklich so, denn Charlotte wußte ihm so klug und artig zu begegnen, daß er mit ihrem Benehmen völlig zufrieden war. Sie war genöthigt, ein kostbares Geschenk von ihm anzunehmen, welches an Werth beinahe hundert Dukaten betrug; dagegen ließ sie sich durchaus nicht verreden, das Versprechen eines baldigen Verlöbnißes zu geben, indem sie unter andern auch dies als Ursache anführte: daß sie ihn wenigstens Jahr und Tag wegen seiner Treue auf die Probe stellen müsse.

Ihren Bruder hatte er unterdeß durch Geschenke und andere Gefälligkeiten nach und nach so für sich eingenommen, daß es schien, als ob sie nur ein Herz und eine Seele wären; wie denn auch dieser August mehr bei ihm als bei uns war, und unfehlbar bei Ferdinands Köchinnen und Mägden sein Wesen trieb. Mir dagegen wurde mein Amt als Kopulationrath von nun an ganz abgenommen, weil Ferdinand, seiner Meinung nach, jetzt keinen Fürsprecher mehr bedurfte; doch bekam ich zum höflichen Abschiede noch zwölf Stück Dukaten.

Mittlerweile kamen Charlotte und ich fast jede Nacht an dem erwähnten Orte zusammen, ungeachtet die Kälte des Winters immer strenger wurde, so daß wir uns sehr in Acht nehmen mußten, daß die von oft wiederholten Küssen feucht gewordenen Lippen nicht etwa ihre zarte Haut an den kalten eisernen Stäben hängen ließen. Ich für mein Theil konnte indeß gar nicht begreifen, warum der Herr von W** seine Söhne so lange von der Universität zurückhielt, da diese doch selber täglich wünschten, wieder nach Halle zurückzukehren. Ich, der ich mich täglich mit ihnen in der Mathematik übte, wurde von allen lieb und werth gehalten, am meisten aber von meiner engelgleichen Charlotte. Wir beide gingen übrigens vor den Augen der Welt so gleichgültig mit einander um, daß auch die Klügsten nichts

von unserem Liebesverständniß ahnen konnten, ungeachtet Charlotte den von mir empfangenen demantenen Verlöbniß-Ring täglich an ihrem Finger trug, wogegen sie mit einem kostbaren Petschier-Ring hatte gefertigten und verblümter Weise den größten Theil ihres Stammwappens, jedoch mit einigen Veränderungen, hinein setzen lassen.

So verfloß die Hälfte des Winters. Ich hielt endlich mit meiner Geliebten eine geheime Berathung, worin beschlossen wurde, daß ich um Fastnacht meine Reise nach Wien antreten, und mir dazu von meinem Patron beglaubigte Zeugnisse, Reisepässe und Empfehlungsschreiben auswirken sollte.

Ich benutzte daher eines Tages eine gute Gelegenheit, meinem Principal vorzustellen: da ich nunmehr durch seine unverdiente gnädige Unterstützung in Stand gesetzt worden, mir mein Brot in Zukunft selber zu verdienen, so würde es mir zur Sünde und Schande gereichen, wenn ich seine Gnade ferner mißbrauchen und hier länger müßig liegen wollte, ohne an mein ferneres Fortkommen zu denken; weshalb ich um gnädige Erlaubniß bäte, in meinen Angelegenheiten eine Reise nach Wien antreten zu dürfen, woselbst ich besonders durch seine gnädigen Vorschriften und eigenhändigen Empfehlungen meinen Vortheil zu finden hoffte. Der gute alte Herr wendete zwar vieles dagegen ein, schlug

mir auch vor, von Ostern an noch ein Jahr oder länger bei seinen Söhnen auf der Universität zu bleiben, während welcher Zeit er auf Mittel und Wege bedacht sein wolle, mich nach Würden zu versorgen; allein die Liebe, ach, die heftige Liebe zu Fräulein Charlotten steckte mir einmal im Kopfe, und machte mich so berebt, daß ich dadurch endlich meinen Zweck erreichte, und zwei Tage nach Fastnacht des Jahres 1715 mit hundert Thaler Geld und einem schönen Kleide von ihm entlassen wurde.

Nichts auf der Welt war meinem Herzen empfindlicher als das traurige Scheiden. Ich wandte alle meine Beredsamkeit an, um mein Fräulein Charlotte dahin zu bewegen, mir in der letzten Nacht in geheim Zutritt in ihr Schlafgemach zu erlauben, und betheuerte zugleich bei allem, was heilig ist, weder mit Worten noch Gebärden das Geringsste wider ihre Ehre und Tugend zu unternehmen; allein sie war in diesem Stücke allzu streng, und ich mußte mich damit begnügen, meine Abschiedsküsse bei grimmiger Kälte durch das unbarmherzige Eisengitter von ihr zu empfangen.

Hierauf nahm ich nebst einem zu meiner Bedienung angenommenen Reitknechte, der mein Reisegepäck in zwei vollgepackten Mantelsäcken hinter sich auf dem Pferde führte, meinen Weg vorerst nach Halle, wo ich meine daselbst noch befindlichen Geräthe und Bücher einem redlichen Freunde

in Verwahrung und demselben zugleich zu Unterhaltung meines Briefwechsels mit Charlotten die nöthige Anweisung gab, und sodann meine Reise so schnell als es meine beiden Reitpferde aushalten konnten, über Leipzig und Prag nach Wien fortsetzte. Diese weltberühmte Stadt erreichte ich gerade vierzehn Tage vor Ostern, am Sonntage Judica. Es kostete mir daselbst nicht wenig Mühe, das Geschlecht meiner Mutter auszukundschaften; jedoch nach vielen vergeblich angewendeten Kosten traf ich endlich meine Großmutter von mütterlicher Seite bei einer ihrer Töchter an, die an einen Zeugwarter bei der kaiserlichen Artillerie verheirathet war und mit ihm fünf lebendige Kinder hatte.

Sobald ich mich kund gegeben und alle meine ausgestandenen Fatalitäten ausführlich erzählt hatte, umarmte mich meine Großmutter aufs liebeichste, und erkannte mich aus allen Umständen, besonders aber an den Gesichtszügen und dem Muttermaale, welches ich am Halse unter dem Halstuche aufzuweisen hatte, für den leiblichen Sohn ihrer ältesten Tochter. Dagegen wurde ihre und meine Betrübniß außerordentlich erneuert, da niemand Nachricht zu geben wußte, wo meine Mutter mit der jüngsten Tochter hingekommen sein müsse.

Meine Großmutter hatte außer dieser Tochter, bei welcher sie lebte, noch zwei andere an kaiserliche Officiere ver-

heirathete Töchter, und einen Sohn, der unter dem kaiserlichen Fußvolk als Hauptmann in Ungarn stand. Nun erkannten mich zwar anfangs alle drei Mühmen für den Sohn ihrer älteren Schwester; nachdem sie aber die Sache mit ihren Männern reiflicher überlegt und sich leicht Rechnung gemacht, daß ich mein Muttertheil fordern würde, stimmten sie gar bald einen andern Ton an, zuckten die Achseln und gaben zu vernehmen, wie sie dennoch verschiedene triftige Ursache hätten zu zweifeln, ob ich derjenige Welter auch wirklich sei, für welchen ich mich ausgäbe. Man habe sehr viele Beispiele, daß die Leute von listigen Landstreichern unter diesem Namen hintergangen worden, daher müßte ich zuvor einen besseren Beweis führen, vor allen Dingen aber die römisch-katholische Religion annehmen, dann würden mir nicht allein von jedem Geschwister meiner Mutter zweihundert Kaiserergulden baares Geld ausgezahlt, sondern es würde auch überdies noch für mich gesorgt werden, daß ich durch Fürsprache meines Welters in Ungarn etwa eine Oberofficier- oder Ingenieurstelle erhielte.

Was war unter diesen Umständen zu thun? Noch mehrere Beweisthümer meines rechtmäßigen Geschlechternamens beizubringen, war mir unmöglich; die evangelische Religion abzuschwören, und dafür die römisch-katholische um zeitlichen Gewinnes willen anzunehmen, schien vor Gott

und Menschen unverantwortlich, einen Proceß aber gegen meine dasigen Blutsfreunde anzufangen, war gar nicht rathsam und in Hinsicht auf meine wenigen Mittel sogar gefährlich. Daher nahm ich meine Zuflucht zu meiner Großmutter, in der Hoffnung, daß diese durch ihr Ansehen meine Angelegenheiten auf einen guten Fuß setzen würde; allein diese stand selber auf sehr schwachen Füßen. Die gute Alte war nämlich fast ein Spott ihrer bösen Kinder und Kindeskinde, ihr Vermögen hatte sie bis auf wenige zurück behaltene Goldstücke und Juwelen schon vor etlichen Jahren unter dieselben vertheilt, mußte also meist von der Gnade derselben leben, überdies war sie sehr eifrig katholisch, und sagte mir ausdrücklich: sie könne mich ebenfalls nicht mit gutem Gewissen für ihren Enkel erkennen und sich meiner annehmen, so lange ich mich in meinem irrigen, keyerischen Glauben befände. Jedoch war sie endlich so mitleidig, mir dreißig Stück Dukaten nebst einem ziemlich kostbaren Demantringe und silbernen Degen zu verehren. Zugleich nannte sie mir den fürstlich sächsischen Hof, an welchem meines Vaters leiblicher Bruder vor vielen Jahren in Diensten gestanden, und rieth mir, dahin zu reisen und zu versuchen, ob noch etwas von meinem väterlichen Erbtheile zu erhalten sei, unterdeß hätte ich Zeit und Gelegenheit zu überlegen, ob ich den Vorschlägen meiner mütterlichen An-

verwandten Folge leisten und ihr Anerbieten benutzen wollte, in welchem Falle ich sehr bald wieder zurückkehren und sie allerseits doppelt erfreuen könnte. Ich freute mich über das empfangene Geschenk nicht halb so sehr als darüber, daß ich nunmehr die Geburtsstadt meines Vaters ausgekundschaftet hatte. Zwar versprach ich, alles wohl zu erwägen, reisete aber doch mit dem Vorsatze ab, mit göttlichem Beistande mein Glück anderweitig zu suchen, und solchen falschgesinnten Blutsfreunden nie wieder unter die Augen zu kommen, noch viel weniger aber sie um eine Beisteuer anzusprechen.

So trat ich denn in der angenehmsten Sommerzeit meine Rückreise an, und erreichte wenige Tage nach Johannis meines seligen Vaters Geburtsstadt. In dieser war indeß mein Geschlechtsname vor wenigen Jahren mit meinem Großvater gänzlich ausgestorben, auch war meines Vaters älteste Schwester nebst ihrem Ehemann bereits todt, die andere aber lebte noch mit einem fürstlichen Sekretär in vergnügter Ehe, und hatte mit diesem zwei erwachsene Töchter und eben so viele Söhne. Diese beiden Personen konnten zwar wohl ihrem Stande gemäß leben, hatten aber, allem Anschein und ihrem eigenen Geständnisse nach, wenig übrig, wie sich denn auch vermuthlich dieser Ursachen wegen keine anständige Freier für die sonst ziemlich fein aussehenden und

wohlerzogenen Jungfrauen finden wollten. Zu beklagen war es, daß meine Großeltern nicht mehr bemittelt gewesen, sondern im hohen Alter vor ihrem Ende fast alles zugelegt, so daß meines Vaters beide Schwestern nach Abzug der Begräbnißkosten kaum hundert Thaler werth an Geräth ererbt hatten. Mein Vetter, der Sekretär, war so redlich, daß er ohne mein Ansuchen augenblicklich für billig. erkannte, daß der dritte Theil der Verlassenschaft mir zugehöre, weshalb er sich erbot, mir denselben für sich und seines Schwagers Töchter, deren Vormund er war, auszuliefern. Allein diese Redlichkeit rührte mich so sehr, daß ich nicht nur alles ausschlug, sondern überdies auch meine Vettern und Nuhmen mit allerlei Kleinigkeiten beschenkte.

Dieser mein Vetter, als er merkte, daß meine Absichten einzig und allein auf einen Militärposten gerichtet waren, gab sich alle mögliche Mühe, mich davon abzubringen und zu einem ruhigeren Stande zu vermögen. Allein für's erste wußte er nicht, daß mich ein besonderes Liebesverständnis dazu antriebe, und für's andere wurde alle seine Fürsorge, mich bei dem fürstlichen Hofe anzubringen, durch einen Widersacher vereitelt. Es war dies ein Mensch von erbärmlicher Aufführung, seiner Einbildung nach aber ein anderer Richelieu oder Mazarini. Er hatte etwas, wiewol eben nichts sonderlich gründliches, in der Mathesis gelernt,

und verstand aus dem einen oder andern Kupferstiche Risse zusammenzuklauben, sie ziemlich sauber aufs Papier zu bringen, und sie hernach mit pralerischen Gebärden für seine eigene Erfindung auszugeben. Er hielt sich für besonders geschickt, über alle Dinge, die nur vorkommen könnten, treffende Urtheile zu fällen und davon noch vortrefflichere Proben abzulegen; allein beides fiel bisweilen nicht nur höchst unglücklich, sondern oft sogar höchst abgeschmackt aus. Nächstdem war dieser Mensch der Eigensiebe im höchsten Grad ergeben, und da nun aus dieser gemeiniglich ein unerträglicher Hochmuth, und aus diesem wieder nicht selten Pralerei zu entstehen pflegt, so konnte man an diesem Manne eines wie das andere nur zu deutlich wahrnehmen. So wußte er z. B., wie mein Vetter erzählte, mit seinen weißlichen Haaren nicht genug zu haßeliren, bald trug er dieselben kraus, bald schlicht, bald steckte er alle mit einander in einen mit glänzen dem Schmelz bedeckten Sammetbeutel; bald knüpfte er sie in einen oder zwei oder drei Knoten, bald ließ er sie auf lächerliche und wunderliche Art in Zöpfe flechten, bald trug er gar eine köhlpechschwarze Perücke, die er zuweilen sehr weiß, zuweilen aber auch vier Wochen lang gar nicht puderte, dann wieder wechselte er, legte sie ab und ließ sein eigenes Haar wieder zum Vorschein kommen. Anderer Possen, gezwungener Komplimente, affectirter Neben-

arten, Gebärden und Leibesstellungen nicht zu gedenken. Kurz, sein ganzes Wesen verrieth jedem, daß eine große Ähnlichkeit zwischen ihm und denjenigen Kreaturen stattfinde, die im März am meisten zu scherzen pflegen.

Diesem artigen Herrn nun mich adjungiren zu lassen, gab sich mein Vetter bei dem Fürsten die größte Mühsal. Da man aber gewisser Ursachen wegen ganz besondere Achtung vor diesem gewandten Herrn hegte, und, damit er sich ja nicht etwa beleidigt fühlen möchte, erst Gelegenheit abwarten wollte, ihm dies mit guter Manier beizubringen, so vermuthete ich, daß mir auf diese Weise die Zeit etwas zu lang währen würde, und da ich mir ohnehin von der ganzen Aussicht wenig versprach, so ließ ich mich bereden, mit dem einzigen Sohne eines vornehmen Ministers noch einmal nach Halle zu gehen, und folgenden Herbst und Winter über noch recht fleißig zu studiren.

Es war dies keine üble Stellung für mich. Denn außer, daß ich für den Privatunterricht des jungen Kavaliere in allem frei gehalten wurde und noch überdies wöchentlich einen Thaler bekam, getraute ich mir den Winter über mit meinen Instrumenten, und zwar nur zum Feierabende, wenigstens fünfzig Thaler zu verdienen. Daher verkaufte ich meine zwei Pferde, den Bedienten aber, weil er sehr treu war, behielt ich bei mir, zumal da ihm der junge Kavaliere

Quartier und Kost ebenfalls frei gab, ich also bloß dessen Livree zu bezahlen hatte.

Mit meinem Fräulein Charlotte hatte ich unterdessen, so oft als es möglich war, Briefe gewechselt, und auch von ihrer Seite eine so große Anzahl empfangen, daß ich fast zwei Stunden Zeit brauchte, wenn ich mir das Vergnügen machen wollte, sie alle durchzulesen. Sobald ich mich indeß nur etwas weniges wieder in Halle eingerichtet hatte, trieb das Verlangen, sie einmal wieder zu sehen, mich dahin, dem Herrn von B** meine Aufwartung zu machen. Ich wurde von ihm vermöge seiner angeborenen Güte herzlich empfangen, stattete von meiner Reise und gehaltenen Verrichtungen Bericht ab, und hatte das Vergnügen, meinen Engel an dem gewohnten Orte zu sehen und zu küssen. Sie erzählte mir mit Lachen, daß Ferdinand abermals eine Nichmagd, seiner Meinung nach in aller Stille, mit fünfzig Thalern abgefertiget habe; dessen ungeachtet, weil sie sich nichts davon merken liesse, begegnete er ihr noch immer mit den vorigen Nettigkeiten, und dringte scharf darauf, daß ihre Vermählung noch vor Weihnachten vor sich gehen möchte. Allein sie bliebe beständig dabei, daß sie es längst in ihrem Herzen verschworen habe, vor Ablauf ihres zwanzigsten Jahres einen Mann zu nehmen, und so müsse er sich denn von einer Zeit zur andern aus Noth gedulden.

Zugleich gab mir mein liebes Fräulein einen Verweis darüber, daß ich mich nicht eifriger um eine Officierstelle bewürbe, ja sie kam fast auf die Gedanken, als ob mir an ihrem baldigen Besitze wenig oder nichts gelegen sei. Daher hatte ich genug zu thun, ihr diese Gedanken auszureden, und ihr zu beweisen, daß die jetzigen Friedenszeiten mich so verwirrt machten, daß ich nicht wüßte, unter welche Truppen ich mich begeben sollte. Sie schlug mir hierauf die sächsischen Kriegsdienste vor, da die Sachsen damals eben mit den polnischen Conföderirten in Krieg verwickelt waren, und erbot sich, mich mit zweihundert Thalern an heimlich gesammeltem Gelde und Geschmeide zu unterstützen. Hieran hatte ich einen hinlänglichen Beweis ihrer treuen Liebe, weshalb ich ihr versprach, nur noch bis gegen den Frühling zu verweilen, und dann sogleich meine Reise zu der sächsischen, in Polen stehenden Armee anzutreten.

Dabei blieb es für diesmal; doch hatte ich noch binnen zweien Tagen und des Nachts vor dem eisernen Gitter die schönste Gelegenheit, ihr meine feurige Liebe mit beweglichen Worten vorzustellen, welche dann von uns beiderseits mit unzähligen Küffen aufs neue befestigt und versiegelt wurde.

Des Herrn von B** Söhne hatten die Universität Leipzig bezogen, daher konnte ich mich Ehren halber nicht

länger bei dem alten Herrn aufhalten. Ich nahm also für diesmal Abschied, empfing abermals eine Ritterzehrung von sechs Dukaten, und kehrte wieder zu meinem Cavalier nach Halle zurück. Dieser brachte, so wie ich, den ganzen Herbst und Winter sehr fleißig zu. Im Februar des Jahres 1716 aber verkaufte ich alle meine überflüssigen Sachen mit gutem Vortheil, erhandelte abermals ein paar gute Reitpferde, und wartete nur noch auf das Fräulein Charlotte, welche selbst nach Halle zu kommen versprochen hatte. Sie traf endlich in der Mitte des Februar ein, überlieferte mir hundert Thaler baares Geld und für eben so viel allerlei Geschenke, das ich sehr bequem bei mir führen konnte, und nahm hierauf von mir den zärtlichsten Abschied.

Noch denselben Abend setzte ich einen Brief an den Herrn von B** auf, um ihm mein Vorhaben zu eröffnen und zugleich schriftlich Abschied zu nehmen. Von meinem jungen Cavalier nahm ich gleichfalls sehr gerührt Abschied, empfing von ihm außer dem versprochenen Lohn noch ein schönes rothes Reisekleid nebst dreißig Lüneburgischen Gulden, und reisete sodann mit meinem Bedienten, den ich mittlerweile gut lesen, schreiben und rechnen lernen lassen, wohl versehen und vergrüßt die Straße nach Polen zu.

Durch Sachsen und Schlesien war gut reisen, allein als ich den polnischen Grund und Boden betrat, wurde ich

in der einen Stadt von etlichen Lutheranern gewarnt, wohl auf der Hut zu sein, weil es Mühe und Kunst kosten würde, mich bei den dormaligen Unruhen bis in die sächsische Armee durchzusetzen. Allein ich mochte mehr Glück als Verstand haben; denn in der Mitte des Aprils gelangte ich, ohne irgend eine Unannehmlichkeit gehabt zu haben, glücklich bei der sächsischen Infanterie an. Anfangs diente ich bei einem Regiment als Volontair, bekam aber, ehe zwei Monate vergingen, eine erledigte Fähndrichsstelle, und zwar ohne große Kosten, sondern meist aus besonderer Gnade eines großmüthigen Obristen, der meinen ehemaligen schwedischen Obristen genau gekannt hatte.

Mir war bloß leid, daß ich nicht ein oder anderthalb Jahr früher unter die Sachsen gegangen war; denn die wichtigsten Feldzüge waren damals bereits vorüber, und es fielen nur noch allerlei kleine Scharmügel vor, wobei sich dennoch für mich Gelegenheit fand, meine Herzhaftigkeit zu zeigen. Die Beschreibung derselben würde allzu langweilig sein, daher will ich nur soviel hinzufügen, daß, nachdem der Friede zwischen den beiden streitenden Parteen am 1. Februar 1717 in Warschau unterzeichnet worden, ich mit den königlichen Truppen wieder zurück und mein Quartier in Sachsen beziehen mußte. Dies lag etwa vierzehn bis sechzehn Meilen von meiner geliebten Charlotte Aufenthaltsorte
 Wettenburg. II.

entfernt. Doch da ich nicht sogleich Urlaub bekommen konnte, um ihr einen persönlichen Besuch abzustatten, so mußte ich meine Zuflucht zu meinem Korrespondenten in Halle nehmen, und in dessen Brief ein Schreiben an meinen Engel einlegen. Allein vierzehn Tage darauf erhielt ich von erwähntem Freunde die sichere Nachricht, daß sich meine Schöne nicht mehr bei dem Herrn von B** aufhielt, sondern an einen andern, ihm unbekanntem Ort gebracht worden sei.

Mir war hiebei nicht bange; sondern ich meinte, wenn ich nur einen Brief an den alten Herrn von B** und an dessen Söhne schriebe, und mich nach ihrem allseitigen und beiläufig auch nach Charlottens Befinden erkundigte, so würde wohl einer auf den Gedanken kommen, mir Charlottens Aufenthalt zu melden, zumal da ich mich ihnen dadurch noch mehr zu empfehlen glaubte, daß ich ihnen anzeigte, ich hätte Aussicht, binnen wenigen Wochen eine Lieutenantstelle zu erhalten. Aber weit gefehlt. Nach Verlauf weniger Tage lief folgender widerwärtige Brief an mich ein.

Monsieur,

und insonders hochgeehrter Herr Fähndrich!

Derselbe nehme mir nicht übel, daß ich auf expressen Befehl meines gestrengen Herrn, des Wohlgeborenen Herrn

von B***, welcher das Jus patronatus in unserem Dorfe hat, diese eigenhändigen Zeilen an denselben absenden thue. Sientmal und demnach es nunmehr leider schon vor etlichen Wochen aus Licht gekommen, daß Er die Wohlgeborene Fräulein Charlotte verführen und, wie vermuthet wird, wohl gar um ihre Fräuleinschaft bringen wollen. Doch sit serbis senia, wo ich mich irre, hat es nach dem Ausspruche des Terentius wohl recht geheissen: Tempus omnia padefacit, welches in teutschen Reimen also klingen und lauten thut:

Es ist so kleine nichts gesponnen,
Das nicht kãm' mit der Zeit zur Sonnen.

Der Wohlgeborene Herr nebst seiner ganzen Hochadeligen Familie männliches und weibliches Geschlechtes ist grausam erbittert und im Zorne ergrimmet auf ihn, und sogar etliche Bauern selbst wollen das Ding gar nicht billigen, daß Er, als einer, den der gestrenge Herr dem Bettelstabe entrißen und ihn erst zum rechtschaffenen Kerl gemacht hat, ist so undankbar gewesen, und hat aus dem Staube seine Augen an den hochadeligen Sternhimmel gehoben und mit einem solchen Venussterne geliebäugelt. Aber Amor vincit omnia, das heißt: die Liebe ist blind. Ich habe sol-

cheß wohl dem gestrengen Herrn auch vorgehalten, allein ich bekam ein zorniger Gesichte, als wenn ich seinen Kettenhund mit einem Steine geworfen hätte. So wahr ich ein ehrlicher Cantor bin, Herr Fühndrich Ligberg, der Junker August und der Junker Ferdinand haben Euch alle beiden den Tod geschworen; ich rathe Euch nicht, daß Ihr ihnen auf dem Felde begegnet, denn sie gehen mit unserem jüngsten Junker alle Tage mit der Flinte spazieren herum. Cavete vos, d. h. hütet Euch. Aber doch will Euch noch der gestrenge Herr die Gnade erzeigen und thun, und Euch Euren Kuffert, den Ihr hier stehen gelassen, hinschicken lassen, wo Ihr ihn hin haben wollet. Denn ich habe den Kuffert schon in meinem Hause unter dem Bette stehen, da soll ihn leichtlich kein Dieb hervorlangen, ich will nur wissen, wo ich ihn hinschicken soll, auf der Post oder durch einen Boten, den Ihr aber bezahlen müßet; denn es heißet: ein Arbeiter, also auch ein Bote, ist seines Lohnes werth. Da ich hätte es bald vergessen, ich soll Euch auch schreiben, daß Ihr nur nicht gedenken sollet das Fräulein Charlotte wiederzusehen, ehe sie einen Edelmann gekriegt hat. Denn eine solche schöne Fräulein soll nun durchaus vor keinen andern Menschen als vor einen Edelmann gewachsen sein, welches auch niemand verdenken wird; denn es heißet: Simulus similis gautet, auf teutsch:

Gleich und gleich gesellt sich gern,
Eine Quetsch' hat keinen Schlehkern.

Ich sollte zwar auch noch etwas neues berichten; aber ich weiß nichts sonderliches. Doch ja, vor drei Vierteljahren, da ich Toffel Baunsteckers Tochter Kunen, welche mit Melcher Truthans Sohne Tönnigesen in ein christliches Ehegeldbniß getreten war, in die Brautmesse läuten sollen, fuhr der Klöppel aus der Glocke zum Schallloche heraus, und hat Nachbar Erbs Micheln ein junges Schwein todtschlagen. Das war aber nur eines; mir aber sind diesen Winter drei Ferkel auf einmal erfroren, wodurch ich in sehr großes Leidwesen versetzt worden. Doch was hilft's, hodie michi, cras tibi. Mein lieber Sohn ist von dem Hällischen Gymnastio wieder nach Hause gekommen. Er hat zwar nur bis in Quinda gefessen, kann aber mehr als der beste Primaner. Die Leute sprechen nun, ich soll ihn auf die Unverstädt schicken, aber er hats nicht nöthig, ich will ihn lieber mit substiren lassen, denn ich werde doch alle Tage älter. Bin ich in dem Dienste nicht verhungert, wird er auch nicht verhungern. Ich schriebe gern noch etwas mehr, habe aber gewiß und wahrhaftig kein Schnippelgen Papier mehr im Hause, und in der Schenke sind sie schon zu Bette. Wenn ich anfangs was geschrieben habe, das Euch etwa

verdrießen thut, so rechnet es mir nicht zu, denn ich bin ein Mensch, darzu der Obrigkeit unterthan, die hat mich befohlen, sein teutsch heraus zu schreiben. Wie cur hic, pflegen wir Gelehrten an unsere Studirskuben zu schreiben, und also habe ich thun müssen, was mir der gestrenge Herr befohlen hat, wir bleiben deswegen doch gute Freunde. Ihr habt mir nichts zu Leide gethan, und ich Euch auch nicht. Ein Schelm, der's böse meint. Vale amice, ich verbleibe desselben

Monsieur

und insonders hochgeehrter Herr Fährdrich

dienstwilliger Freund,

M. M.

Cantor und Ludimoderator hieselbst.

Mir wird jeder glauben — fuhr hierauf Herr Lisberg weiter fort, nachdem er uns diesen Brief nochmals vorlesen und uns Zeit lassen müssen, uns von unserem Lachen etwas zu erholen — daß ich über dieses närrische Geschreibe hätte halb toll werden mögen. Ich will mich indeß dabei nicht aufhalten, sondern blos die Anschläge erzählen, die ich Tag und Nacht schmiedete, um den Aufenthalt des Fräulein Charlotte sicher zu erfahren. Der Schulmeister, dem ich in der ersten Wuth, wosfern ich ihn bei mir gehabt, den Hals gebrochen hätte, wurde in meinen Augen und Gedanken all-

mählig eine sehr nützliche Kreatur. Kurz, ich dachte am Ende nur darauf, wie ich durch ihn erfahren könnte, wohin man meine Geliebte geschafft habe.

Daher setzte ich mich unverzüglich auf die Post, und richtete meine Reise so ein, daß ich gerade Freitag Abends in dem sächsischen Städtchen eintraf, welches nur noch eine kleine Meile Weges von des Herrn von B** Gute entfernt war. Ich hatte mich mit allem, was ich zu Ausführung meines Vorhabens für nöthig erachtete, sehr wohl versehen. Da ich mit Gewißheit wußte, daß der vertrackte Cantor gemeiniglich des Sonnabends sich einen guten halben Tag in dem Städtchen zu machen pflegte, wenn er nämlich den Communicantenwein von da abholte, und sich bei dieser Gelegenheit recht voll gutes Stadtbier soff, so färbte ich mein Gesicht so schwarzbraun, als es sich schickte, zog einen braunen Rock an, setzte über meine zusammengebundenen Haare eine schwarzbraune liederliche Perücke, legte einen großen schwedischen Degen auf die Schulter, und einen grünen Quersack darüber, band auch einen mit versilbertem Messing beschlagenen Streichriemen vorn an die Brust, und machte also eine Figur, wie ein liederlicher Scheerknecht oder Barbiergefelle. So ging ich denn Vormittags um zehn Uhr des halben Weges auf die Straße, wo ich wußte, daß der Schulmeister herkommen mußte, legte mich hinter ein

Gesträuch, und wartete mit Schmerzen auf dessen Ankunft. Um zwölf Uhr sah ich ihn auch wirklich von weitem gegangen kommen. Ich stand sogleich auf, und ging sachte vor ihm her, weil mir seine Art bekannt war, daß er nämlich sehr neugierig und jeden gern ausfragen mochte. Darin hatte ich mich denn auch wirklich nicht verrechnet; denn er verdoppelte seine Schritte, bis er mich einholte. Auf die Frage: wer ich sei, und wo ich hin wolle? gab ich zur Antwort: ich sei ein ehrlicher Barbiergeselle, eines Schulmeisters Sohn aus Westphalen, und suchte Dienste, aber in keiner kleinen, sondern in einer großen Stadt, weil ich, ungeachtet meiner unscheinbaren Kleidung, etliche zwanzig Dukaten bei mir hätte, die ich ihm auch zeigte, und ihn bat, mich in einen Gasthof zu führen, wo ich eine Stube allein haben könnte. Er erbot sich in allen Stücken zu meinen Diensten, zumal da ich verlauten ließ, es müsse heute ein Dukaten in Wein und Bier vertrunken werden, und wenn ich auch den Nachtwächter zum Zechbruder herzu rufen sollte. Allein der Herr Schulmeister, den ich seit langen Jahren aus- und inwendig kannte, versicherte mich, daß es an Gesellschaftern nicht fehlen würde, und sollte er auch selber einen abgeben. Daher eilten wir fort ins Quartier; wo ich sogleich eine besondere Stube bekam, und zum Willkommen sechs Maas Wein, eben so viel Bier, nebst andern guten

Bissen, die in der Eil zu haben waren, herbeibringen ließ, die Einbenthür abschloß, und mich mit dem Herrn Schulmeister recht lustig machte. Sobald ich einen halben Rausch bei ihm spürte, rieb ich mein Gesicht mit einem besonderen Pulver ab, und ließ meine Haare, nach abgelegter Perücke, herabfallen, worauf er mich augenblicklich erkannte, und vor Angst nicht wußte, wie ihm geschah. Allein ich erzeugte ihm alle nur ersinnliche Liebkosungen, nannte ihn meinen liebsten Freund und Vater, drückte ihm einen Dukaten in die Hand, trank ihm fleißig zu, und brachte es dahin, daß er mir nicht nur den Aufenthalt meiner geliebten Charlotte, sondern auch alles andere entdeckte, was er von meinen und ihren Umständen wußte. Hierauf legte ich ihm Stillschweigen auf, versprach in Zukunft mich noch erkenntlicher zu beweisen, und ließ ihn bei aufgehendem Monde durch einen mitgegebenen Boten bis vor sein Haus begleiten.

Ich selber nahm noch in derselben Nacht Extrapost, und reisete wieder nach meinem Quartier zu, weil ich nicht länger als auf fünf oder sechs Tage Urlaub genommen hatte. Hier bat ich mir auf einen oder zwei Monate Urlaub aus, mußte jedoch vierzehn Tage warten, ehe mir abzureisen erlaubt würde. Binnen dieser Zeit schrieb ich einen abermaligen Brief an den Herrn von B**, entschuldigte mich wegen des mir gemachten Vorwurfs, und er-

klärte: es sei gar nichts Unerhörtes wenn ein Fräulein einen Officier heirathete, der zumal die größte Hoffnung habe, sich durch seinen Degen des adeligen Standes vollkommen würdig zu machen; übrigens wolle ich für diesmal die Beleidigung, die mir durch die thörichte Zuschrift des einfältigen Schulmeisters zugesügt worden, aus Rücksicht auf den Herrn von B** verschmerzen, mir aber dabei ausbitten, daß von jungen Edelleuten nicht ungebührlich über mich gesprochen werden möchte, widrigenfalls ich mich genöthiget sehen würde, einen oder den andern auf ein paar Pistolen zu Gaste zu bitten, oder den Verleumder dergestalt zu beschimpfen, daß sich bald zeigen würde, wer das adeligste Herz im Leibe habe.

An meinen werthen Herrn Schulmeister schrieb ich indeß einen andern, sehr verbindlichen Brief, schickte ihm auch noch einen Dukaten, und bat, ihn durch den abgefertigten Expressen mir nicht allein meinen Koffer zu senden, sondern überdies auch noch sonst schriftlich zu berichten, was er etwa damals vergessen hätte.

Herr von B** war so eigensinnig, mir auch auf dieses Schreiben nicht zu antworten, dagegen schrieb mir der Schulmeister desto herzbrechendere Zeilen. Um der Kürze willen will ich indeß bloß noch erzählen, daß ich endlich Er-

laubniß zur Abreise erhielt. Ich hatte bis zu meines Fräuleins Aufenthalt sechs und zwanzig Meilen zurückzulegen, die ich ebenfalls zur Post machte, jedoch nicht weiter als bis in die nächst davortliegende Stadt. Ich kam schnell genug daselbst an, und zwar gerade an einem Fahrmarktstage. Allein wie erschraß ich nicht, als ich beim Absteigen von der Post August und Ferdinand nicht weit von mir vorbeigehen sah, die aber zum Glück meiner nicht gewahr wurden. Rasch griff ich nun nach meiner Büchse, worin die vortreffliche Salbe verwahrt war, wodurch man sich in der Geschwindigkeit zum halben Zigeuner machen konnte, folgte dem Postilion in den Stall, und bestrich mich, so viel als nöthig war, an Gesicht und Händen. Dann ließ ich geschwind meinen Koffer abpacken, zog ein fahles Kleid an, setzte eine braune, gute Perücke auf, und ging eilichst auf dem Markte umher spazieren, wo mir nach einer halben Stunde endlich mein Fräulein Charlotte unter einigen andern adeligen Damen in die Augen fiel. Vor Freude und Bekümmerniß war ich fast halb todt, jedoch, als sie bald nachher in ein großes Gasthaus gingen, vor welchem ihre Kutschen unangespannt standen, schlich ich mich gegenüber in ein Weinhaus, forderte Feder und Dinte, hatte immer ein Auge aufs Gasthaus, das andere aber aufs Papier gerichtet, und schrieb in der Geschwindigkeit ungefähr folgende Zeilen:

Schönstes Fräulein!

Euer getreuester Verehrer F. L. ist hier zugegen, und hat bereits das Glück gehabt, Euch als eine Sonne unter anderen blassen Sternen von ferne zu sehen. Lasset ihn wissen, ob er sich noch den Eurigen nennen darf, oder ob der Sturm, den auch seine Seele aus der Ferne empfunden, die vormalige Gunst gegen ihn aus Eurem Herzen mit der Wurzel gerissen hat. Ich habe zwar Ursache, dies zu befürchten, kann es aber unmöglich glauben, weil mir Euer sonst so beständiges Gemüth stets vor Augen schwebt. Verkürzet daher meine gegenwärtige Pein, entdeckt mich entweder meinem anwesenden Nebenbuhler, der mir den Tod geschworen hat, oder zeiget mir Gelegenheit, wo und wann das Vergnügen, Euch zu sprechen, haben kann der im Posthause verkleidet auf Antwort wartende

bekümmerte und getreue
Lizberg.

Geschrieben war der Brief bald, auch sah ich mein Fräulein nebst anderen Damen gegenüber im Fenster liegen, allein wie ihr der Brief unvermerkt in die Hände zu spielen sei, wollte mir gar nicht einfallen. Endlich trat ein Bursche zu mir herein, und bot mir allerhand Galanteriewaaren zum

Verkauf an. Ich merkte sogleich an seinem ganzen Wesen, daß er ein durchtriebener Schalk sein müsse. Daher zog ich ihn auf die Seite, kaufte für einen Dukaten allerlei nöthige Waaren, zeigte ihm hernach das im Fenster liegende, sehr betrübt aussehende Fräulein, und versprach ihm einen Thaler, wenn er derselben, ohne daß es die andern merkten, diesen Brief einhändigen und ihr heimlich zu verstehen geben könnte, daß er, sobald es ihr gelegen, Antwort abholen würde. Zu diesem Ende gab ich ihm eine kleine Schreibtafel nebst Bleistift mit, die er ihr ebenfalls überreichen, und zur Lösung dazu die Buchstaben F. L. schreiben oder aussprechen sollte.

Der lose Vogel war indeß mehr als zu dreist. Er schlich sich ganz leise in das Zimmer, worin die adelige Gesellschaft befindlich war, zupfte das Fräulein heimlich beim Ärmel, und da sie sich, ohne daß es die Andern merkten, umwendete, giebt er ihr sofort den Brief nebst der Schreibtafel mit allerlei Gebärden und Winken in die Hände, und bewirkt so viel, daß sie beides stillschweigend verbirgt. Nachher legt er seine Waaren aus, während welcher Zeit Charlotte sich entfernt, endlich wieder zurückkommt, ihm einiges abkauft, und ihm zugleich die Schreibtafel unvermerkt wieder aufstellt. Diese brachte er mir zu meinem großen Ver-

gnügen eiligst zurück, denn ich war noch nicht wieder ins Posthaus gegangen, sondern wollte erst im Weinhause abwarten, was ferner geschehen würde.

In der Schreibtafel fand ich folgende Antwortzeilen.

Mein Werthester!

Dies ist wahrhaftig die erste vergnügte Stunde, die ich seit dem zu Halle von Euch genommenen Abschiede wieder empfunden habe. Ihr bleibt, so lange ein Athem in mir ist, dennoch der Meinige und ich die Eurige, und wenn sich auch die ganze Welt dawider setzte. Seid so gütig, und verzichet im Posthause noch etwas. Morgen in aller Frühe wird mein Bruder mit seinem widerwärtigen Gefährten abreisen, gegen Abend aber sollet Ihr von meinem treuen Mädchen fernere mündliche und schriftliche Nachricht empfangen. Lebet wohl, mein Herzensschatz, ich bin

Eure getreue

Charlotte.

Niemals habe ich einen Thaler mit größerem Vergnügen ausgegeben, als denjenigen, welchen mein glücklicher Liebes-Courier, nämlich der Galanteriehändler, damals von mir empfing. So lange indeß meine Augenlust sich noch am Fenster blicken ließ, ging ich nicht von der Stelle, sondern

wartete so lange im Weinhause, bis sie sich endlich in den Wagen setzte und davon fuhr. Dann erst ging ich ins Posthaus zurück, und brachte meine Zeit unter Liebesgedanken hin, bis den folgenden Tag fast gegen Abend Charlottens treue Dienerin mir folgende Zeilen überbrachte:

Mein Geliebter!

Folget der Ueberbringerin dieses, meinem getreuen Mädchen, ohne Scheu nach dem Orte, wo sie Euch hinführt, damit ich das Vergnügen habe, Euch auf einige Stunden zu sprechen. Nehmet mir unterdeß nicht ungütig, daß ich für jezt nicht weiltäuftiger geschrieben; denn eine gute Freundin hat mich sogar bei nächtlicher Weile an diesem so angenehmen Geschäft gehindert. Meine Peiniger sind fort. Adieu, mon coeur!

Um dieser erfreulichen Botschaft Folge zu leisten, begab ich mich bei anbrechender Abenddämmerung mit meiner Führerin auf den Weg, und wurde, nachdem wir eine starke Stunde Weges zurückgelegt, durch einen Bauergarten in ein geringes Haus geführt, woselbst mich ein alter siebzigjähriger Bauersmann nebst einer gleichfalls sehr alten Bauersfrau nach ihrer Art sehr höflich und freundlich bewillkomnte. Mein Engel stellte sich um die Mitternachtszeit ebenfalls daselbst

ein, fuhr aber erschrocken zusammen, da sie statt meiner von einem Zigeunerähnlichen, schwarzbraunen Perückenhanse empfangen wurde. Jedoch ließ ich sie nicht lange in dieser Verwirrung, sondern stellte durch Kraft meines Pulvers und etwas warmen Wassers meine natürliche Gestalt wieder her, die, nach Ablegung meiner Perücke, sich wieder ganz ähnlich wurde.

Wir belachten hierauf diesen Scherz eine Weile, ließen die alten Leute bei dem Gedanken, daß ich wohl ein halber Hexenmeister sein möchte, und sungen nachher in ihrer Gegenwart unsere Unterredung in französischer Sprache an. Hier erfuhr ich nun, daß unser geheimes Liebesverständniß durch niemand anders, als durch Charlottens eigenen Bruder entdeckt und verbreitet worden. Dieser lieberliche Wildfang hatte nämlich einst durch einen Dieb in Charlottens Stube geguckt und gesehen, wie sie mit weinenden Augen einige aus ihrem Kästchen hervorgekommene Briefe las, diese nachher wiederholt küßte und dann wieder aufs sorgfältigste verwahrte. Da nun Ferdinand gleichfalls ein Zeuge davon gewesen, so gingen sie mit einander zu Rathe, erbrachen einst unter der Kirche Charlottens Stube und Kästchen, fanden alle meine Briefe nebst den meisten Abschriften ihrer Antworten, und zeigten dieselben, um Charlotten recht zu beschimpfen, zuerst allen Leuten, und zuletzt auch dem Herrn von B**.

Was die gute Charlotte deshalb vor Verdruß und Unannehmlichkeiten auszusehen gehabt, und wie es über mich Armen hergegangen, ist leichter zu vermuthen als zu erzählen. Ferdinand, dessen Liebe deshalb nicht erlosch, sondern nur noch mehr Nahrung erhielt, weil er nunmehr versichert war, daß Charlottens Herz für Liebe empfänglich sei, hoffte von diesen Umständen für seine Person großen Vortheil zu ziehen. Allein Charlotte faßte einen Heldenmuth, und erklärte frei heraus, daß sie tausendmal eher einen gemeinen Soldaten von guter Aufführung, als einen solchen Edelmann, wie er sei, heirathen wolle.

Herr von B** nahm sich dies zu Herzen, und da er Charlotten von Jugend auf nicht viel weniger als seine eigenen Kinder geliebt, so erlaubte er zwar, daß sich Ferdinand noch ferner um sie bemühen könnte, gab indeß dabei zu verstehen, daß er das Fräulein zwar zu keiner Heirath zwingen, doch aber bei seinen Lebzeiten nie erlauben werde, daß sie mich oder einen andern, der nicht adeliges Herkommens sei, zum Manne nehmen dürfe.

So wurde nun die liebe Charlotte auf allen Seiten, und zwar von ihrem leiblichen Bruder am meisten gedrängt, bis endlich die Nachricht von dem Rückmarsch der sächsischen Truppen einlief. Meine Beförderung war ihnen bereits bekannt, und sie befürchteten daher nicht ohne Grund, daß es

Händel geben könnte, weshalb sie Charlotten bei guter Zeit zu einer ihrer Anverwandten im Anhaltischen fortzuschafften. Allein die guten Leute hatten ihre Sache dennoch nicht klug genug angestellt, weil ich, wie bereits erzählt ist, gar bald alles auskundschaftete. Ferdinand und August hätten Charlotten einmal überraschen und ausforschen wollen, ob sie etwas weiter über mich vernommen, oder ob ich mich etwa in der Gegend gezeigt habe, zugleich hatten sie ihr vorgeschwätzt, ich hätte Regimentsgelder untergeschlagen, weshalb mir der Degen vom Steckenknecht vor dem Knie zerbrochen, um die Ohren geschlagen, und ich selber als ein Schelm vom Regiment gejagt worden sei. Indesß auch hierin war es ihnen fehl gegangen, und es gelang mir, meine Feinde damals und nachher öffentlich zu Schanden zu machen; denn mein von dem General eigenhändig unterschriebener Reisepaß konnte diesmal Charlotten, meinen Degen und meine Pistolen aber späterhin allen Andern das Gegentheil erweisen.

Auf diese Art wurde die Zeit unseres ersten Wiedersehens mit lauter ernsthaften Gesprächen zugebracht. Da ich indesß meinen treuen Engel inständig bat, mir wenigstens noch zweimal an diesem Orte eine nächtliche Zusammenkunft zu gönnen, um unsere ferneren Maßregeln zu überlegen, so ward mir das erwünschte Vergnügen, meine Rosentippen auf die ihrigen zu drücken. Außer diesem aber wurde von beiden

Theilen die strengste Züchtigkeit beobachtet; denn Charlotte befaß in Wahrheit ein vollkommen tugendhaftes Gemüth, und ich hätte lieber sterben, als mich durch das geringste Zeichen eines unzünftigen Verlangens bei ihr verdächtigt machen wollen. Wir verabredeten hierauf, daß ich fleißig an sie schreiben möchte, jedoch unter einer ganz fremden Aufschrift des Briefes; die Briefe sollte ich ohne Scheu an den Postmeister des ihr zunächst gelegenen Städtchens befördern, den sie zur Sicherheit auf ihre Seite ziehen und ihm einbilden wolte, daß eine ihrer Vasen ein geheimes Liebesverständniß mit einem gewissen Kavalier habe, worin Charlotte Unterhändlerin sei. Auch über die Veränderung des Namens und Patschafts nahmen wir völlige Abrede, und nachdem sie mir abermals hundert Thaler baar Geld angeboten, was ich ohne Noth nicht annehmen wollte, sondern ihr im Gegentheil eine in Polen erbeutete goldene Uhr nebst einem kostbaren demantenen Kreuze verkehrte, nahmen wir, um keinen besorglichen Verdacht zu erwecken, von einander Abschied. Die guten ehrlichen Bauersleute empfingen für ihre gehabte Welchwerlichkeit von mir einen Dukaten, worauf ich mit der Post wieder in mein Standquartier zurückreisete.

Ich merke — fuhr Herr Lixberg in seiner Rede weiter fort — daß ich meine Liebeshandel Ihnen, meine Herren, zu Ihrer Unlust etwas zu weitläufig erzähle, indeß ich werde

mich im Rest derselben etwas mehr der Kürze befließigen, wofern Sie sich bemühen wollen, mir noch ein halbes Stündchen zuzuhören.“

Der Altvater versetzte hierauf: „Herr Ligberg, Ihr macht mit diesem Abend eine besondere Ergößlichkeit. Ich gestehe, daß ich eine dergleichen Geschichte von Eurer sonst so stillen Gemüthsart nicht erwartet hätte. Nunmehr aber habi die Güte fortzufahren, denn mich verlangt, das Ende abzuwarten, sollte ich mir auch von meinem gewohnten Schlafe abbrechen.“ Worauf Herr Ligberg seine Geschichte folgendermaßen fortsetzte:

„Das Glück war mir in so weit günstig, daß ich zu Ende des Jahres 1717 eine Lieutenantsstelle erhielt, und mir daneben durch meine Kenntnisse in der Mathesis nicht nur einige vornehme Gönner, sondern in Kurzem auch noch dreihundert Thaler erwarb, so daß ich um Ostern des Jahres 1718 ein Kapital von achthundert Thalern baar beisammen, und überdies meine Equipage im besten Stande hatte.

Mittlerweile ging der Briefwechsel mit meinem lieben Fräulein nach Wunsche von Statten. Als ich nun eben im Begriff war, eine neue Reise zu ihr anzutreten, lief die ängstliche Nachricht von derselben ein: Herr von B** habe einen Kavalier, Namens N. W. v. P**, als Bräutigam zu ihr gebracht, und weil sie gegen diesen nichts einwenden können,

sei sie gezwungen worden, sich mit ihm zu verloben, doch so, daß ihr Vormund ihre Hand mit Gewalt in des Kavaliere Hand gelegt und, da sie sich geweigert, das Jawort zu geben, er statt ihrer Ja gesagt habe. Binnen vierzehn Tagen sollte sie wieder zurück auf des Herrn von B** Güter geholt werden, wollte ich sie demnach nicht auf ewig verlieren, so mußte ich eiligst Anstalten zu ihrer Entführung machen.

Unter solchen Umständen war nun nicht lange zu zaudern. Daher setzte ich mich, ohne Urlaub zu nehmen, noch denselben Abend mit meinem Bedienten zu Pferde, und jagte binnen dritthalb Tagen zu dem treuen Postmeister. Dort traf ich sogleich Anstalten, daß meine Charlotte von meiner Anwesenheit Nachricht erhielt. In der nächstfolgenden Nacht sprachen wir einander, und verabredeten, nachdem wir Alles wohl eingeleitet haben würden, in der dritten Nacht die Flucht zu ergreifen, zu welchem Behuf ich nicht weit von dem Dorfe eine Extrapost hinbestellte und meine und ihre Sachen darauf bringen ließ. Es ging auch wirklich Alles glücklich von Statten, und ich brachte auf diese Weise meine Geliebte glücklich zu dem Manne der Schwester meines Vaters, nämlich zu dem oben erwähnten Sekretair. Dieser hatte kaum den ganzen Handel ruhig überlegt, als er uns unter andern auch den nicht übeln Rath ertheilte: wir möchten an irgend einen sichern Ort hinreisen und uns daselbst von einem

römischkatholischen Priester kopuliren lassen, weil wegen des scharfen Verbots kein lutherischer es wagen würde; auf diese Weise würde der größte Anstoß gehoben, und wegen des Uebrigen könnte später ein Vergleich mit unsern hochadeligen Verwandten getroffen werden.

Wollte Gott, meine Charlotte hätte sich entschließen können, diesem gegebenen Rathe zu folgen. Allein sie war nicht zu bewegen, sondern wendete vor: da ich nunmehr dem Herrn von B** Trost bieten und seine Einwilligung mit Gewalt zu erlangen hoffen könnte, dürfte ich mich ja nur bemühen, ihn durch verstellte Unterwürfigkeit zu meinem Willen zu bewegen; auf diese Weise hätten wir erst keine anstößige Trauung nöthig, und könnten selbst, im Fall er sich weigern sollte, dennoch thun, was wir wollten, zumal da sie sich ja in Sicherheit befände, und unmöglich ausersucht werden könne.

Ich sah mich genöthigt, meiner Gebieterin zu gehorchen. Daher reisete ich in ein unweit der Güter des Herrn von B** gelegenes Städtchen, und suchte von da aus durch Briefe und durch einen abgesandten, sehr klugen Advokaten die Sache in's Reine zu bringen; indeß Alles war vergebens. Statt der Antwort ließ man mir die ärgsten Injurien sagen, unter denen mich nichts so sehr verdross, als daß ich ein Bettler, barmherziger Officier und Fräuleinräuber genannt wurde,

und daß ich den Spitzbuben Geld gegeben, das Fräulein Charlotte zu entführen. Ja, Ferdinand hatte in Gegenwart des Herrn von P** und einiger Aenderer von Adel noch behaupten wollen: ich sei als unehrlich von dem Regiment weggejagt worden. Nun war zwar der von P** so klug gewesen, in diesem Stück das Gegentheil zu erweisen, dagegen hatte er desto mehr meinen Stand und Character auf das Berächtlichste durchgezogen. Da nun dies Alles schon den folgenden Tag von andern Edelleuten, die sich aus meinem Umgange ein Vergnügen machten, mir wiedererzählt wurde, setzte ich sogleich ein Ausforderungsschreiben auf, welches ich eigenhändig schrieb und unterschrieb, und einem jeden der Beiden durch zwei junge Kavaliere überschickte, die sich nicht allein zu Ueberbringern, sondern auch zu meinen Secundanten erboten:

Verwegene Maffette!

Sobald ich vernommen, daß Deine verruchte Zunge meine Nennmécie auf's Empfindlichste angetastet, hat meine Hand die Feder ergriffen, Dir zu melden, daß ich die Auslegung Deiner boshaften Reden nicht anders als durch den Resonanz des Degens oder der Pistolen zu hören und zu sehen verlange. Hast Du demnach nur etwa ein halbes Quentchen adeliges Blut im Leibe, — woran freilich zu

zweifeln Ursache vorhanden ist — so zeige Dich morgen früh um vier Uhr auf dem . . . Plage, woselbst einen Cujon nach dem andern abzufertigen oder aus Liebe zu der schönen Charlotte sein Leben zu lassen gesonnen ist

der Lieutenant
Friedrich Lihberg.

Am folgenden Morgen machte ich mich also mit zwei Secundanten und eben so vielen adeligen Zuschauern auf, und traf anstatt des von P**, der schon verreiset war, Charlottens Bruder August an, der sich für seine Person den Degen gewählt hatte, während Ferdinand dagegen Lust zeigte, Kugeln zu wechseln. Es wurde nunmehr wenig Federlesens gemacht. August, der sein Heil zuerst versuchen wollte, wurde mit einem sehr gefährlichen Stiche in die Seite bezahlt, Ferdinand aber erstickte an meiner zweiten Pistolensugel, die ihm gleich über der Brust die Luftröhre abriß. Demnach hielt ich es nicht für rathsam, länger in dieser Gegend zu verweilen, sondern beschleunigte meine Reise, um Charlotten meine Begebenheiten selber mündlich zu hinterbringen. Indeß vier Tage nachher war ich so unglücklich, mit dem Pferde zu stürzen, und mir die Rippen der linken Seite dermaßen zu zerschellen, daß ich vor grausamen Seitensstichen und Schmerzen auf keiner Stelle liegen bleiben, viel

weniger das Reisen fortsetzen konnte, sondern vier volle Wochen auf meine Kur wenden mußte. Meine zwei Secundanten, welche ein paar junge herzhaftes sächsische Edelleute waren, verließen mich nicht in dieser Noth, sondern blieben bei mir, bis ich völlig kurirt mich wieder auf den Weg machen konnte, ja sie reiseten mit mir bis zu meinem Vetter, woselbst ich Charlotten unfehlbar noch anzutreffen meinte. Allein zu meiner größten Bestürzung mußte ich erfahren, daß Herr von B** Charlottens Aufenthalt ausgekundschaftet, die Auslieferung derselben von dem regierenden Landesherrn durch unterthänigste Vorstellungen erhalten, und endlich den Cavalier von P** abgeschickt hätte, um seinen kostbaren Schatz abzuholen und zu führen, wohin ihm beliebte. Dieser war nun erst gestern Mittag auf einem bequemen Wagen in aller Sicherheit davon gefahren, weil er muthmaßte, ich sei landflüchtig geworden, und so werde ihm Niemand weiter etwas in den Weg legen.

Zu meinem vermeinten größten Glück aber fand sich Jemand, der mir den von ihm eingeschlagenen Weg genau bezeichnete. Sogleich setzte ich mich nun, ohne den Rath meines Veters anzuheören, nebst meinen beiden Gefährten, die gleich mir junge Wagehälse waren, eiligst wieder zu Pferde, ritt von dannen, nahm, um Tag und Nacht hindurch desto rascher nachzukommen, aller Orten frische Pferde, und er-

reichte endlich am fünften Tage auf hessischem Grund und Boden den Wagen, worin Charlotte neben dem von P**, ihr Mädchen aber rückwärts saß. Ich befahl dem Kutscher still zu halten, und rief: „Heraus aus dem Wagen, Herr von P**, und überlasset mir meine Braut, mit welcher ich seit längerer Zeit verlobt bin, oder greift zum wenigsten nach Euren Pistolen.“ Nun ritten zwar drei handfeste Kerle hinter dem Wagen her; allein meine beiden Gefährten und die Diener hatten ein scharfes Auge auf alle ihre Bewegungen. Der von P** aber sagte zu Charlotten: „Mein Engel, kennen Sie diesen Herrn?“ — „Warum nicht?“ erwiderte sie; „es ist ja wirklich mein Schatz, mein Lieutenant Ligberg.“ Hierauf sprang er aus dem Wagen, und rief: „Ja, ha, mein Herr! so ist's doch wohl billig, daß wir um die Braut tanzen!“ Mit diesen Worten bestieg er sein Reitpferd, welches ein Kerl an der Hand führte, ergriff seine Pistolen, und streifte auf den ersten Schuß meinen linken Arm mit einer blutigen Wunde; ich dagegen traf ihn, als sich eben sein Pferd etwas ungeschickt wendete, vermaßen durch den hohlen Leib, daß er an seinem baldigen Tode zu zweifeln wenig Ursache haben mochte. Dessen ungeachtet hatte der verzweifelte Mensch noch die Kraft, sein zweites Pistol zu spannen, zielte schändlicher Weise damit auf Charlotten, und jagte diesem irdischen Engel augenblicklich eine Kugel durch die rechte

Brust, so daß sie sogleich ohnmächtig vor sich nieder auf ihr Mädchen fiel. Der von P** sank ebenfalls vom Pferde, während er seinen Leuten zurief: „Schießt zu, gebt Feuer, rächet meinen Tod!“ Doch von seinen Leuten unterstand sich kein einziger, eine Hand zu erheben, ihre Pistolen aber ließen sie ohne Widerrede sich von meinen Leuten abnehmen, in die Luft abfeuern, und die Steine davon abschrauben. Während dieser Zeit brachte ich die in traurigem Zustande befindliche Charlotte mit Beihülfe ihres Mädchens wieder dahin, daß sie noch einmal die Augen aufschlug, und mich mit folgenden Worten anredete: „Ich sterbe, mein Sigberg, und zwar durch Mörders Hand. Gott hat nicht gewollt, daß unsere Leiber so wie die Gemüther vereinigt werden sollten; daher fasset Euch in Geduld. Habt Dank für Eure treue Liebe, und nehmet diese Stücke zurück, damit sie nicht in fremde Hände kommen.“ Bei diesen Worten zog sie alle ihre Ringe von den Fingern, band das Demantkreuz vom Halse ab, und langte die goldene Uhr so wie auch ihren Koffer Schlüssel hervor, welchen letzteren sie ihrem Mädchen gab, mit dem Befehl, ihre rothe gestickte Sammettasche aus dem Koffer zu langen. Dies geschah denn auch sogleich, und so überreichte mir das treue Herz nebst den eben erwähnten Kostbarkeiten auch diese Tasche, worin etliche Kleinodien nebst sechs und funfzig Dukaten staken, indem sie noch Folgendes

hinzusetzte: „Kränket mich nicht, mein Engel, mit Verschmähung dieser Kleinigkeiten, die ich in keinen andern als in Euren Händen wissen will. Zu meinem Begräbniß und für meine Getreuen wird sich noch hinlänglich Geld und Geldes Werth in meinem Koffer finden. Lebet wohl, und gedenket zuweilen an Eure getreue Charlotte, die Euch bis in den Tod geliebt hat.“ Bei diesen lezten Worten war mir, als müßte ich ganz verzweifeln, auch nahm ich Dinge vor, die man sonst wohl an Rasenden, aber nicht an vernünftigen Christen wahrzunehmen pflegt. Als nun aber Charlotte mich um Gottes, ihrer Seelen Seligkeit und getreuer Liebe willen bat, daß ich doch dies unglückliche Verhängniß mit mehr Standhaftigkeit ertragen, ihre Schmerzen nicht vergrößern, sondern ihr die wenigen Augenblicke, die sie noch zu leben habe, einige Ruhe gönnen möchte, damit sie sich in ihrem Herzen mit Gott versöhnen und zu einem seligen Sterben anschießen könne, wollte ich sie an den nächsten Ort fahren lassen; allein sie verlangte, daß wir ihr aus dem Wagen unter einen schattigen Baum helfen sollten, wo sie ein wenig ausgestreckt liegen könnte. Wie nun dies geschehen war, und ich ihr Haupt auf meinen Schooß gelegt, sie selber aber eine gute halbe Stunde in stillem und eifrigem Gebet zugebracht hatte, begann sie auf's Heftigste Blut auszubrechen, und gab

balb darauf mit fest zusammengefalteten Händen ihren Geist auf.“ —

Biß hieher hatte Herr Lißberg während seiner Erzählung noch ziemlich seine Fassung behalten; doch nunmehr traten ihm auf einmal Thränen in die Augen, so daß er eine Weile inne halten mußte, ehe er seine Rede weiter fortzusetzen vermochte.

„Sie werden, meine Herren,“ — fuhr er endlich wieder fort — „leicht selber abnehmen können, wie mir elendem und alles Trostes beraubtem Menschen damals zu Muthe gewesen. Der von P** hatte sich einige Minuten eher als meine Charlotte verblutet, mithin zu gleicher Zeit mit ihr die Bitterkeit des zeitlichen Todes überstanden. Ob ihn vor seinem Tode diese Mordthat gereuet hat, weiß ich nicht; denn ich habe kein Wort weiter aus seinem Munde gehört. Doch soll er zu seinem Diener, der ihm die Wunde zustopfen wollen, gesagt haben: „Laß mich in Ruhe, es ist Alles umsenst, ich muß sterben.“

Ich für meine Person wollte durchaus den entseelten Körper meiner Geliebten in das nächste Dorf oder die nächste Stadt begleiten, und daselbst zur Erde bestatten lassen; allein meine beiden Kameraden wandten allen Fleiß an, mich daran zu hindern und zu einer schleunigen Flucht zu bereeden. Selbst

die Diener meines entlebten Nebenbuhlers sagten: „Ach, mein Herr, rettet in Gottes Namen Euer Leben durch die Flucht, denn uns wird mit Eurem Blute wenig gedienet sein. Wird man Eurer hier zu Lande einmal habhaft, so sieht es um Euren Kopf sehr gefährlich aus.“ Endlich gewann ich, obwohl mit großer Mühe, einige Fassung, zog das Mädchen meiner seligen Geliebten bei Seite, gab derselben in der Eile und Verwirrung einige Rathschläge, und bat sie, wenn ihrer Gebieterin der letzte Liebesdienst geleistet worden, meinem Vetter Bericht von ihren Verrichtungen abzustatten. Hierauf küßte ich zuletzt noch unzählige Mal den erblassten Mund und die Hände meines liebsten Engels, setzte mich dann auf inständiges Andringen mit meinen Begleitern zu Pferde, und suchte eiligst über die Gränze dieses mir so verhassten Landes zu kommen.

Wir hielten uns in keinem Quartier ohne Noth lange auf, bis endlich die berühmte Stadt Straßburg erreicht war. Von hier aus schrieb ich an meinen Vetter, den Secretair, berichtete demselben das mir zugestohene Unglück mit allen Umständen, und bat, im Fall meiner seligen Fräulein Bediente bei ihm anlangen sollten, möchte er mir die von ihnen eingezogenen Nachrichten sogleich melden, weil ich an erwähntem Orte bis zum Eintreffen seiner Antwort verziehen wolle. Vier Wochen nachher erhielt ich sein Antwortschrei-

ben und erfuhr, daß kein Mädchen zu ihm gekommen, sondern daß diese vermuthlich des nächsten Weges nach ihrer Heimat gereiset sei, mittlerweile habe er so viel vernommen, daß sowohl mein seliges Fräulein als auch der Körper des entleibten von P** in eine kleine Dorfkirche vor den Altar neben einander begraben worden, welches Glück ich dem Störer meiner Lebensfreude freilich nicht gönnte. Uebrigens hatte mein Vetter auch noch ausgekundschaftet, daß meine Angelegenheiten beim Regiment sehr übel ständen, da ich ohne Urlaub hinweggereiset und noch dazu so blutiges Unheil angerichtet. Sein Rath war demnach, daß ich die sächsischen, brandenburgischen, anhaltischen und angränzenden Länder vermeiden, ja lieber mein Glück außerhalb des römischen Reiches suchen und die zurückgelassenen Sachen vergessen möchte.

Dieser Rath war unter den dormaligen Umständen der beste. Ich nahm daher von meinen beiden Begleitern, die sich zurück in kaiserliche Garnisondienste begeben wollten, Abschied, und reisete mit meinem Diener nach Paris, wo ich ihn bei einem vornehmen deutschen Herrn als Bedienten anbrachte, und zugleich mich selber in dessen Dienste unter dem Titel eines Reisesecretairs begab. Dieser mein neuer Herr war so eben im Begriff, incognito fremde Länder zu besuchen, daher ich das Glück hatte, alles Merkwürdige mit zu sehen, ohne weiter Arbeit zu haben, außer daß ich seine Rechnun-

gen über Einnahme und Ausgabe, dergleichen ein genaues Tagebuch zu führen hatte. Wir besahen demnach zuerst Frankreich, dann Italien, Spanien, Portugal, England, und zuletzt die spanischen Niederlande, in welchen Ländern wir allerlei Merkwürdigkeiten in Augenschein nahmen, und manche Abenteuer hatten, die ich bei Gelegenheit aus meinen Tagebüchern mittheilen werde.

Als nun mein hoher Principal nach Besichtigung der vorzüglichsten Städte in Holland, Brabant und Flandern seine Rückreise antreten wollte, bat ich unterthänigst um meine Entlassung. Nun wußte er zwar wohl die Ursache, warum ich mich nicht wieder nach Deutschland wagen wollte, und versprach sich mit seinem Ansehen in's Mittel zu legen und keine Kosten zu sparen, um mir Ruhe und Sicherheit zu schaffen; allein der deutsche, für mich so unglückselige Boden war mir nun einmal zuwider geworden, und da ich seit dem Tode meiner Geliebten keine fröhliche Stunde mehr gehabt, so fürchtete ich, daß sich mein stilles Wesen endlich wohl gar in eine wirkliche Schwermuth verwandeln könnte, wenn ich den Schauplay meines Unglücks auf's Neue beträte. Sonach bekam ich denn, außer meinem ehrlichen Abschiede, eine Summe von vierhundert Thalern theils verdienten, theils geschenkten Geldes, mit welchem ich mich auf die Reise machte, um noch die beiden nordischen Reiche, Dänemark und Schweden, zu

leſehen, und zu verſuchen, ob ich dort etwa eine Linderung meiner Schmerzen finden könnte.

Im Junius des Jahres 1722 kam ich alſo in Kopenhagen an, und miethete mich auf dem neuen Königsmarke ein. Doch binnen wenigen Tagen wurde ich einem berühmten Mathematicus bekannt, und von ihm in ſein Haus aufgenommen, um ſeinen funfzehnjährigen Sohn in der franzöſiſchen Sprache und im Kunſtzeichnen zu unterrichten. Da ſich nun in Kurzem noch einige andere Schüler dazu fanden, ſo konnte ich außer meiner Koſt und anderweitigen Bequemlichkeit bloß durch das Informiren jährlich mehr als hundert und funfzig Thaler verdienen. Ueberdies blieb mir noch Zeit genug übrig, auf daſiger Univerſität meine Kenntniſſe wieder aufzufriſchen und zu erweitern, und die vortreffliche öffentliche Bibliothek, worin ich beſonders des berühmten Mathematicus Tycho de Brahe und Anderer mathematiſche Schriften fleißig durchſuchte, zu benutzen. Dieſe iſt in einem runden Thurne verwahrt, auf den man von unten bis oben mit Wagen und Pferden fahren kann. Der Eingang in die Bibliothek iſt wöchentlich zweimal erlaubt. So lange ich frei und ungebunden leben konnte, war mein Sinn noch ziemlich vergnügt, außer wenn ich zuweilen mit meinen Gedanken auf meine gehabten Unfälle gerieth, und mich ganze Nächte mit dergleichen traurigen Grillen herum ſchlug. Allein

als mit einige, nicht eben übel gesinnte Freunde das Seil über die Hörner werfen und mich durch eine Heirath mit einer von meines Patrons Töchtern in ein ansehnliches und einträgliches Amt ziehen wollten, verging mir auf einmal alle Lust, länger in Kopenhagen zu bleiben. Ich nahm daher plötzlich Abschied, und war Willens, nach Stockholm zu reisen; indefs ließ ich mich von einem guten Freunde nachmals bereden, mit ihm über Lübeck eine Reise nach Amsterdam anzutreten, welche schöne Stadt ich doch schon vor drei Jahren gesehen hatte. Dieser gute Freund war Niemand anders als Herr Plager, mit dem ich, wegen seiner besondern Geschicklichkeit in Verfertigung mathematischer Instrumente, seit zwei Jahren her eine genaue Freundschaft geschlossen hatte.

Untenweges, nämlich in Lübeck, geriethen wir als Reisende in die Bekanntschaft des Herrn Kapitain Wolfgang, und setzten unsere fernere Reise in seiner angenehmen Gesellschaft fort. Nachdem uns derselbe Manches von seinen wunderbaren Begebenheiten, und wir unsererseits ihm das Meiste von unseren Lebensschicksalen erzählt, machte er uns endlich mit guter Manier den Vorschlag: da wir beiderseits wenig Vergnügen in Europa zu finden meineten, so riethe er uns, in seiner Gesellschaft die Reise in einen anderen Welttheil vorzunehmen; kämen wir glücklich an den Ort, wohin er ge-

dächte, so könnten wir uns binnen zwei oder drei Jahren entweder zum beständigen Dableiben, oder zur Rückreise entschließen, und vollkommen versichert sein, daß er einem Jeden für jedes Jahr tausend Thaler baares Geld geben und auch unsere Rückreise befördern wolle.

Ich kann nicht leugnen, daß Herrn Plager und mir diese vortheilhaften Vorschläge anfangs etwas verdächtig vorkamen. Wir baten uns also Zeit zur Ueberlegung aus. Indeß nachdem wir Herrn Wolfgang genauer kennen gelernt, wurde endlich das Abkommen völlig abgeschlossen, ehe wir noch nach Amsterdam kamen. Dasselbst aber legten Plager und ich, ausser den tausend Ducaten, die uns Herr Wolfgang zu Anschaffung von allerlei Kunst- und Handwerkszeuges auszahlte, unser ganzes Vermögen an eben dergleichen Sachen, so wie auch an nützliche Bücher und andere Bedürfnisse, die wir mit unseren Personen glücklich hierher auf diese schöne Insel gebracht haben, auf welcher mein Herz seine völlige Zufriedenheit wiedergefunden hat."

Als Herr Ligberg seine Erzählung geendigt hatte, dankten wir ihm für das uns gemachte Vergnügen, und wünschten ihm für die Zukunft alle mögliche Gemüths- und Leibesruhe. Hiernach wollten wir, da es schon sehr spät geworden, von Herrn Wolfgang und seiner geliebten Ehegattin Abschied

nehmen und nach der Burg zurückfahren; allein beide hatten sowohl für den Altvater als für uns in einem andern Gemache das trefflichste Nachtlager zubereiten lassen. Der Altvater ließ sich daher zum Dableiben bereben, und fuhr erst den folgenden Tag nach eingenommenem Frühstück wieder nach Hause zurück.

Kurze Zeit nachher wurde der Bau unseres neuen Gotteshauses vollendet, und da mehrere der neu angekommenen Europäer bei dem Altvater um die Erlaubniß baten, sich auf der Insel verheirathen und häuslich niederlassen zu dürfen, so wurde die neuerbaute Kirche nicht lange darauf von Herrn Magister Schmelzer durch feierlichen Gottesdienst und durch die Trauung von mehr als zwölf Brautpaaren eingeweiht. Nach Vollendung dieses Baues schritten die meisten und besten Holzarbeiter zur Errichtung einer Mahlmühle. Der Altvater sah nebst mir diesem Baue fast alle Tage zu, wenn die Luft gegen Abend etwas kühl zu werden begann, besuchte auch dann und wann die Seinigen in den andern Pflanzstädten.

Eines Tages, da uns Herr Kramer eine Menge vorzüglich großer Zuckerschoten gesendet hatte, kam dem Altvater die Lust an, dieses guten Hauswirths wohl angelegten Küchen- und Lustgarten in genaueren Augenschein zu nehmen. Daher reiste er mit Herrn Wolfgang, Ligberg und Andern

hinunter nach Albertsraum in dessen Wohnung, und traf denselben bei seiner Maria Albertina in einer schönen, mit großen Kürbisranken bedeckten Laubhütte sitzend an, wo sie den Saft aus etlichen heilsamen Kräutern und Blumen presseten, um denselben sodann zur Arznei zu gebrauchen. Dessen ungeachtet war fast in einem Augenblicke Alles in Bereitschaft, um uns als seine angenehmsten Gäste auf's Beste zu bewirthen. Besonders schmeckte sein Getränk sehr angenehm, und hatte dabei die Eigenschaft, daß es keine Ungelegenheit im Leibe oder Kopfe verursachte; daher saßen wir denn sehr vergnügt beisammen. Endlich aber zeigte der Altvater ein besonderes Verlangen, die Lebensgeschichte unseres Wirthes, des Wundarztes Kramer, ebenfalls zu erfahren. Worauf derselbe, nach einigem Nöthigen, sich endlich anschickte, uns dieselbe, wie folget, zu erzählen.
